Die Yankeedoodle-fahrt und andre Reisegeschichten

von Otto Julius Bierbaum

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

München / Bei Georg Müller.

Otto Julius Bierbaum

Die Yankeedoodle-Fahrt

B5888y

Die

Yankeedoodle-Fahrt

und

andere Reisegeschichten

Neue Beiträge

zur Kunst des Reisens

von

Otto Julius Bierbaum

Humor ist wenn
man trotzdem lacht

Siebente Auflage

102465
18/6/10

München 1910 bei Georg Müller

Copyright by Georg Müller München 1910.

Otto Julius Bierbaum

Aufgenommen von G. Erfurth in Dresden,
November 1909

Fortuna heißt mein Schiff, die goldene Galere;
In ihrem Bauch sitzt meiner Feinde Schar
Und rudert mich voll Wut hin über alle Meere
Und flucht und keucht und hofft auf Sturm.
Ich aber kehre
Erfrischt nach Haus zurück aus jeglicher Gefahr.

✲

Fortuna winkt am Bug. Um ihre goldnen Brüste
Klatscht Wogendrang und -Wut. Das ist ihr
Spiel.
Sie lächelt mir voran, Laterne meiner Lüste
Und Sinnbild meiner Sehnsucht nach der letzten
Küste,
Dem steinern einsam ruhevollen Ziel.

✲

Zypressen ragen dort, die dunkelgrünen, steilen
Flammen erstarrter Kraft, rings um ein schwarzes
Haus.
Gott Hypnos winkt am Tor: mit einem Traum
zu heilen,
Was mir das Leben schuf an Wunden mit
den Pfeilen
Der Lust: der Last. Er löscht die Flamme
gütig aus.

Inhalt

Von Fieſole nach Paſing 1
Blätter aus Fieſole 71
Yankeedoodle-Fahrt 105
Eine kleine Herbſtreiſe im Automobil . 449
Kleine Reiſe 483

Fiesole und Pasing haben mancherlei gemeinsam. Z. B. mich, der ich im Winter Fiesolaner, im Sommer Pasinger bin. Aber damit läßt sich kein Staat machen, und, wenn ich nicht so schrecklich eitel wäre, würde ich es garnicht erwähnt haben. Bedeutsamer und interessanter ist, daß beide Städte eine Art Anhängsel zu einer großen Nachbarin sind. Sie verhalten sich je zu Florenz oder München etwa so, wie sich Charlottenburg zu Berlin verhält. Aber, während Charlottenburg jünger als Berlin ist, sind Fiesole und Pasing älter als ihre großen Nachbarinnen.

Fiesole zumal ist ganz schrecklich alt: so alt, daß es sich den Luxus eines mythologischen Gründers leisten kann: jenes etruskischen Königs Atlas, den Giotto in der Spanischen Kapelle zu Santa Maria Novella in Florenz als den Erfinder des Festungsbaus verewigt hat. Als er die riesigen Quadern aufeinander türmen ließ, von denen es einige bis auf den heutigen Tag gebracht haben, war

von Florenza längst noch nicht die Rede, geschweige denn von Firenze. Die stolzen Florentiner müssen sich die historische Wahrheit gefallen lassen, daß ihre Stadt aus einem Komplex von Magazinen hervorgegangen ist, die die Bürger von Faesulae unten am Arno angelegt haben, wo die Händler von Nord und Süd passierten.

Mit so alten und gewichtigen Historien kann sich Pasing freilich nicht schmücken. Seine Gründer haben keinen Mythologen und keinen Giotto beschäftigt, und München ist aus keinen Pasinger Magazinen hervorgegangen; aber vor Isar-Athen ist es dagewesen, und der bajuwarische Name Pasing ist einmal römisch ausgesprochen worden, wenn ich bitten darf. Dort, wo jetzt die Englischen Fräulein junge Mädchen in Gottesfurcht, Weisheit und Klavierspiel unterweisen, steht noch ein altes Gewölbe aus jener vormünchnerschen Vergangenheit, und es gibt in der Bannmeile Pasings eine ganze Masse von Gräbern alter, toter Heiden, während München bloß lebendige Heiden hat, die zu nichts weiter zu gebrauchen sind, als Zeichnungen und Gedichte für unartige Zeitschriften zu machen.

Auch die Pflege der Kunst und des Rebenbaues haben Fiesole und Pasing gemeinsam, doch bleibt Pasing, wenn auch vielleicht nicht in der Kunst (worüber allein die Nachwelt füglich urteilen mag) so doch in der Weinkul-

tur hinter seiner südlichen Parallelerscheinung zurück. Daß niemand auf die frevelhafte Idee kommen kann, Pasinger Wein zu keltern, versteht sich ohne weiteres von selbst, denn Essig läßt sich billiger herstellen, aber auch die Pillen, in denen das Produkt des Pasinger Weinbaues ausschließlich konsumiert werden kann, sind von einer erstaunlichen Winzigkeit und Härte. Sie ähneln mehr Wachholder- als Weinbeeren. Aber Wachholderbeeren schmecken süßer.

Völlig gleich sind sich Fiesole und Pasing dagegen in der Leidenschaft des Parteigeistes, der ihre Bürger erfüllt, und sowohl in der alten Stadt des Nordens wie in der des Südens sind es allen anderen voran die Sozialdemokraten und die Klerikalen, die das Interesse an den politischen Problemen der Gegenwart nicht einschlafen lassen. Nur ist die Pasinger Leidenschaft mehr innerlicher Natur und äußert sich nicht gleich fäustlings, wie in Fiesole, sondern, wenn ich so sagen darf, mündlings. In Fiesole habe ich es einmal mit angesehen, wie die Teilnehmer an einer Prozession, angegriffen von einer Schar jener wenig angenehmen Straßenpolitiker, die man in Italien teppisti nennt (Gesinnungsstrolche auf deutsch), sich mit ihren großen Kruzifixen zur Wehr setzten. Derlei begibt sich in Pasing nicht. Aber mit Worten drischt man einander windelweich.

Natürlich gibt es auch einige Punkte, in denen die beiden Städte sich unterscheiden. So hat

Pasing kein römisches Theater und Fiesole keine Bierbrauerei; in Fiesole wachsen Oliven, Artischocken, Feigen, in Pasing Kartoffeln, Rüben, Rettiche; in Pasing kann man Schlitten fahren, wenn man in Fiesole einen Sonnenschirm braucht; in Fiesole ist man so weit in der Kultur zurück, daß kein Mensch seinen Nachbarn durch Klavierspiel erfreut, während sich in Pasing jede Waschfrau für eine Barbarin halten würde, ließe sie nicht wenigstens ihrer Tochter den Walzer aus der Lustigen Witwe auf dem Fortepiano (aber weniger piano, als forte) beibringen.

Mit alledem glaube ich meine Objektivität genügend erwiesen zu haben, um nun ein kleines Loblied auf den „Uebel abwehrenden Felsen von Fiesole" (Ruskin) anstimmen zu dürfen.

Hier ist das edelste Werk getan
Allerlebendigster Kunst: hier ist
Kunst und Natur ganz eins.

Nichts verlor die Natur an die Kunst auf
diesen Terrassen,
Die sich ihr fügten, indem sie sie edel
Faßten: Steine aus deinem Kern,
Fels von Fiesole.

Feld und Garten ist eins: es schlingt,
Wachsend aus gleicher Furche mit ihm
Zwischen den üppigsten Halmen des Korns,
Wolluststark sich die Rebe empor,
Keine Räuberin: Geliebte,
Hoch in den Ölbaum.

Alles umarmt sich hier: Rose den Lorbeerbaum,
Efeu die Eiche, die
Nie ihr Blatt verliert.

Engelwurz flicht sich sanft,
Liebevoll, Schmuck, ins Grün
Steiler, schwarzer Zypressen. Es hängt,
Gleich einem riesigen Bacchusgelock,
Blau der Glyzine Blütentraube
Schwer vom Säulengebälk der Villa.

Iris und Tulpen säumen das Garten-Feld;
Ueberall Sterne und Glocken im Gras,
Seltsame, feurige: namenlos
Nordischer Zunge.

Nichts scheint wild hier; alles ist Zucht;
Aber es ist die edelste Freiheit.
Dienerin wurde Natur dem Geiste,
Der aus ihrem Geist regiert.

Hier erkannt ich die Kraft
Und die herrliche Ewigkeit,
Hellas und Rom, des Sinns
Eurer Zeiten: hier
Lebt noch die Herrscherin Kunst, die alles
Bindet und hebt und verklärt und den Menschen
Wirklich zum Herren der Erde macht.

Ich bitte, diese Rhythmen nicht mit den Ueberschwenglichkeiten deutscher Hochzeitsreisepaare in eine Reihe zu stellen, die, aus Italien zurückkehrend, sich wohl ähnlich begeistert äußern. Ich möchte meinen armen Versen (in aller Bescheidenheit) den Vorzug vindizieren, daß sie ihre Entstehung nicht einem vorübergehenden Seelenzustand von mehr oder minder konventioneller Hochspannung verdanken, sondern von einem Menschen herrühren, dem die Voraussetzungen für eine allgemeine Italienschwärmerei leider abhanden gekommen sind. Es fehlt mir vor allem dazu jene Blindheit, die heute noch Italien so „sieht", wie es früher von Dichtern und Malern gesehen worden ist, deren Suggestionskraft bis auf den heutigen Tag fortwirkt, obwohl in Wahrheit tatsächlich das Italien von heute ganz anders aussieht, als etwa das Land, das Goethe verkündet hat. Es hat noch immer viele Schönheiten, aber die alte Schönheit hat es nicht mehr. Seine Städte (nur wenige, wie Venedig, ausgenommen) sind modern verhunzt. Man muß sich, an allen Ecken und Enden geniert, mit Einzelheiten begnügen, wo früher ein reines Ganze rein erfreute. Es ist ein ästhetisch trauriges Verhängnis, das, als Folge volkswirtschaftlich sehr erfreulicher Umstände, unabwendbar scheint. Das Regno entwickelt sich mit der ganzen Lebhaftigkeit seiner höchst begabten und keineswegs in einem Rückgang seiner Lebenskräfte (ausgenommen

Mit Micino vor der Zypresse

die ästhetischen) befindlichen Bevölkerung zu einem Staate, der zu seinem Fortschritte derselben modernen Mittel bedarf, wie alle übrigen. Die Fremdenindustrie allein tut's nicht; er braucht auch andere. Und so braucht er z. B. elektrische Anlagen, braucht Fabrikschlöte. Aber die tausende elektrischer Drähte erdrosseln die Schönheit seiner Architekturen, und der schönste Kampanile büßt an ästhetischer Wirkung ein, wenn ihm ein Fabrikskamin benachbart wird.

Dies sind nur Andeutungen. Es widerstrebt mir, das Thema auszuführen. Denn ich liebe Italien noch immer und möchte niemand die Freude daran vergällen, der es in Ferienbegeisterung mit wohltätiger Blindheit besucht. Es wird ohnehin bald der Tag kommen, wo selbst Flitterwochenreisenden die Augen aufgehen werden. Hoffentlich sehen sie dann nicht bloß das, worauf man ästhetisch das Byronwort anwenden muß: „Schlecht und modern".

Auch wird eins ja wohl immer bleiben: die italiänische Landschaft mit ihrem unendlichen Schönheitsreichtum. Vom Heroischen bis zum Idyllischen ist schlechterdings alles in dieser Landschaft vertreten: sogar der „deutsche" Wald.

*

Doch ich muß nach Fiesole zurückkehren, um in der Erinnerung noch einmal von ihm Abschied zu nehmen.

Daß ich es verließ, geschah aus force majeure. Hyperboräer meiner Corpulenz sind nicht dazu geschaffen, der toskanischen Sonne länger als bis zum Mai standzuhalten. Was hilft mir der schönste Garten, wenn ich ihn bei Tage nicht betreten kann? Und das angenehmste Landhaus wird unsympathisch, wenn es, von wegen der Hitze, die es umbrütet, zum Gefängnis wird, das man nur unterm Schutze des kühleren Mondes verlassen darf.

Also nahm ich meine Bilder von den Wänden der Villa Bardi, rollte meine Teppiche zusammen, machte ein Brettergehäuse um meinen hochherrlichen Schreibthron und griff zum Wanderstabe.

„Mit andern Worten: Du nahmst ein Reisebillett?"

Doch nicht. Ich hatte wirklich die romantische Idee, zu Fuße nach Pasing zu pilgern.

Was Seume konnte, Hesse kann,
Das kann ich auch. Es lebe,
Hip, hip, der deutsche Wandersmann.

Aber meine Frau packte schweigend den Wanderstab ins Schirmfutteral und machte jeden Widerspruch zunichte, indem sie mir eine Fahrkarte nach Bologna überreichte. Also sprechend: „Diese Idee ist gut, wie alle deine Ideen. Ja, sie gehört sogar zu jenen besten deiner Ideen, die du nie ausführst. In diesem Falle mit Recht. Denn, gesetzt, du würdest sie wirklich

ausführen: was wäre die Folge? Du würdest genau um die Zeit nach Pasing kommen, wo wir wieder von dort nach Fiesole reisen müssen." Hyperbeln entwaffnen mich immer, denn es sind kondensierte Wahrheiten. Ich machte, das eheherrliche Prestige wenigstens formell zu retten, einige Einwendungen, die mit der Drohung endigten, ich würde also meine Wanderschaft von Bologna aus antreten, ließ mich aber ohne reellen Widerstand vors Tor bringen, wo mich auch schon (denn alles war schnöde Abkartung) Pietro, Fiesoles schönster Vetturino, mit seinem dicken Pferdchen erwartete, das auf den schönen Namen Palle hört, den man deutsch mit „Bällchen" übersetzen könnte.

„O Pietro," sagte ich zu ihm, „wirst du dich nicht ganz verwaist fühlen, wenn dein treuester Fahrgast nicht mehr zurückkehrt?"

„O Signor Giulio," antwortete er und sah dabei düster drein, „ich werde Sie nie vergessen, zumal, wenn Sie mir manchmal eine Ansichtspostkarte aus Deutschland schicken. Aber, bitte, immer mit Schnee."

Pietro glaubt nämlich, daß es in Deutschland immerzu schneit.

„Warum gehen Sie eigentlich in dieses Land zurück?" fragte er dann, als wir, der Steilheit der alten fiesolaner Straße wegen, neben Palle herschritten. „Signor Bockeli" (so pflegte er Boecklin ins Fiesolanische zu übersetzen) „hatte immer den Schnupfen, wenn er aus Deutsch-

land kam. Ich glaube, Deutschland ist das Vaterland des Schnupfens."

„Aber auch meines, Pietro," entgegnete ich, „und man muß doch zuweilen in sein Vaterland zurückkehren."

Doch Pietro schüttelte den Kopf: „Signor Bockeli hat mir gesagt, daß dort ein Wein wächst, der ganz sauer ist. Ich würde so ein Vaterland so schnell als möglich verlassen und immer in Italien bleiben. Es kann unmöglich gesund sein, in einem Lande zu leben, wo es immerzu schneit und kein richtiger Wein wächst."

„Aber Pietro," sagte ich, „wer wird denn sowas glauben! Immerzu schneien! Im schlimmsten Falle vom November bis zum April."

„Dio mio!" rief er aus, „es ist also wirklich wahr?"

„Nein, bloß halb!" rief ich entgegen, ganz verblüfft über diese arithmetikwidrige Folgerung. Aber es ist die Logik des Landes, und Pietros Arithmetik war überhaupt von der Art, daß Verdoppelungen als die Regel anzusehen waren.

So hatte ich (um ein lehrreiches Beispiel anzuführen) mit ihm einen Fahrpreis ausgemacht, der allerdings nur die halbe Höhe dessen hatte, den die „forestieri" zahlen müssen; aber, da ich ihn beinahe täglich zahlte, stand sich der Palle-Zügler doch ganz gut dabei. Indessen wurmte es ihn doch täglich, daß dieser schnöde Akkord unser Verhältnis regierte, und so suchte er mich langsam dahin zu erziehen,

daß ich aus Beschämung und von Edelmut übermannt eines Tages freiwillig sagen sollte: Nein, Pietro, ich kann diesen billigen Preis nicht länger ertragen, — von heute ab zahle ich den doppelten. Das machte er so: Wenn wir abends von Florenz herauffuhren und die Zeit vorüber war, da er auf die elektrische Trambahn aufpassen mußte, legte er sich bäuchlings über den Kutscherbock weg, sein rundes Gesicht zu mir, das andre Runde seiner Leiblichkeit aber zu Palle gewendet: eine Pose, die Vertrauen zu seinem Pferdchen und Vertraulichkeit mit dem besten seiner Fahrgäste gleichermaßen ausdrückte. Und er begann zu reden:

„War Signor Bockeli sehr reich?"

—: „So, so."

„Dann war er von Natur splendid."

—: „Hm."

„Wissen Sie, was er mir für eine Fahrt nach Florenz und zurück zahlte?"

—: „Nein, aber ich glaube es auch nicht."

„Nie unter . . ." und er streckte beide Hände einige Male aus.

—: „Ach?"

„Ja! Und wenn er gut und viel getrunken hatte, sogar noch mehr!"

—: „Der Trunk ist ein Laster, Pietro."

„Alle Deutschen trinken."

—: „Ich nicht."

Also: abgeschlagen.

Aber Pietros Phantasie hatte ein großes

Repertoire. Einmal fragte ich ihn: „Kennſt du die Gräfin Montignoſo?“

Antwort: „Ich habe ſie mehr als zehnmal zu Signor Toſelli gefahren.“

—: „Iſt ſie hübſch?“

„Hm ... na ... nicht mein Geſchmack. Aber: ſplendid iſt ſie. An ihren Trinkgeldern erkannte man die kaiſerliche Hoheit. Nie unter zehn Lire!“

—: „Bloß Trinkgeld?“

„Bloß Trinkgeld!!“

—: „Weißt du was, Pietro?“

Er ſpitzte, denn er glaubte, daß ich endlich beſchämt ſei: „Nun?“

—: „Ich würde an deiner Stelle nur verliebte kaiſerliche Hoheiten fahren, denn nur kaiſerliche Hoheiten in dieſem Zuſtande ſind ſo verrückt.“

Wieder nichts alſo.

Sein ſtärkſtes Stück war dies. Eines Abends blieb er länger ſchweigend, als es ſeine Art war. Er dachte offenbar heftig nach und disponierte den Angriffsplan. Endlich hub er an: „Signor Giulio: Sie ſind ein Dichter.“

—: „Nur manchmal.“

„O nein: Sie ſind ein ſtudierter Dichter.“

—: „Gott bewahre!“

„Doch! Zwei deutſche Damen haben es mir heute erzählt. Ein Illuſtriſſimo ſind Sie.“

—: „Bloß auf den Briefkuverts.“

„Ich bitte um Verzeihung, Signor Giulio. Die Damen haben Bücher von Ihnen geleſen.“

—: „Ich kann es ihnen nicht verbieten."

„Und sie haben mir gesagt, daß diese Bücher sehr schön zu lesen seien."

—: „Es waren liebenswürdige Damen."

„Ungemein liebenswürdige Damen. Sie haben mir zehn Lire Trinkgeld gegeben."

—: „Wirklich?"

„So wahr ich hier sitze."

—: „Aber du liegst ja auf dem Bauch."

Er setzte sich sofort in Kutscherpositur, ließ mir aber auch weiterhin den Anblick seines Antlitzes und fuhr fort: „Als ich mich höflich bedankte, — wissen Sie, was sie da sagten?"

—: „Addio!"

„Nein, Signor Giulio. Sie sagten ..." (und jetzt stockte er doch) „... sie sagten: Sie haben Glück, daß Sie diesen Herrn fahren dürfen. Er ist nicht nur ein berühmter Dichter, sondern auch sehr reich, und er gibt ..."

—: „Pietro, du bist ein Birbante und hältst mich für einen asino illustrissimo. Weißt du nicht, daß Dichter nie reich sind? Hast du nicht gelesen, daß euer erhabener Gabriele, der hundertmal berühmter ist, als ich, kürzlich seine Pferde hat versteigern lassen müssen? Und ich habe nicht einmal Pferde! Ich bin so arm, Pietro, daß ich mich sogar für meine Gedichte bezahlen lassen muß, und das ist eigentlich eine Gemeinheit. Gerade so gut könnte man sich für seine Küsse bezahlen lassen."

„O," meinte Pietro, „das ist noch lange nicht

das schlechteste Geschäft. Ich kenne eine schöne Dame, die brillant davon lebt. Sie gibt mir regelmäßig . . ."

„Schweig!" schrie ich. „Soll ich mit Putanen konkurrieren, du Schurke?"

Kurz: Pietro hat es nicht erlebt, daß ich seine imaginären Trinkgelder ins Reich der gemeinen Wirklichkeit übersetzte. Doch kam er trotzdem nicht zu kurz. Ich spendete ihm alte Anzüge, in denen er sich wie ein Gott vorkam, und von denen er, wie ich erfahren habe, zu erzählen pflegte, sie stammten von einem unsinnig reichen Deutschen her, der allein für Bier täglich zwanzig Lire ausgab, jeden Tag zweimal betrunken war und in der Zwischenzeit Verse machte, die man ihm so hoch bezahlte, daß er damit einen derartigen Lebenswandel bestreiten konnte. — Am stolzesten aber erregte meinen phantastischen Freund eine Mütze mit den Farben und Buchstaben der Hamburg-Amerika-Linie. Von dieser hat er ganze Gedichte in Umlauf gesetzt. „Solche Mützen trägt der Kaiser von Deutschland." „Diese Mütze war schon dreimal in Amerika." „Nur die höchsten Beamten dürfen in Deutschland solche Mützen tragen, denn es ist das kaiserliche Wappen darauf."

Sein Traum war, sich in dieser Mütze photographieren zu lassen. Aber ich sollte diesen Traum bezahlen, und dessen weigerte ich mich, da mir an Träumen gerade das sympathisch ist, daß sie nichts kosten.

Mit Wiwwi, Thisbe, Brille und Luna
im Garten der Villa Bardi

Hinter der Villa Bardi

Ich verabschiedete mich von Pietro, indem ich ihm, da es das letzte Mal war, wirklich 10 Lire Trinkgeld gab. Seine Quittung lautete: Evviva la Germania! — Und so verließ ich Florenz mit dem Hochgefühle, zur Popularität des Dreibundes in Italien Wesentliches beigetragen zu haben.

*

Ich weiß heute noch nicht, aus welchen eisenbahntaktischen Finessen es geschah, daß zwei Schnellzüge beinah gleichzeitig nach Bologna abgingen; bekannt und unvergeßlich ist mir aber die Tatsache, daß ich bei dem, den ich mir zur Fahrt auserkoren hatte, vergeblich auf den Facchino mit meinem Gepäck wartete; daß ich ihn, alle Facchinos von Florenz fürchterlich verfluchend, abfahren ließ; daß ich heiligen Zornes voll, ins Bahnhofsvestibül stürzte, fest entschlossen, den Pflichtvergessenen coram publico eine brutta bestia zu heißen; daß mir der Portier phlegmatisch erklärte, der Mann werde am „anderen" Schnellzug stehen, und daß dieser, als ich meinen Träger erreicht hatte, eben abfuhr.

Ha! Wie prachtvoll habe ich geflucht! Nicht im mindesten habe ich mich daran gekehrt, daß der Erzbischof von Florenz an allen Anschlageplätzen auf riesigen Plakaten männiglich des eindringlichsten ersuchte, das häßliche bestemmiare zu unterlassen. Ich mußte dieses Ventil

öffnen. Donnert ja doch auch der liebe Gott, wenn zuviel Elektrizität in der Luft ist. Ein wahres Glück, daß mir das Blitzen versagt war. Jener Facchino wäre sonst heute eine Leiche, und im Fieramosca hätte es eine scheußliche Neuigkeit zu lesen gegeben unter dem Titel: „Brutalität eines deutschen Barbaren". — Als ich mich ausgedonnert hatte, begab ich mich nach Santa Maria Novella und verrichtete in der Spanischen Kapelle meine Andacht vor dem hochheiligen Giotto, bis der nächste Omnibus nach Bologna ging.

Treno omnibus heißen in Italien die Bummelzüge. Ein ehrlicher und passender Name. Doch würde sich ein Autobus die Anzüglichkeit verbitten. — Bei meiner Vorliebe für langsame Verkehrsmittel befreundete ich mich mit dem Omnibus bald. Ich hatte mich vorsorglich mit einer schweren Last von Strozzibrödchen versehen (von mir so benannt, weil diese köstlichen mit Trüffelpaste bestrichenen Weißbrode gegenüber dem Palazzo Strozzi verkauft werden), führte Viktor Hehns „Italien" bei mir und hatte außerdem einen Bologneser Rechtsanwalt zum Reisebegleiter. Wie hätte ich mich da langweilen können? Nein, das tat ich gar nicht. Am wenigsten dann, als mich der Advokat angesprochen hatte. Er erzählte mir die ganze Geschichte der armen Contessa Murri, und ich fand wieder einmal, daß mein „Prinz Kuckuck" ein erbärmlich harmloser Roman ist.

Zur Revanche erzählte ich ihm den Prozeß Eulenburg (den zweiten der unter der Firma Harden—Moltke gehenden). Ich werde mich hüten, wiederzugeben, welche Meinungen der italiänische Jurist über die Prozeßführung äußerte. Nicht verschweigen aber möchte ich, daß auch dieser gebildete Italiäner (wie schon manche vor ihm) mir bekannte, die Päderastie für eine Art weitverbreiteten deutschen Gesellschaftsspiels zu halten.

Ich verteidigte natürlich die Sitten des Vaterlands, fand aber wenig Glauben. Der Advokat meinte sonderbarerweise, die Sache hinge mit dem Militarismus zusammen. „Als ich zum ersten Male preußische Husaren sah", sagte er, „war ich erstaunt, mit welcher Naivität die Militärverwaltung es zuläßt, daß diese verfänglichen Neigungen gewissermaßen Uniformzuschnitt erhalten." Ich dachte an das Exterieur des Herrn von Podbielski und lachte lauter, als höflich war. Ein anderes Argument des Bolognesers war ernsthafter. Er behauptete, daß es in Florenz zwei Hotels gäbe, die zu homosexuellen Stelldicheins benutzt würden, und die Kundschaft dieser sonderbaren Vergnügungsetablissements bestehe zu drei Vierteln aus Deutschen, zu einem Viertel aus Engländern. Daß ich davon auch schon in Florenz gehört hatte, verschwieg ich ihm und stellte mich sehr erstaunt. Tat überhaupt, im Vertrauen darauf, daß er den „Prinzen Kuckuck" zuversichtlich nicht

kannte, recht naiv und erzählte ihm dann, was ich (aus meinem Roman) von Neapel gehört hätte. „Das ist wahr," bekannte er, „aber die Hauptstadt der Päderastie ist jetzt nicht mehr Neapel, sondern Leipzig." — Itzt entgeistert saß ich da. „Lipsia?" flüsterte ich, von Erstaunen übermannt. „Lipsia!" bekräftigte er mit festester Betonung. Da konnte ich nun nichts weiter denken, als: Ei Herrjeeses!

o

Um ja nicht in ein Spezialitätenhotel zu geraten, stieg ich in Bologna in der alten ehrwürdigen Casa Brun ab, die viel zu schweizerisch-solid ist, als daß sie irgendwelchen unpassenden Rendezvous offen stehen sollte. Meine Moral hat auch nicht im geringsten dort gelitten, aber mein Portemonnaie fand, daß die moralische Sicherheit etwas teuer erkauft sei. Indessen, was tut man nicht der Moral zuliebe? Ich für mein Teil bin zu jedem Opfer bereit, zumal dann, wenn die Küche eines Hotels so gut ist wie seine sittliche Solidität. Und dies darf der Casa Brun noch immer nachgerühmt werden.

Ich hatte eigentlich vor, in der Umgebung Bolognas eine Villa für den nächsten Winter zu suchen, aber ich fand, daß es ein Fiesole dort nicht gibt, und so beschränkte ich mich auf den Besuch des wunderschönen Friedhofs und des Oratoriums Santa Cecilia. Beides kannte ich

noch nicht. Nun ich es kenne, erkläre ich: der kennt Bologna nicht, der es unterlassen hat, die heilige Cäcilie und den Friedhof zu besuchen. Der Friedhof von Bologna ist nicht so großartig gelegen und angelegt wie der Genuas, hat auch nicht so viele moderne Kuriositäten wie dieser, aber er besitzt einige entzückende Skulpturen aus der Zeit des Empirestiles, die zu betrachten ein großes Vergnügen ist. Besonders die „verschleierte Dame" ist mir in der Erinnerung geblieben: eine trauernde Grazie, aber nicht aus der Mythologie, sondern aus dem Leben. O anmutvolle Melancholie! Ich möchte einen Abguß davon haben, der in einer beschnittenen Lorbeerlaube stehen sollte, eine Bank darunter mit der Aufschrift:

Wagt euch nicht her, Lärm und gemeine Lust,
Geklimper und Geschrei!
Hier träumt, umschleiert Angesicht und Brust,
Melancholei.
Sie will das Leben nur durch Schleier sehn
Und weit von ihm entfernt.
Sie kennt die süße Ruh: in sich zu gehn,
Und hat der Wehmut großes Glück gelernt.

Von ähnlicher Art ist der Trost, den die Kunst Lorenzo Costas und Francesco Francias im Cäciliengebethaus spendet. Früher versuchte ich, solche Bilder nachzuerzählen. Heute weiß ich, daß das im besten Falle Dazudichterei ergibt. Jugend mag das immerhin besorgen. Warum soll man sich mit 20, 25, auch 30

Jahren nicht auch mal in eine gemalte Cäcilie verlieben? Treibt man mäßigen Windes den Fünfzigern entgegen, so tut man beſſer, die Hand von ſolchen Liebhaberkünſten zu laſſen und ſich damit zu beſcheiden, daß man zu ſich ſagt: Was in Linien und Farben einmal voll ausgeſprochen worden iſt, läßt ſich in Worten nur übertreiben; nimm, was du ſiehſt, Mann, ganz in dich auf und warte, ob es bei Gelegenheit einmal ſeine Auferſtehung im Verſe erlebt, ohne daß du weißt, woher dir dieſes Glück geſchieht. — Hier aber ſage ich nochmals: geht zur heiligen Cäcilie, wenn ihr nach Bologna kommt. Sie wohnt zwar ſchlecht, in einem etwas verwahrloſten Raume, aber ich hoffe, daß es euch damit geht, wie mir: mich ergreift Schönheit um ſo mehr, wenn man ſie ſich ſelber und dem Reize ihrer alten durch keine Reſtauration vermoderniſierten Umgebung überlaſſen hat. Noch eine Weile, und die Tüncher kommen oder die Freskenabſäger. Ich für mein Teil werde die holdſelige Cäcilie weder beſuchen, wenn die Wände ihrer Umgebung in ſtilgerechter blitzblanker Buntheit prangen, noch wenn ſie ſelber zwiſchen Plüſchſofas in einem königlich italiäniſchen Muſeum ſteht. (Daß man ſie ſelber jetzt ſchon etwas „ausgebeſſert" hat, iſt ſchade; man wird in Italien und anderswo ſo lange an den alten Kunſtwerken herumreſtaurieren, bis der Zukunft nichts weiter überliefert iſt, als jeweilig moderne Nachpfuſcherei. Iſt

es nicht ein Zeichen pöbelhafter Frechheit, seine Hände selbst an Heiligtümer zu legen? Und ein Schwindel ist es obendrein.)

*

Nachdem ich wiederum die erstaunliche Fertigkeit der bologneser Eßwarenhändler bewundert hatte, die Riesenkugeln der nicht genug zu preisenden **Mortadella di Bologna** in papierdünne Scheiben zu zerlegen (wodurch der Wohlgeschmack dieser Wurst der Würste erst ganz zur Geltung kommt) machte ich mich, wohl versehen mit Mortadella und, damit die Nase auch was habe, mit **Acqua di Felsina**, auf und fuhr nach Venedig.

Venedig! Ich wünschte, daß ich einen Ausruf erfinden könnte, der wie ein Schrei der Lust alles das verkündete, was mir diese Stadt ist. Dieser Wunsch kennzeichnet den Zustand von Faulheit und Entzücken, in dem ich mich fast immer befand, wenn ich in Venedig war. — Ja, ich liebe diese Stadt mehr, als irgend eine andre: es ist eigentlich die einzige Stadt, die ich liebe. Vermutlich deshalb, weil es keine Stadt gibt, die so ganz Stadt wäre, wie diese: so ganz Kunst. Denn ich liebe das Entschiedene.

Mag sein, daß auch das Verfallende an Venedig mir so lieb ist, und das völlig Extraordinäre. Nicht zu vergessen seine göttliche Ruhe auf den Kanälen und entlegenen Plätzen,

vor allem seine Freiheit vom Gerassel der Wagen: seine Tramwahnlosigkeit zumal.

Ihr verdankt es diese wunderbare Stadt auch, daß man sich an ihrer Architektur noch erfreuen kann, ohne durch dicke Drahtlinien geniert zu werden, die nun auch in Italien die architektonischen Bilder zerreißen.

Die Hauptsache aber ist: Venedig ist arm, Venedig hat keine Möglichkeit, Industrie im großen Stile zu beherbergen: reich und häßlich zu werden.

Das ist den Venezianern natürlich sehr unangenehm. Auch sie möchten gerne alte schöne Paläste einreißen und dafür Fabriken bauen. Bei allen Teufeln: ich freue mich innig, daß das nicht geht.

Jetzt sind sie dabei, einen Straßendamm über die Lagunen weg zur terra firma zu errichten. Ist diese Straße mal da, so hoffen sie, daß draußen Fabrikquartiere erstehen werden. Meinetwegen. Wenn nur die alte edle Venezia selber bleibt, was sie ist: die Stadt der verfallenden Paläste, der verschwiegenen Winkel, der graziösen Brücken, der engen Gassen, der lautlosen braunen Kanäle, der schwarzen Umschlagtücher, der schwarzen Gondeln.

In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sollen die Stadtväter Venedigs ernstlich den Plan erwogen haben, den großen Kanal sowohl wie die nächstgelegenen kleinen zuzuschütten, um einen neuen Stadtkern zu bilden.

Auch ein paar Dutzend der alten Paläste sollten daran glauben. Die, im Laufe der Jahrhunderte eisenhart gewordenen Pfähle, auf denen diese stehen, sollten, so heißt es, an amerikanische Pianofortefabrikanten verkauft werden, da ihr Holz das beste für den Pianofortebau sei. Diese Legende ist wohl eine Satire. Aber sie ist gut erfunden. Es hat in der Tat eine Zeit gegeben, wo die Venezianer höchst unglücklich darüber waren, keinen Boulevard, sondern den gran canale, keine großen Mietshäuser, sondern Paläste zu haben. Heute wissen sie ihre Spezialität besser zu schätzen. Da sie keine andere Industrie erheblichen Umfangs besitzen, haben sie die Fremdenindustrie im großen Stile ausgebildet. — Wer dürfte es ihnen verdenken? Es geschieht im ganzen auf liebenswürdige Manier, und das Geschmacklose, das damit einhergeht, läßt sich vermeiden, wenn man, zumal des Abends, den großen Kanal vermeidet. Wer aber ganz unbehelligt davon bleiben will, der besuche Venedig im Winter. Um diese Zeit ist die Lagunenstadt nicht bloß miasmen-, sondern auch fremdenrein.

Diesmal begann der Zufluß der Hochzeitsreisepaare eben, als ich dort war. Nun, es ließ sich ertragen. Die eigentliche Heuschreckenplage beginnt erst im Mai, der noch immer der beliebteste Honigmond ist. Auch fehlten die Gesellschaftsreisenden noch gänzlich, als welche gerade in Venedig mit einer Scheußlichkeit auf-

treten, die man als nationale Gefahr für den Ruf der Deutschen im verbündeten Italien bezeichnen muß. Ihnen verdanken wir es, wenn in italiänischen Blättern selbst intelligenter Herkunft noch von „deutschen Barbaren" geredet wird. Es fällt mir nicht ein, dieses Geschwätz zu verteidigen, so weit es nichts als nationalistische Phrase derer ist, die, mit Gott weiß wie viel germanischem Blute im Leibe, von der Herrlichkeit der „lateinischen Rasse" (einem Unsinn) reden und, mit Wissen äußerst wenig beschwert, das Vaterland Goethes für eine Art europäischen Indianerterritoriums zu halten scheinen, wo man säuft, exerziert und in schwerfällige Banausenschädel mühsam stopft, was von der Herren Latiner Kulturtafel gefallen ist. Dieses dumme Zeug ist nicht der Beachtung wert. Jeder wirklich gebildete Italiäner zuckt die Achseln darüber. Wenn sich aber italiänische Journalisten darüber mokieren, daß deutsche Touristen in Venedig mit der Lodenjoppe erscheinen, eine Adlerfeder auf dem Alplerhute, in der Hand den Bergstock, an den Füßen genagelte Stiefel, so haben sie ganz recht. Schon wird in venezianischen Volksstücken diese Sorte Deutscher lächerlich gemacht; diese und eine andere, noch weniger erfreuliche: die der Vaterlandsprotzen. Ich sah solcher einmal fünf Gondeln voll den Grankanale entlang fahren, schwarzweiß-rote Fähnchen schwingend und dazu die Wacht am Rhein gröhlend. Das ist nicht bloß

geschmacklos, sondern lümmelhaft und hahnebüchen dumm.

Diesmal genoß ich eines eleganteren Anblicks. „Il gran cancelliere dell' impero germanico" weilte in Venedig und ging fleißig spazieren in den engen Gäßchen hinter seinem Hotel. Da ich in demselben Hause wohnte (das zwar Hotel Britannia heißt, aber ganz deutsch ist), so hatte ich verschiedene Male Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, daß Fürst Bülow ein sehr munterer Reichskanzler ist, der witzig zu erzählen und seine Erzählungen dramatisch zu beleben weiß, so zwar, daß er Stimmen und Bewegungen gleichermaßen gut imitiert. Ich denke mir, daß auch diese Begabung ihn bei S. M. beliebt macht. Doch möchte ich diese Bemerkung nicht als abschätzig genommen sehen. Zur Diplomatie gehört auch die Kunst, denen zu gefallen, auf deren Mitwirkung man wesentlich angewiesen ist, und die es in der Hand haben, sich andere Partner auszusuchen. Zu den Gefahren der Monarchie gehört es, daß Genies, denen diese gefällige Kunst nicht eignet, der öffentlichen Wirksamkeit entzogen werden können, weil sie nicht imstande sind, sich nach Bedürfnis einzuspielen. Das staatsmännische Genie ist meist (nicht immer) heroisch beschränkt, es läßt sich zu vielen Rollen nicht gebrauchen; es ist vielmehr geneigt bei aller Loyalität selbst der höchsten Stelle die Rollen zu diktieren. Wenn aber die höchste Stelle selber durchaus nur nach

dem Heroenpart verlangt, so muß die Peripetie eintreten und das ungefällige Genie wird ausgeschaltet. Ein Glück, wenn dann wenigstens ein Talent an seine Stelle tritt, das die Gefälligkeit nur so weit treibt, als es ohne Gefährdung der Interessen möglich ist, die noch höher stehen als die höchste Stelle. Es hat unter Umständen die Pflicht, auch contre coeur weiter zu spielen: dann, wenn es weiß, daß nichts Besseres nachkommt. Wenn man den Fürsten Bülow immer wieder daran erinnert, daß er kein Bismarck ist, so sollte man nicht vergessen, daß auch Wilhelm der Zweite nicht Wilhelm der Erste ist, und wenn man sich dies recht deutlich ins Bewußtsein nimmt, so wird man wohl zu dem Schlusse gelangen müssen, daß nicht viel damit gewonnen wäre, wenn sich der Husar kürassiermäßig gebärdete. Wir müssen uns daran gewöhnen, daß das Drama geendet und ein Salonstück begonnen hat, in dem für Heroen kein Platz ist. Seien wir froh, wenn in hervorragender Rolle ein Mann von Geist darin beschäftigt ist, der deplacierte Entgleisungen ins Heroische abwendet und dafür sorgt, daß nicht gar ein Intrigenstück daraus wird. Mehr können wir, wie die Dinge (und Personen) stehen, zurzeit kaum verlangen und erwarten. Doch tun alle die ein gutes Werk, die nicht müde werden, daran zu erinnern, daß in einem großen Volke heroische Gefühle und Bedürfnisse wohl einmal schlummern aber nicht einschlafen dürfen, und

daß man auf einen Wechsel des Repertoires vorbereitet sein muß.

„Ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied!" Es ist aber nicht bloß der Kanzler des Deutschen Reiches daran schuld, daß ich mich, von Venedig redend, einer politischen Ruine, dazu verlocken ließ, sondern auch der gran cancelliere della poesia italiana. Doch würde Gabriele d'Annunzio mit diesem Titel keineswegs zufrieden sein. Wenn Nikolaus der Friedliche jetzt Zar aller Reußen ist, so ist Gabriele der Kriegerische heute Cäsar aller Lateiner. Die Höhe seines Ehrgeizes wird nur von der seiner Stehkragen erreicht. Alles an ihm ist glorios. Fällt ein Stück von ihm durch, so erhebt er den Durchfall noch in sublime Regionen, indem er ein Manifest erläßt, worin er seine Kritiker betrunkene Sklaven nennt. Stets ist er aktuell: wenn nicht in der Literatur, so durch Amouren, und wenn er wirklich einmal pausiert, so phantasieren ihm seine lateinischen Untertanen Legenden an, die lorbeerraschelnd durch die Zeitungen laufen. Ha: Gabriele ritt jüngst nackt ins Meer auf einem schwarzen Hengste (Preis 50000 Lire) und ward, zum Strande kehrend, von seiner Geliebten (Preis 50000 Lire) mit einem purpurnen Linnen abgetrocknet. Ha: Gabriele besitzt 50 Hunde, 20 Pferde, einen nach Maaß gemachten Marmorsarg und ein Lesezeichen, aus einer japanischen Schiffsfahne gefertigt, die beim Untergang der russischen

Flotte mit dabei war. Ha: Gabriele erhielt kürzlich von einem betrogenen Ehemann (herzoglichen Geblütes) drei Ohrfeigen, sechs Nasenstüber, fünf Tritte gegen den Magen (Arztkosten 10000 Lire). Ha: Gabriele entließ einen Kammerdiener, weil dieser es gewagt hatte, ihm ein Nachthemd zu reichen (Preis 500 Lire), das schon einmal gebraucht war. — Das kann man komisch finden, aber es ist vielleicht nicht komischer, als mancher Hofbericht in Deutschland, der sich manchmal mit weniger interessanten Erlebnissen weniger interessanter Personnagen beschäftigt. Dagegen fand ich sehr schön, daß in Venedig, als „La Nave" aufgeführt worden war, die Verse d'Annunzios das Stadtgespräch bildeten; aber nicht so, wie man wohl auch bei uns von Versen redet: kritisch, abwägend, silbenstechernd, sondern gleichsam in einer Wolke von Enthusiasmus. In jedem Kaffeehaus hörte ich sie; man kostete sie aus, überbot sich darin, sie schön vorzutragen. Und Ruderklubs luden den anwesenden Dichter ein, ihre Ruder poetisch zu segnen.

Dieser Ueberschwang war indessen doch nicht rein poetischer Natur, sondern politisch tingiert, wie, allem Anscheine nach, (denn ich kenne es nicht) das Drama von der Gründung Venedigs selber. Wenn ich die Zeitungen richtig verstanden habe, so besorgt d'Annunzio mit La Nave unter anderem auch das, was bei uns der Flottenverein tut: „Das Schiff" fordert mehr

Schiffe. Daß Gabriele seinen Lateinern nebenbei auch die Weltherrschaft reklamiert, halte ich für sicher. Zu ihm gehört jeglicher Größenwahn. Ohne seine Megalomanie wäre er nichts weiter als ein glänzender Dekorateur. Man kann sagen, daß bei ihm der Größenwahn das Genie ersetzt. Die instinktive Sicherheit des ästhetischen Urteils bei den Italiänern zeigt sich darin, daß sie die große Wortkunst ihres Gabriele zwar nach Verdienst schätzen und mit Kennergefühl preisen, sich aber durch seine blendende Diktion nicht dazu hinreißen lassen, ihn zu ihren großen Poeten zu stellen. Ich habe mich anfangs sehr darüber gewundert, denn ich glaubte, ein Dichter wie d'Annunzio müßte von ihnen geradezu als eine Art Inbegriff des Genies ihrer Rasse vergöttert werden. Weil der Italiäner sich leichter als der Deutsche zur Begeisterung hinreißen läßt, glauben wir, er besitze weniger Urteil als wir, die wir uns für die geborenen Kritiker halten, weil sich bei uns Kunstwerken gegenüber Enthusiasmus schwerer einstellt. Das ist ein Irrtum. Die große Empfänglichkeit der Italiäner für starke Kunstäußerungen beruht keineswegs auf einem Mangel an ästhetischer Kritik. Der Italiäner besitzt nur nicht jenes eigentlich unästhetische kritische Bedürfnis, hinterher die Gründe seines Enthusiasmus zu zergliedern. Wo er einmal ja gesagt hat, bleibt er mit Leidenschaft dabei. Aber er sagt durchaus nicht zu allem ja, — auch dann nicht, wenn er da-

mit in den Ruf eines auserlesen Verständigen kommen könnte, der seiner Zeit voraus ist. Der Snob ist in Italien so gut wie unbekannt, weil es dort eine alte ästhetische Kultur gibt, die dem Typus des Kulturparvenus nicht günstig ist. Nur in der Musik scheint sich eine Art Snobismus herausbilden zu wollen.

Ich hatte Gelegenheit, in einem Tea-room zu Venedig (keine italienische Stadt ohne Tearooms) zwei junge venezianische Adelige, deren Namen ich zufällig erfuhr, über die Salome von Strauß reden zu hören, die sie in Mailand genossen hatten. Sie sahen genau wie junge Engländer aus und flochten auffällig viele englische Wendungen in ihre Reden ein.

„Ich habe", sagte der eine, „die Empfindung gehabt, daß das gar nicht mehr Musik war, sondern verrücktgewordene Natur in Tönen. Eine unglaubliche Sache. Nicht eigentlich angenehm; eher beängstigend, aber höchst eindrucksvoll."

„Es ist Musik", sagte der andre, „aber barbarische. Diese Germanen streifen alle Fesseln der edleren Form ab und führen ihre alten Kriegstänze auf."

„Ganz falsch!" war die Antwort. „Die Deutschen sind dekadent. Ihre Natur ist krank, wahnsinnig, hilflos. Sie haben keine Kraft mehr für die Form. Sie können nur noch heulen, stammeln, wiehern, kreischen. Aber es geschieht, wenn auch krank, so doch mit einer Inbrunst, daß man erschüttert wird und hinterher jede noble Form

wie etwas Schwächliches empfindet. Es ist das Ende der Musik."

Wieder der andre: „Aber jeder Musiker sagt dir, daß es nie eine Musik gegeben hat, die sich mit dieser an Kunst vergleichen läßt, oder besser: an Technik. Aber das ist doch schließlich dasselbe. Gewiß ist, daß Verdi nicht ausdrücken konnte, was Strauß ausdrückt, und daß Strauß ausdrückt, was wir empfinden. Wenn du das dekadent nennst, so sind wir eben auch dekadent, denn sonst könnten wir es nicht verstehen und mit Beifall begrüßen."

So, präziser gefaßt, als es gesprochen wurde, der Extrakt des Gespräches. — Ich ging dann hinaus, zum Markusplatz, und der Zufall wollte es, daß die Kapelle einmal ausnahmsweise lauter ältere italiänische Musik spielte: Musik, die meist schon zum Gassenhauer geworden ist, oder uns so vorkommt, weil sie uns keine Rätsel mehr aufgibt.

Da ich kein Renommee als Musikkritiker zu verlieren habe, darf ich ruhig bekennen, daß mir diese Musik sehr wohl tat. Sie erheiterte mich, war wie eine Aufforderung zum Tanze mit dem Leben. Ich wurde leichtsinnig und begann ein Gespräch mit einer kleinen Rothaarigen, die wohl nur einen Lord Byron bedurfte, um sich als eine Marianna zu entpuppen und eine guerra di landia aufzuführen, falls ihr eine Margueritta aufoktroyiert worden wäre. Aber ich bin viel zu bescheiden, als daß ich auch

nun auf diesem Gebiete mit dem großen Lord wetteifern wollte. Es ging schon deshalb nicht, weil mir der venezianische Dialekt, den er beherrscht hat wie die Grazien, noch immer nicht eingegangen ist. Ich begnügte mich damit, der Kleinen zu eröffnen, daß sie ein hübsches Mädchen sei, wofür sie mich mit der Erwiderung beglückte, ich sei ein liebenswürdiger Fremdling.

„Was machen Sie denn tagsüber?" fragte ich.

„Blumen aus Perlen," sagte sie.

„Das muß ja sehr reizend sein," sagte ich.

„Aber es wird schlecht bezahlt," sagte sie.

„Das ist nun so," sagte ich, „die hübschesten Sachen werden meist am schlechtesten bezahlt. Mir geht's auch manchmal so."

„Ach," meinte sie, „Sie sehen nicht so aus, als ob Sie sich mit Polenta und Käse ernährten."

Schon wollte ich ihr Bonbons kaufen, da erschien ihr Bräutigam und scheuchte mich mit einem Blick von dannen, der wie ein Dolchblitz funkelte. „Felicissima notte", sagte ich.

Er empfahl mich der Madonna zu einem Geschäfte, das mich der Hölle überliefern würde, wollte ich es auch nur in Gedanken erwägen.

Darin sind die Popolanen Venedigs nämlich von einer blasphemischen Phantasie, die an Ruchlosigkeit und Schmutz unmöglich überboten werden kann. Ich glaube, die geringe Anzahl von Delikten gegen Leib und Leben, durch die sich Venedig auszeichnet, kommt daher, daß das venezianische Volk so fürchterlich

mit dem Maule sündigt. Aber schrecklich ist es doch, derlei anzuhören. Worte können so furchtbar sein wie Taten. „Hüte deine Zunge!" ist eine Mahnung, die von frühauf einem jeden immer vorgehalten werden sollte. Die gute Kinderstube, die das besorgt, macht sich um Seele und Zukunft des Kindes sehr verdient. Wer seine Zunge im Zaume hat, hat meist sich selber in der Kandare. — Wenn nur nicht die Nerven wären, diese zitternden Sehnen, von denen die bösen Worte allzu schnell und allzu scharf fliegen. Ich habe es mir seit einiger Zeit zur Gewohnheit gemacht, in Augenblicken, wo die Nerven vibrieren und ein böses Wort abschnellen wollen, vor mich hin zu sagen: M. h. M! Dieses Geheimsiegel bedeutet: Mensch, halt's Maul! — Hätte ich darnach immer gehandelt, so würde ich mir, und was mehr ist: geliebten Menschen viel Unangenehmes erspart haben.

✲

Ich hielt mich diesmal nicht lange in Venedig auf: die Stadt war nicht komplett. Es fehlte die Familie Naager. Wer meine „Sonderbaren Geschichten" kennt, besitzt ein freundschaftlich verzerrtes Familienporträt von ihr in der phantastischen Satire „Schmulius Cäsar". Nachdem ich sie dort mit dem Karikaturstifte gezeichnet habe, werde ich nicht umhin können, nächstens eine ernsthafte Chronik der Familie Naager herauszugeben. Das wird in Form

einer Monographie über Franz Naager geschehen, das stärkste und reichste dekorative Talent unserer Tage. Es scheint aber, daß unsere Zeit die künstlerisch reichen Naturen nicht liebt. Sie zieht die Spezialisten vor, die „Richtung" bedeuten. Franz Naager bedeutet Fülle, Verschwendung, Umfassen. Er ist schwer einzuordnen und auf eine bestimmte Manier festzulegen. Ein Form- und Stilgefühl sondergleichen vereinigt sich in ihm mit einer grundpoetischen Anlage voller Laune und Kühnheit. Aber es fehlt ihm alles Doktrinäre, und so denkt er gar nicht daran, sich an der Züchtung des „modernen Stils" zu beteiligen. Er ist vielmehr dezidiert unmodern: in einem Grade, daß man seine Arbeiten neben den besten Erbstücken alter, echter: gewachsener, nicht gezüchteter Stile sehen kann. Also ein Imitator, Eklektiker? Es tut mir leid, dies bejahen zu müssen. Er ahmt die Alten nach, indem er gleich ihnen so frei ist, auf seine Weise Formen, die schon da sind, zu entwickeln, und er holt sich seine Anregungen aus allem Schönen, das seiner Natur gemäß ist. Das Resultat ist aber immer ein echter Naager: ein Stück, das keinem alten Stile angehört und auch nicht wie ein Stückwerk aus alten Meistern anmutet, sondern frisch und froh eine Meisterpersönlichkeit verrät, die gar nicht anders als originell sein kann, weil sie eine künstlerische Vollnatur ist. Es liegt mir ferne, die dekorativen Talente der Gegenwart mit Abschätzigkeit zu be-

handeln, obwohl ihre Bemühungen um einen modernen Stil für meinen Geschmack im günstigsten Falle die Erkenntnis geweckt haben, daß die sogenannten Biedermeier Leute von einem Geschmack waren, der sich modern sehr hübsch nüancieren läßt; ich habe auch allen Respekt vor denen, die so naiv sind, zu glauben, es ließe sich eine absolut neue Formsprache aus der Jungfernerde des genialen Gemütes emporkonstruieren, und die dabei, ziemlich logisch, dazu gelangen, sich das Lallen in Linien anzugewöhnen (was aber schließlich, wie alles Eintönige, langweilig wird): nur erscheint es mir als ästhetische Pflicht, auf die Existenz eines dekorativen Genies hinzuweisen, das ohne moderne Stilprätensionen Werke hervorbringt, die den ganzen Reiz von stilvollen Arbeiten der Vergangenheit haben und sich dennoch deutlich als Werke unserer Zeit manifestieren, — wenn auch nicht des Zeitgeistes, der jene Talente beherrscht. Naager hat Phantasie. Damit ist eigentlich alles gesagt. Er hat Einfälle. Er konstruiert nicht: er fabuliert. Aber er ist so sehr Mensch der Form, des Raumblickes, daß seine Linien und Flächen auch als solche empfunden und damit konstruktive Werte sind. Es kommt nur eben noch etwas hinzu: er gibt mehr als bloß Gerüst. Wer die Nüchternheit als das kennzeichnende Merkmal unserer Zeit preist und die Phantasie nur insoweit gelten lassen will, als sie sich bei technischen Erfindungen betätigt; wer

dem Dogma der „Zweckkunst“ anhängt und also an eine „Kunst“ glaubt, die in einem äußeren Zwecke aufgehen kann (z. B. in dem, einen bequemen Stuhl zu bauen, was aber doch wohl nur insofern eine Kunst ist, als es nicht jeder kann); wer wirklich sein volles ästhetisches Genüge daran hat, an einem Gegenstande seine konstruktive Richtigkeit zu empfinden, und es gnädig nur zulassen will, daß diese „dekorativ“ betont werde; wer so bescheiden und (pardon) so gefühlskahl ist, daß er in der Kunst nicht mag, was in der Natur herrscht: den Ueberfluß, Ueberschwang, die Verschwendung: der wird an Naagerschen Arbeiten keine Freude haben. Es wird ihm gehen, wie dem Dresdener Bürgersmann, den ich vor einem Pariser Hutmodell in die Worte ausbrechen hörte: „So ä Unfug! Das is ja gee Hut mehr! Das is ä Blumentopp.“ So kann bei Naager ein Kamin ein Wintermärchen sein; eine Tapete eine Idylle; eine Wandbekleidung in Marmor ein byzantinischer Hymnus; ein Figurenfries eine holländische Humoreske; eine Vase ein Liebesgedicht; ein Vorsatzpapier eine Zärtlichkeit; ein Kachelfußboden kann vom Sommer, ein Wandbespannstoff von romantischen Abenteuern erzählen. Alles, was aus seinen Händen hervorgeht, spricht, singt, musiziert. Aber es ist immer die stille Musik echt dekorativer Kunst.

Hoffentlich führt er bald einmal wirklich aus, was ich ihm seit Jahren predige: daß

er in Venedig eine Ausstellung seines künstlerischen Reichtums: eine Palastausstellung macht.

Schade, daß er diesmal, in Berlin für einen Auftrag des Kaisers beschäftigt, nicht in Venedig war, wohin er einzig gehört. Ich hatte mich so sehr darauf gefreut, mich über ihn zu ärgern. Andre Souveräne wechseln, wenn sie sich besuchen, Höflichkeiten miteinander; wir wechseln Grobheiten. Sein Lieblingswort ist Kretin. Ich ziehe Idiot vor. Man kann sich auch auf diese Manier sehr gern haben. Für solche Fälle gilt das M. h. M. durchaus nicht.

✿

Statt seiner besuchte ich einen anderen Freund und Künstler: Wladimir Schereschewsky. Er gehörte einmal zu den großen Hoffnungen des malerischen Naturalismus in München. Uhde schätzte ihn sehr hoch, aber auch Menzel. Zwei seiner großen Elends-Malereien gingen in öffentliche Galerien über. Er aber verschwand aus München, sah in Venedig die alten Italiäner und erklärte, künftighin nicht mehr Dreck mit Dreck malen zu wollen. In der Oeffentlichkeit hörte man erst dann wieder von ihm, als in venediger Zeitungen große Artikel erzählten, Signor Wladimiro sei verrückt geworden und weile im Irrenhause. Das war wirklich wahr. Schereschewsky, von jeher ein Schwärmer und Grübler, war aus der geistigen Balance ge-

raten. Den Anstoß dazu hatte ein Erlebnis mit der politischen Polizei Oesterreichs gegeben, deren Brutalität wohl auch ein weniger irritables Nervensystem hätte zum Rasen bringen können. Man hatte ihn nahe der dalmatinischen Küste in einem Segelboote arretiert, weil man ihn, der ein paar photographische Aufnahmen machte, für einen italiänischen Spion hielt. Obwohl man bald merken mußte, daß er das nicht war, ließ man ihn zehn Tage lang mitten im Sommer in einem glutheißen Arrestlokale, weil er sich nicht ausweisen konnte, wohl aber zugab, vor Jahren aus Rußland politischer Meinungen halber ausgewandert zu sein. Ha: ein Nihilist! Ha: ein Mensch, um den sich sicher kein Konsul bemühte! Ha: eine entzückende Gelegenheit, Macht fühlen zu lassen, ohne einen Rüffel befürchten zu müssen! Kurz: ein bißchen Tortur und dann Abschub nach Italien. Er kehrte unter Wahnvorstellungen zurück, und es kam zu einem Anfall, der die venezianischen Behörden zwang, den in der Lagunenstadt sehr beliebten, ja populären Maler zu bitten, er möge sich ins Irrenhaus begeben. Das tat er ganz gerne, denn er suchte Ruhe vor gewissen Stimmen, die ihn verfolgten. Wie er sich beruhigt hatte, ließ ihn der Direktor der Anstalt, der ihn schätzte, wieder gehen. Ich fand ihn beim Schachspiel im Café Orientale. Wenn das verrückt war, was er sprach, so ist Verrücktheit eine sehr geistreiche Sache, und ich

wünschte, oft so verrückt zu sein, wie Wladimir Schereschewsky. Aber eines war wirklich verrückt an ihm, und ich habe ihm gesagt, daß er dafür verdiente, wieder auf die „Insel der Narren" gebracht zu werden. Nämlich: er zerstörte jedes seiner Bilder immer in dem Momente, wo es vor der Vollendung stand. So vor allem sein großes Abendmahl, von dem alle Künstler, die es in irgend einem Zustande gesehen hatten, erklärten, es sei zu einem Meisterwerke angelegt und voller Schönheit, Kraft, Eigenart. Als ich ihn traf, ließ er es aber überhaupt niemand mehr sehen, und ich durfte erst dann ins Atelier, nachdem er es in seiner ganzen Riesenlänge mit Tüchern verhangen hatte. Dafür zeigte er mir ein andres, gleichfalls sehr großes Bild in der schon sehr weit gediehenen Skizze, das er „verso la luce": „Dem Lichte entgegen" nannte. Es stellt eine Schar Arbeiter vor, die, „das Helle vor sich, Finsternis im Rücken", einem nackten Knaben folgen, der singend vor ihnen herschreitet. Dort, wo sie herkommen, liegt Ruß und dunkle Röte in der Luft; dort, wo sie hingehen, ist silberiges Licht und blauer Himmel. Nun: ein nicht weiter originelles Symbol. Ueber die Idee des Bildes kann man so und so denken. Ich lasse mich darauf nicht ein, weil die Bewertung dieses Kunstwerkes nicht davon abhängt, wie man sich zu seinem Gegenstande verhält. Ich hatte, als ich es sah, die Empfindung, vor den An-

fängen einer großen Sache zu stehen, vor dem Meisterwurfe eines Inspirierten. Welch ein Ausdruck in den Köpfen! Welche Wucht in der schwerfälligen und doch inbrunstvollen Bewegung der Menge! Welcher Adel in dem singenden nackten Knaben! Wie meisterhaft zur Monumentalität vereinfacht alles Aeußere: Gewand, Landschaft, Lichtkontrast! Welch großer Zug in der gewaltigen Komposition!

Ich war erschüttert, und ich sagte zu meinem Freunde: „Wenn du zu so was die Kraft hast, magst du meinetwegen im übrigen so viel Stimmen hören und Einbildungen hegen, wie du willst. Die Psychiater halten diese Stimmen und Einbildungen für Symptome einer Krankheit mit einem sehr gelehrten Namen; du selber hältst sie für etwas Reelles; ich bin so frei, dir zu erklären, daß diese Dinge mir sehr nebensächlich erscheinen, solange sie dich nicht hindern, ein derartiges Werk zu konzipieren und mit dieser Herrschaft über alle Mittel der Kunst anzulegen. Sie irritierten mich vis-à-vis diesem Bilde ebensowenig, wie etwa Zahnschmerzen, von denen du geplagt worden wärest."

Aber Wladimir machte ein düsteres Gesicht und sagte: „Gewiß; ob ich verrückt bin oder nicht, ist nebensächlich, solange ich arbeiten kann. Das Scheußliche ist nur, daß ich weiß: ich werde auch das da nicht fertig bringen."

„Warum?" fragte ich: „wegen der Stimmen?"

„Ich pfeife auf die Stimmen!" schrie der Ma-

ler. „Diese Stimmen genieren mich gar nicht beim Malen; im Gegenteil: sie regen mich an. Was mich aber wirklich verrückt macht, das ist: daß ich kein Geld habe, mir Modelle zu nehmen. Siehst du: anlegen kann ich ein Bild ohne Modelle; wenn ich aber so weit bin, daß ich es fertig machen möchte, dann seh ich: das und das und das ist falsch, hat keine Anatomie, ist nicht gesehen, ist bloß gedacht; und da muß ich mir was Lebendiges danebenstellen können, zu vergleichen und zu korrigieren. Aber alles Lebendige will bezahlt sein, und ich habe kein Geld. Ich kann mir ja nicht einmal einen Raum mit Nordlicht mieten. Auf dieser Leinwand hier tanzen, während ich male, die Reflexe vom Kanal unten. Da wäre auch Raffael verrückt geworden! Ich male, male, male, aber ich weiß: es kommt ein Tag, wo mich die Wut packt, daß ich das ganze Zeug wieder zusammenschmeiße, weil ich's nicht fertig machen kann. Denn ich höre zwar, daß die Glocken von San Marco russisch reden, und die Wellen draußen am Lido italiänisch, und die Kanonenschüsse mittags vom Arsenal her oberbayrisch: aber die Stimme des Geldes vernehme ich nicht. Ich habe einen Heiligenschein aus Gold, va bene: aber den kann ich nicht versetzen. Ich muß ihn vielmehr verbergen, weil heutzutage ein Mensch ausgelacht werden würde, an dem man einen Heiligenschein bemerkt. Deshalb setze ich meinen Hut nur abends ab, wenn ich ins Bett gehe."

Und er fing an, wunderlich zu reden. Ich aber sagte mir: Nicht bloß die Brutalität der österreichischen Polizei hat diesen Menschen von Genie um sein seelisches Gleichgewicht gebracht, sondern die Not des Lebens. Man muß ihm Geld verschaffen, und die Medizin ist da, die es verhindert, daß er vernichtet, was wert ist, der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Mag er dann immerhin weiter Stimmen hören und eine Gloriole unter seinem alten Filz fühlen: wenn er nur fertig machen kann, was er mit so sicherer, schöner Kraft begonnen hat.

Und ich ließ mir das letzte seiner vor zwanzig Jahren entstandenen und damals so lebhaft gepriesenen sibirischen Gemälde nach München schicken, es dort auszustellen und zu verkaufen. Er lebte in der Hoffnung auf, daß es mir gelingen werde, und begann sogleich, ein richtiges Atelier zu suchen.

Es wäre besser gewesen, ihm diese Hoffnung nicht zu machen. Das Bild kam nach München, aber kein Kunsthändler wollte es auch nur sehen. Sie kannten es alle und priesen es sehr, ermahnten mich aber, es nicht erst auspacken zu lassen. „Das ‚Heimatlied' von Schereschewsky. O ja: eine starke Leistung. Politische Verbannte in einem sibirischen Bergwerk. Einer spielt auf der Balalaika. Die andern, an ihre Karren geschmiedet, hören zu. Prachtvolle Typen. Viel Ausdruck in den Köpfen. Dabei sehr fein in der Beleuchtung des unterirdischen Milieus,

durch gelbes Öllampenlicht. Aber, erstens: es war vor zwanzig Jahren schon in der Sezession zu sehen, ist also keine Novität, und Schereschewsky ist mittlerweile vergessen worden; ferner: der Geschmack hat sich verändert; Bilder, die etwas erzählen, gelten als unkünstlerisch; die Kundschaft will heute Impressionismus oder Stilsachen. Und schließlich: so riesige Bilder kann ja kein Mensch hängen." Einer wies überdies darauf hin, daß er russische Großfürsten zu Kunden habe, und denen könne er doch nicht zumuten, in seinen Räumen russischen Verbannten zu begegnen.

Ich sah ein, daß nichts zu machen war, und schickte das Bild zurück. Vielleicht wird es in Venedig für die Moderne Galerie angekauft, obwohl da schon ein großes Bild Schereschewskys hängt. Man liebt ihn dort persönlich und möchte ihm helfen. Auch ist man in dieser Stadt, wo man gewöhnt ist, Jahrhunderte alte Bilder noch schön zu finden, nicht so fürchterlich modern, um zu glauben, daß ein Bild, dem vor zwanzig Jahren ein Uhde und ein Menzel Worte der Bewunderung zollten, heute als altes Eisen zu bewerten sei, weil sich mittlerweile einige Dutzend von Umschwüngen in der Kunstanschauung vollzogen haben. („Alles veloziferisch," wie Goethe sagte.) Ich glaube, die Venezianer werden es nicht zu bereuen haben, wenn sie dieses Werk erwerben. Der Naturalismus ist gewiß überwunden, aber die starken Arbeiten aus seinem

Geiste, zu denen das „Heimatlied“ gehört, werden länger vom Respekte echter Kunstfreunde gehegt und geschätzt werden, als die vielzuvielen Dokumente einer geschmackvolleren Generation, denen die ehrliche, leidenschaftliche Hingabe sowohl an malerische wie innerliche Probleme abgeht, durch die sich diese Arbeit auszeichnet.

*

Als ich von Venedig abreiste, verschaffte ich mir, ohne es zu wollen, eine recht sonderbare Sensation: ich vergiftete mich ein bißchen. Das tu ich ja nun, wie die meisten meiner verehrten Zeitgenossen, täglich, und ich betreibe diesen Sport sogar recht heftig, indem ich stärksten Tee literweise trinke und dem Kraute Nicotiana mit mehr Leidenschaft als Vernunft huldige. (Wie sollte ich auch nicht, da ich in puncto Alkohol so unmäßig tugendhaft bin. Auch die Gifte sind dazu da, genossen zu werden, insoweit sie bei entsprechender Dosierung die freundliche Eigenschaft haben, das Lebensgefühl anzuregen. Nur ist leider die Dosierung ein schwieriges Problem.) Aber diesmal handelte es sich um kein Gewohnheitsgift: Ich gedachte, einen guten Schluck tinctura amara zu nehmen, die auf meinen Magen wirkt, wie Schumanns „Aufschwung“ auf die Seele, vergriff mich aber in der Flasche und nahm einen herzhaften Schluck Opiumtinktur.

Ich erschrak nicht wenig und suggerierte mir

zu den positiven Folgen noch einen ganzen Schwanz eingebildeter. Obwohl ich es mir längst vorgenommen habe, einmal in Venedig zu sterben, setzte ich der Aussicht, das jetzt schon abzumachen, lebhaften Widerwillen entgegen. Ich rannte in die deutsche Apotheke und verlangte ein Gegengift. Man riet mir, Kolapastillen zu essen und schwarzen Kaffee zu trinken. Folgsam, wie ich bin, tat ich das sogleich. Ich nehme sogar an, daß ich es viel zu folgsam tat, denn es ist wohl möglich, daß die Zustände, die mich darauf beglückten, ebensosehr die Folgen von Kola und Kaffee wie von Opium waren. Es war reizend. Ein wundersames Gefühl von blödsinniger Gemütlichkeit erfüllte mich ganz und gar. Ich wurde stupide lustig und hatte die Empfindung, daß wohlwollende Dummheit der angenehmste Zustand ist, in dem sich ein Mensch befinden kann. Es gab nichts mehr, worüber ich mich geärgert hätte. Ich fand alles liebenswürdig, sogar mich selber. Da ich nicht denken konnte und gewissermaßen schlief, so träumte ich. Doch war es mehr ein Träumeln. Meine Beine schienen unter mir zu baumeln. Ich fühlte den Erdboden kaum, auf den ich trat. Wenn ich irgendwo angekommen war, so schien es mir, als sei ich angekommen worden. Ich sprach wenig; was ich aber sagte, sagte ich dreimal. Und immer lächelte ich dazu. Sehr angenehm war es, daß ich gar keine Wünsche hatte und nie

ein Ziel. Meine Beine baumelten mich irgendwohin, und überall war mir's recht. Dabei führte ich aber doch Absichten aus, die ich früher gefaßt hatte. So kaufte ich mir schönes graues Büttenpapier in einem Laden, wo im übrigen Töpfe verkauft werden, was mir in diesem Zustande doppelt lustig vorkam. Aber ich kaufte statt fünf Kilo dreißig. (Als ich am nächsten Tag das Riesenpaket im Hotel vorfand, erschrak ich nicht wenig bei dem Gedanken, diesen Popokatepetl einmal betinten zu sollen.) In einer Gondel, in die ich gestiegen war, bloß weil es der Gondoliere gewünscht hatte, schlief ich ein. Als ich erwachte, befand ich mich genau an dem Orte, wo ich eingestiegen war. Sehr möglich, daß der Gondoliere so schlau gewesen ist, sich wegen des Schlafgastes, den er für betrunken halten mußte, nicht anzustrengen, und daß ich einfach in der stehend gewiegten Gondel geschlafen habe. Jedenfalls glaubte ich seinen Beteuerungen, er habe mich drei Stunden lang durch sämtliche Kanäle gerudert, und zahlte ihm widerspruchslos die verlangte dreifache Taxe. Und lächelte dazu. So freundlich bin ich sonst nicht, wenn mich jemand begaunern will. Ich könnte mir diese Art Menschenfreundlichkeit als deutscher Dichter ohne Zuschuß aus irgend einer fürstlichen Privatschatulle auch nicht leisten. Denn siehe da: ich fand am nächsten Tage, daß mich der Schluck Opium 60 Lire über mein Tagesbudget gekostet hatte (die Schwelgerei in Bütten-

Treppenweg in einem Fiesolaner Garten

An der Gartenmauer der Villa Bardi

papier nicht mitgerechnet). Nur dem Allwissenden mag es bekannt sein, welchen Unfug ich mit diesem Kapitale angestellt habe.

Aus alledem geht hervor, daß der Zustand träumerisch vergnügten Blödsinns zwar angenehm, aber kostspielig ist. Nur sehr reiche Leute können ihn sich auf die Dauer leisten. — Merkwürdig war mir, daß ihm nur ein ganz gelinder Katzenjammer folgte. Wer weiß: Vielleicht ist es ganz gesund, ab und zu einen Opiumtag der großen Göttin Stupidität zu weihen. Das Gehirn ruht aus, die immanente Menschenfreundlichkeit, sonst durch Kritik gemäßigt, wacht auf, der Wille schläft ein, und man lächelt insipide einen Tag in animalischer Glückseligkeit dahin, ein Stückchen Nirwana genießend: alles in allem ein Tag ohne Strapazen, ein Gehirnferientag, ein blauer Mohntag des Lebens.

*

Ich fuhr nach Verona, nahm dort bei porta vecchia eine Droschke und besuchte den heiligen Zeno, doch war es diesmal eine kurze Visite, denn ich mußte zum nächsten Zuge nach Bozen wieder am Bahnhofe sein. Es gelang. Aber es war ein schändlicher Zug: so voll von Menschen, daß es nur im Zustande der Bemohnung ein Vergnügen gewesen wäre, in einem seiner Käfige sich transportieren zu lassen. Ich ließ mein Gepäck in ein Coupé stopfen, bestach einen Schaffner und setzte mich in eines der Bremshäuschen, die eigentlich nur von

Schaffnern benutzt werden dürfen. Diese erhabenen Sitze, die oberhalb des Waggondaches angebracht, aber verglast sind, gibt es, glaub ich, nur auf den Wagen der k. k. privilegierten Südbahn. Sehr komfortabel sind sie nicht; dafür haben sie den Vorzug einer unvergleichlichen unbehinderten Aussicht nach allen Seiten, auch nach vorn. Auch dichtet es sich dort vorzüglich. Ich schrieb in mein Notizbuch:

Venedig.

Das sind die Gassen der Vergessenheit.
Wohl: so vergiß! Dein Schatten an der Wand
Hat mehr Bedeutung, als dies „Meer von Leid",
In dem dein Glück, ein Veilchenstrauß, verschwand.

Wer warf ihn weg? Du! Deine eigne Hand
Verwarf ihn. Stille! Jetzt ist er so weit
In Tiefen schon, daß ihn kein Lied erschreit:
Der dunkle Veilchenstrauß aus hellem Land.

Wohl möglich, daß daraus ein Sonnett geworden wäre, denn es kommt mir ganz so vor, als fehlte diesem Bukett das zusammenhaltende Band (ich kenne es — leider!) Aber plötzlich kam ein Gewitter hinter dem Zuge her. Es war wirklich, als ob es den k. k. privilegierten Südbahnzug persönlich verfolgte.

Da Schnelligkeit die Sache dieser Eisenbahngesellschaft nicht ist, holte es ihn natürlich ein, und nun war es prachtvoll anzusehen, wie die schwarzen Wolkendärme über uns nach der dahin schießenden eisernen Schlange (Klapperschlange, versteht sich, denn auf keiner Bahn klappert's so, wie auf der k. k. privilegierten Südbahn) mit Blitzen zielten. War ich tapfer oder dumm, daß ich auch während dieses Donnerwetters in meinem exponierten Bremshäuschen sitzen blieb? Ich lasse die Frage offen. Da sie sich damals, als sie aktuell war, nicht bei mir eingestellt hat, verdient sie jetzt keine Antwort. Ich konnte aus dem einfachen Grunde nicht auf sie kommen, weil das Schauspiel, das ich genoß, zu schön war, als daß mich persönliche Fragen und Gefühle hätten beschäftigen können. Und so glaube ich denn, daß ich Gefahren immer sehr heldenmütig ins Auge schauen werde, wenn sie schön sind. (Kunststück! sagt Piefke.)

Als das Wetter merkte, daß es unsrer Klapperschlange nichts anhaben konnte, blieb es verdrossen in der „Berner Klause" stehen, während die k. k. privilegierte Lokomotive mit einem langen Triumphpfiffe in das breite Etschtal einfuhr, auf dem auch nicht der kleinste Wolkenschatten lag.

Soll ich das Etschtal beschreiben? Es fällt mir nicht ein. Ich bin nicht mehr so unerfahren zu glauben, daß sich Landschaften be-

schreiben ließen. Man kann im besten Falle Eindrücke eindrucksvoll wiedergeben. Diese aber richten sich nach allem möglichen, das mit der Landschaft gar nichts zu tun hat. Z. B. nach der Verdauung des Betrachters, oder nach seiner Nachbarschaft, oder nach seinen jeweiligen Seelenzuständen: ob er gerade verliebt ist, oder just einen Zahlungsbefehl erhalten hat, oder ob er vielleicht einen Reim auf Mensch braucht und des Peregrinus Syntax Reimlexikon nicht bei sich hat. Dieser Fall traf bei mir zu. Ich schäme mich, es zu gestehn, denn ich könnte es nun nachgerade wissen, daß ein Dichter von einiger Ueberlegung es vermeidet, das Wort Mensch reimherausfordernd an das Ende einer Zeile zu setzen. Vermutlich war es der erhabene Sitz im Bremshäuschen, der mich so übermütig gemacht hatte, zu glauben, der von 30000 deutschen Dichtern seit Jahrhunderten gesuchte Reim werde mir zwischen Trient und Bozen in den Schoß fallen. Aber wie verzweifelt ich auch suchte, er stellte sich nur in greulichen Mißformen ein, und ich gab das Rennen kurz vor Salurn auf. Da dort eine Ballade von mir spielt, hege ich eine gewisse Zärtlichkeit für diesen Ort, besonders aber für seine alte Burg, in der Dietrich von Bern seine Hochzeit mit der schönen Kurtatscherin gefeiert haben soll. Wenn ich Geld hätte, würde ich sie mir ausbauen. Doch nein: sie liegt zu nahe an der Bahn. Eine richtige Burg: die Burg, die ich bewohnen

möchte: meine Burg, muß so gut wie unerreichbar sein. Was beschwere ich mich denn? Sie ist es ja; denn sie liegt auf dem Monde. (Bei dieser Gelegenheit eine Anmerkung: Die Zeiten, wo man in Tirol ein altes Ritterschloß für 98 Gulden 25 Kreuzer kaufen konnte, sind vorüber. Richtige, alte, rechtschaffen verwahrloste Nester gibt es überhaupt kaum mehr. Die Romantik hat dem Komfort Platz gemacht. Allerdings gebärdet sich dieser meist stilvoll. So brennt das elektrische Licht gerne in tückisch imitierten gothischen Laternen; aber der Teufel hole diesen Schwindel; er paßt nach Sachsen, aber nicht nach Tirol.)

*

In Bozen hatte ich eine originelle Anwandlung: ich wollte einmal nicht im „Greifen" absteigen. Das ist so, wie wenn einer nach Rom führe und wollte nicht dem Papst, sondern dem Oberrabbiner oder dem pastor primarius der evangelischen Gemeinde den Pantoffel küssen. Derlei kann man sich wohl vornehmen, aber man tut es nicht. Eine halbe Stunde nach meiner Ankunft saß ich in dem länglichen Speisesaal des „Greifen", lautlos umhuscht von den traditionell weißgekleideten Serviermadies dieses nun schon seit etwa 20 Jahren immer gleich gut funktionierenden Verpflegungsmechanismusses, dessen Seele die gleichfalls traditionell weißgekleidete Frau Staffler ist, mit der ich seit 15 Jahren immer wieder von

Zeit zu Zeit folgendes Gespräch habe: Sie: Ah! guten Tag, Herr Professor! Sind Sie auch wieder zurückgekehrt? Ich: Ei ja wohl, Frau Staffler! Wie sollte ich auch nicht? Sie: Das freut mich sehr, Herr Professor! Ich: Und mich desgleichen, Frau Staffler! —

Dieses Gespräch, wie inhaltslos es auch erscheinen möge, lehrt zweierlei: 1. daß Frau Staffler an immer wiederkehrende Gäste gewöhnt ist (s. o.!) und 2. daß ich das Ansehen eines ungemein gelehrten Mannes habe. „Doktor" wird in deutschen Landen am Ende ein jeder Mann genannt, der nicht geradezu wie ein Kutscher aussieht oder durch eminent vornehme Allüren den Titel Baron herausfordert; aber der Professor wird doch wohl nur Leuten verliehen, denen profundes Wissen von der Stirne leuchtet. Ich begreife eigentlich nicht, warum man es sich in Deutschland noch immer so viel saure Mühe kosten läßt, akademische Grade zu erreichen, da man ihren Titeln ohnehin nicht entgeht. Vom 20.—30. Jahre bin ich consensu omnium Doktor gewesen (die wenigen Menschen ausgenommen, die meine wissenschaftlichen Defekte aus Erfahrung kannten); vom 30. Jahre an haben sich die Stimmen derer bedenklich vermehrt, die mich als eine noch intensivere Leuchte der Gelehrsamkeit ansprechen. Ueber ein kleines, und ich werde Geheimrat sein. Da mir die Haare auszugehen beginnen, wird dieser Zeitpunkt, falls Capillomirakuloidol

(Name geschützt!) nicht Wunder tut, bälder herangekommen sein, als mir lieb ist.

Daß mein würdevolles und weises Aussehen auch noch zu andern Trugschlüssen verleiten kann, mußte ich am nächsten Tage erfahren. Ich betrat ein Geschäft, dessen Besitzerin schon zur Zeit meines Südtiroler Aufenthalts fleißig dafür sorgte, daß Wiege und Kinderwagen nicht leer wurden. Auch diesmal hatte ich das Vergnügen, ihr zu einem Jungtiroler gratulieren zu können. Da sprach die Fruchtbare also: „Haben der Herr Professor auch Kinder?" Ich mußte gestehen: nein. „Aber natürlich!" erwiderte sie: „Der Herr Professor haben keine Zeit dazu." Ich sah sie dümmer an, als es für einen Professor schicklich ist, und entfernte mich mit dem bedrückten Gefühle, daß ich nachgerade doch wohl etwas zu würdevoll und weise aussehe.

Die alte Erfahrung bestätigend, daß Verbrecher immer wieder an den Schauplatz ihrer Untaten zurückkehren, pflege ich fast stets, wenn ich in Bozen bin, einen Abstecher nach dem Eppan zu machen, wo das alte brave „Gschloß im Gschleich" liegt: Englar, die Hochburg meiner poetischen Sünden. Ich habe dort nicht weniger als zwei Romane, drei Bände Novellen, eine große Künstlermonographie und zwei dicke Kalenderbücher voller Gedichte und Prosa geschrieben, — einen Haufen Aufsätze garnicht gerechnet. Es ist nicht klug von mir, daß ich

daran erinnere, denn eine derartige Fruchtbarkeit trägt nicht etwa eine gute Fleißnote, sondern das Verdikt ein: Vielschreiber! Aber was hülfe es mir, wenn ich es verbergen wollte? Die Schande ist offenbar, und einige meiner Englarer Produkte schämen sich nicht, von Zeit zu Zeit neue Auflagen zu erheischen. Ich weiß: auch das sollte ein kluger Autor verschweigen, denn, einmal, es macht mancherorts unbeliebt, und dann, es sieht wie Reklame und Renommisterei aus. Aber ich bin nun einmal so: ein bißchen Unbeliebtheit macht mir Spaß, und da das Renommieren auch dazu verhilft, so geht's mit hin. Deutlicher gesprochen: ich ärgere die Leute gerne, die mich ärgern. Und, ich muß es gestehen: dummer Neid ist mir immer ärgerlich gewesen. Er dient zu gar nichts, ist sich selber und der ganzen Welt nur zum Mißvergnügen da.

Ich werde immer auf dieses Thema gebracht, wenn ich Schloß Englar besuche. „Schloß Englar!" Kein Zweifel: das klingt feudal. Es war herausfordernd, die Widmungen der dort entstandenen Bücher sub „Schloß Englar" zu datieren. Aber es hat zu meiner Menschenkenntnis beigetragen. „Der Schloßherr von Englar" ist ein Bündel Drucksachen überschrieben, aus denen ich gelernt habe, wie gefährlich es für einen Dichter ist, in den Geruch eines „Schloßherrn" zu kommen. (Ein anderes Bündel trägt die Aufschrift: „Der Automobilbesitzer".)

Uebrigens ist Englar, wie ich mich jetzt wieder überzeugt habe, gar kein richtiges Schloß. „In Berlin würde der olle Kasten uff Abbruch verkooft wer'n" sagte mir einmal ein Berliner Tourist, dem es gelungen war, bei Abwesenheit meines braven Wolfshundes Muschka in den Hof einzudringen. So unerbeten diese Kritik auch war, sie traf den Nagel auf den Kopf. Aber das Schöne an Englar ist gerade, daß es ein alter Kasten und kein ordentliches Schloß ist (wie das benachbarte Gandegg etwa oder Freudenstein). Auf den ersten Anblick wirkt es wie ein größenwahnsinnig gewordenes Bauernhaus. Diesem Ansehen entspricht die Umgebung: verfallende Mauern um einen unebenen winkligen Hof mit ein paar Scheunen. Trotzdem ist mir außer jenem Berliner Eindringling niemand (auch kein anderer Berliner) begegnet, zu dem nicht sofort das gesprochen hätte, was Englar mehr hat, als irgend einer der mir bekannten alten Tiroler Herrensitze: echt romantische Stimmung verbunden mit Behaglichkeit. Die Erklärung dafür mag paradox klingen: der romantische Reiz Englars beruht in dem Fehlen jeder romantischen Aeußerlichkeit. Diese pflegt sich meist durch Absichtlichkeit um die volle Wirkung zu bringen. Auch ist sie fast immer das Werk mehr oder minder moderner Restauration. Fast alle diese Schlösser sind eine Weile etwas ruinös gewesen. So auch Englar. Aber während die meisten übrigen,

wenn ihre alten Besitzer zu Gelde oder sie selber in fremde Hände kamen, „stilgemäß" hergerichtet wurden, so begnügte man sich, das gütige Schicksal sei gepriesen, bei Englar damit, dem alten Kasten ein neues Dach zu spenden und dieses immer mal von Zeit zu Zeit auszubessern. Dieses Dach entspricht dem Stile dieses sehr alten Gebäudes (von dem schon Urkunden aus dem 11. Jahrhundert berichten) zweifellos gar nicht. Auch Englar ist einmal „Burg" gewesen: mit Turm und Zinnen. Die ritterlichen Architekturbestandteile sind, wer weiß wann, kaputt gegangen, ohne daß die Grafen Khuen das Bedürfnis gehabt hätten, sie an einem Hause zu erneuern, das nun ja in der Tat keine Wehrburg mehr war, sondern ein Landsitz, dem nur aus alter Zeit der Name Schloß anhaftete. Wäre es, gleich den übrigen Schlössern, jüngerer Herkunft gewesen, so hätte man vielleicht doch auf mehr stilgemäße Ausbesserung Bedacht genommen. Aber Englar war schon vor Jahrhunderten so alt, daß man sich auf seinen Urstil nicht mehr besinnen konnte. Man baute dort etwas an, da etwas an, besserte hier aus, dort aus: immer nur wie es das Bedürfnis gebot und der jeweilige Geschmack der Zeit wollte. Dann verfielen die älteren Teile, und das Haus begann schließlich (wie es nicht nur bei Genies, sondern auch bei alten Schlössern zu gehen pflegt) „von oben herab zu sterben". Die oberen Stockwerke des noch

immer turmartig hohen Hauses verrümpelten eines nach dem andern, bis es den Besitzern, die im zweiten Stocke wohnten, in die Suppe zu regnen begann. Das billigste Hilfsmittel, das sich bot, wurde ergriffen. Statt die ruinös gewordenen Mauern bis zur ursprünglichen Höhe hinauf auszubessern, legte man ein sehr hohes, sehr steiles Dach an, das nun freilich ebenso viele Dachboden- wie Wohnstöcke zu schützen hatte. Aber gerade dieses Dach ist für das heutige Englar charakteristisch und trägt viel zu dem gemütlich romantischen Reize des Ganzen bei. Obwohl es in der Anlage gewiß noch keine hundert Jahre alt ist, hält es jeder beim ersten Anblicke für gotisch. Ich bin nie so roh gewesen, meinen Besuchern die Illusion zu rauben, daß sie unter einem gotischen Dache schliefen. Warum auch? Ein ehrwürdiges Dach war es auf alle Fälle, und sein märchenhafter Eindruck verdiente es wohl, in der Phantasie gotische Verbrämung zu erhalten.

Nun stieg ich also wieder da oben herum und kam mir vor wie ein Mann, der in seiner eigenen Vergangenheit herumgespenstert. Ich bin ja gar nicht mehr Der von dazumal. Der „Schloßherr von Englar" war ein beträchtlich leitsameres Wesen, als ich es bin, und da er sich fremder Angelegenheiten mit rührender Beflissenheit annahm, war er wohl auch „liebenswürdiger" als ich. Sicher ist, daß er beliebter war. Ich kann es gar nicht sagen, wie an-

genehm es mir ist, dieser Beliebtheit über den Kopf gewachsen zu sein. Erst seitdem mir das gelungen ist, besitze ich ein Stückchen Weltüberblick und einiges Selbstbewußtsein. Wie danke ich allen denen, die mir dazu verholfen haben! Hier in Englar wurde ich, etwas spät, Mann. Es war ein sehr kritischer Moment, als mir das Glück geschah. Hätte es mich nicht mit Gewitterkeulen aus einer stark tranigen Idylle geweckt, ich wäre einem erbärmlichen Behagen verfallen und direkt aus dem lyrischen Knaben ein idyllischer Frühgreis geworden. Seitdem habe ich mir den Ausruf angewöhnt: „Heiliges Donnerwetter!"

Trotzdem schien es mir anfangs wie eine Vertreibung aus dem Paradiese, als ich Englar mit dem Gefühle heilsamsten Ekels verließ. So töricht ist der Mensch, wenn er die Quellen seiner Kraft behaglich hat verschlammen lassen. Man stelle sich einmal vor, was für ein fettherziges Gesindel aus der Adamsnachkommenschaft geworden wäre, wenn die nicht genug zu preisende Schlange dem ersten Paare nicht zu jener Ermittierung verholfen hätte, mit der die Geschichte der Menschen aus einer Idylle ein Drama zu werden begann. Die Not, die herrliche, zeugende Not trat ins Leben. Das war Jehovas bester Streich. Die Menschheit hat sich dafür durch Darbietung einiger gewaltiger Gesellen revanchiert; ihre schönste, übersichtlichste Opfergabe sind die shakespearischen Dramen.

Die wunderschöne Strecke zwischen Bozen und Brixen (von der weltlichen zur geistlichen Handelsstadt Tirols: beide nicht mehr recht in Blüte) pflege ich, wenn sich's irgend machen läßt, nicht im Dampfwagen, sondern in der Kutsche zurückzulegen. So auch diesmal. Es gibt kein schöneres Stück Land deutscher Zunge. Brixen fängt leider an, sich zu modernisieren. Auch der altehrwürdige „Elefant" ist neu aufgezäumt und hat dadurch viel von seinem Reize verloren. Es ist nicht mehr der, von dem ich in der Empfindsamen Reise im Automobil geschwärmt habe. Der Fortschritt ins Ungemütliche, Gewöhnliche vollzieht sich rapid, und kein Wasserkloset, kein Knipslicht vermag dafür zu entschädigen. Auch das brave Weiße Lamm „des Kantioler" in Klausen ist nicht mehr das alte, denn „der Kantioler" ist nicht mehr. Schlecht vernetwert ist es nicht, aber es hat die Seele verloren. Dagegen ist das hohe Säben noch immer wunderbar wie je. Ich hatte, als ich es nun besuchte, Aegypten Syrien, Palästina, Griechenland gesehen und mußte mir doch sagen: Eigentlich braucht man nicht so weit zu reisen, um große Eindrücke aus der Natur und Menschheitsgeschichte zu erhalten. Von der rhätischen, römischen Zeit bis zu Napoleon fühlte dieser Fels die Stöße der Weltgeschichte, und immer wurde hier oben Göttern geopfert. Das letzte große: ihr Leben, brachte jene Nonne dar, die 1809 als Braut

Christi keinem französischen Soldaten gehören wollte und sich in den Abgrund stürzte. Nun breitet ein ungeheurer Christus die Bräutigamsarme an dieser Stelle aus: so riesig, daß er selbst in der Tiefe überlebensgroß wirkt, oben aber als ein Gigant der heiligen Liebe. Daß auch die heutigen Nonnen ihren Christus mit fraulich schmückender Liebe lieben, zeigte mir eine mitten in der unteren Kapelle stehen gebliebene Christusfigur, der die Klosterfrauen einen purpurnen goldbordierten Mantel umgehängt hatten. In die Dornenkrone schlang sich ein Kranz seidener Blumen, eine silberne Kette mit einem vergoldeten Medaillon schmückte den Hals. Ich hätte mich nicht gewundert, Ringe an seinen Fingern zu sehen. Es war eine sehr alte Figur, und der schönen Arbeit des gotischen Schnitzmessers war kein Gefallen damit erwiesen, daß sie, wer weiß zum wievielten Male, mit glänzender Oelfarbe überstrichen worden war, aber es läßt sich durchaus begreifen, daß die Nonnen keinen holzfarbenen, wurmstichigen, hartlinigen Christus haben wollten, sondern einen glatten, glänzenden, weiß und roten. Und es ist keine lästerliche Verirrung, daß sie den Schmerzensmann schmücken und putzen wie einen Bräutigam: es ist reine und echte Liebe der Gottesbraut. Als sie noch Dichterinnen waren, wie die Mechthild von Magdeburg, haben sie ihn mit küssenden Reimen geherzt, und „es ging die Aller-

liebste" (die Nonne) „zu dem Allerschönsten" (Christus) in die geheime Kammer der unschuldigen Gottheit; da findet sie der Minne Bette und Minne Gelaß".

Dieses Nonnenkloster Säben bei Klausen gehört sicherlich zu den gewaltigsten und schönsten Gebetsburgen der Christenheit. Seine Lage und sein Bau lassen keinen Vergleich mit Monte Cassino zu, denn alles ist hier anders, aber es darf neben der Gründung des heiligen Benedikt genannt werden als ein Ort von ebenso mächtiger Ehrwürdigkeit und ebenso großer Schönheit.

Es wird eine Zeit kommen, wo man es nicht begreift, daß gescheite Leute sich in Käfigen auf Schienen an dieser Herrlichkeit vorbeischleppen ließen und ihr Genüge daran fanden, aus einem roten Buche schnell aufblickend zu konstatieren: Säben, Nonnenkloster, rhätisch, römisch . . . usw.

„Ueber Reisen kein Vergnügen" sang man in der Biedermeierzeit, ehe das begann, was Goethe „veloziferisch" nannte, er, der auch hinter der Erfindung des Dampfwagens den Unsinn ahnte, der aus seinem Sinn werden sollte. Was ist das aber für ein trauriges Vergnügen, das man von den Gesichtern heutiger Vergnügungsreisender (Kinder ausgenommen) ablieſt. Jeder Handwerksbursche hat mehr von der Welt gesehen als sie, die, wo immer sie auch gewesen sein mögen, eigentlich

nie gereist, immer nur transportiert worden sind. Dieser Unsinn ist so erstaunlich, daß er sich bloß pathologisch erklären läßt. Ein Mensch reist von Berlin nach Rom; in einem Rutsch; obwohl er Zeit dazu hätte und Geld, an den schönsten Orten Station zu machen, fährt er, aufs widerwärtigste eingesperrt, Tag und Nacht, immerzu rattatta, rattatta weiter; Tirol, Oberitalien, Florenz: da schläft er vorüber, dort skatet er vorbei, hier liest er deutsche, dort italiänische Zeitungen; nur weiter, nur weiter sein Billett geht ja bis Rom. Welch ein Wahnsinn! (Ich rede natürlich von Leuten, die zum Vergnügen reisen, und nicht von solchen, die notgedrungen zu einem bestimmten Termine in Rom sein müssen.) Er läßt sich durch nichts als sinnvolle Handlung beschönigen. Es kommt mir vor, wie wenn ein Mensch an einer Table d'hôte teilnähme und würde von der Suppe bis zum Gefrornen schlafen oder lesen oder sonstwas tun, und erst beim Käse zulangen. Es ist eine Epidemie, wie der Veitstanz im Mittelalter. Aber ich glaube, daß diese Massendrehkrankheit mit stärkeren Sensationen verbunden war.

☼

In Brixen stieg ich aber doch in den Zug. Ich mußte nach Hause und nun war meine Vergnügungsreise zu Ende. Grimmig schrieb ich angesichts des Siegmundskirchleins am Brenner in mein Notizbuch:

Bei Borgo San Lorenzo hinter Fiesole

Hier entsäckelte einst der mutige Ritter den Kaufmann;
Siegmund dem Heiligen schuf dicht er ein Kirchlein dabei.
Nun am gleichen Altar entsühnte den Schnapphahn der Burgpfaff,
Und der Kaufmann hob dankend die Hände zu Gott:
„Herr, ich preise Dich! Herr, Du hast den Esel verblendet;
Siehe er ging auf den Leim: nahm nur den glitzernden Schund."
Groß ist Gott. Er genießt die Menschheit, die er gebacken,
Wie er sie buk und verdirbt nicht mal den Magen sich dran.

Und bei St. Jodok, wo ein ehemaliger Kamerad die Sommerfrische zu genießen pflegt, der es nicht verwinden konnte, daß ich es ein wenig weiter gebracht habe, als er, gedachte mein Bleistift seiner und kritzelte:

Du willst mir in die Suppe spucken?
Welch Größenwahn und Unverstand!
Du kannst ja nicht mal bis zum Rand
Von meinem Suppenteller gucken.

Das kommt von der Eisenbahn: man denkt an Unerquickliches, das einem sonst nie einfällt; es fliegt einem mit dem Ruße an.

In Wörgl mußten zwei Mann einen schweren Wagen auf ein andres Gleis schieben. Der eine war ein Ironiker und sagte: „Arbeit

macht das Leben süß!" Ich rief ihm entgegen: „Sauer ist mir lieber" und wurde für die Schändlichkeit durch lebhaften Beifall beider belohnt. Da ich sie darauf durch zwei Viertele Roten gut machte, hatte ich mich einer sehr aufrichtigen Ovation zu erfreuen, die in Gesang überging, als ich abfuhr:

Arbeit macht das Leben süß,
Sauer ist mir lieber.
Juhuhu! Juhuhu!

In Innsbruck stieg ein Mensch zu mir ins Coupé, der mich immerfort anstarrte und dazu den Lustigen Ehemann pfiff. Ich wollte eben die Notleine ziehen, da wurde er direkt und fragte mich: „Sind Sie nicht der Dichter des Lustigen Ehemanns?" „Nein," antwortete ich, „der war ich einmal; aber ich ziehe den kleinen Kohn vor, und noch entzückender finde ich das Volkslied: Auf dem Baume sitzt 'ne Pflaume. Wenn Sie zur Abwechslung eines dieser Lieder pfeifen wollten, so würde ich Ihnen unaussprechlich verbunden sein." „Hahaha!" lachte der Mann mir die Düfte seines Magens ins Angesicht, „hahaha, Sie sind ein Humorist!" Und er tat mir die höchste Ehre an, die ein literarisch gebildeter Deutscher zu vergeben hat: er verglich mich mit Otto Reutter. Das stimmte mich milde, und ich lehnte bescheiden ab. Aber er blieb dabei und meinte nur, daß Herr Reutter noch komischer aussähe, als ich. „Noch komischer?" rief ich, „das möchte ich denn doch

bezweifeln. Sie sollten mich nur mal sehen, wenn ich mir Mühe gebe. Aber das geschieht natürlich nur im Engagement." „Natürlich," erwiderte er; „zu schade, daß ich nicht in Berlin war, wie Sie im Ueberbrettl sangen. Liliencron habe ich mal auftreten sehen, ich glaube in Köln, aber er sang leider nicht, las bloß vor. Wahrscheinlich war er nicht bei Stimme." „Wahrscheinlich. Sonst hätte er gewiß „Die Musik kommt" gesungen." „Deshalb war ich auch in die Vorstellung gegangen," erklärte er, „und ich fand es eigentlich stark, daß der Herr bloß vorlas." — „Sie haben offenbar viel Interesse für Literatur," sagte ich. „Na," sagte er, „nicht für alles: bloß für das Moderne. Aber auch bloß, wenn's vorgetragen wird. Lesen ist meine Sache nicht. Da fehlt ja auch die Musik bei." „Freilich," gab ich ihm zu, „und dann die Bewegungen! Die Mimik!" „Ja," rief er aus, und seine Augen leuchteten: „Die Kunst! Und, sehen Sie, die hat Ihr Kollege Reutter doch riesig weg! Wenn er so mit den Armen schlenkert, oder er hat sich einen Rettich ins Knopfloch gesteckt und denkt, es ist ne Rose, und wie er daran riecht, merkt er's, und dann frißt er den Rettich auf! Göttlich! Gött — lich!" Und er besäuerte mich neuerdings mit einem Gelächter, das keinen Zweifel daran ließ, wie empfänglich er für Humor war. Ich unterhielt mich noch lange mit ihm über Literatur und Kunst und lernte dabei den

Erfolg des Ueberbrettls begreifen, das seinen Platz in der deutschen Kulturgeschichte gewiß behalten wird. „Wir werden den Uebermenschen auf dem Brettl gebären", rief mein Stilpe an der Stelle seines Romanes aus, der Wolzogen zu dem Titel seiner bunten Bühne inspirierte. Da saß er neben mir, der Uebermensch. Ich war aufs tiefste gerührt, schützte in Kufstein aber doch Geschäfte vor und setzte mich in ein anderes Coupé.

Dort saß (es war ein Coupé dritter Klasse) ein junges Mädchen und betete zu Goethe. Es las im Faust (Reklamheft). Ich bat der deutschen Kultur meine Lästerungen ab und erfreute mich des Anblicks. Da das junge Mädchen außerdem noch hübsch war, begann ich, als es das Buch zugeschlagen hatte, ein Gespräch. Ganz direkt: „Wundervoll, der „Faust", nicht wahr?" — „Ja, herrlich!" — „Haben Sie ihn schon oft gelesen?" — „Oft? Nein. Jetzt das dritte Mal. Ich habe wenig Zeit zum Lesen." — „Was lesen Sie denn sonst noch?" — „Ach wenig. Am liebsten Gedichte." — „Wer ist denn Ihr Lieblingsdichter?" — „Wie meinen Sie das?" — „Von wem Sie am liebsten Gedichte lesen?" — „Von wem sie sind, ist mir einerlei. Ich schreibe den Namen nicht drunter." — „Das verstehe ich nicht." — „Nun ja, wenn ich ein hübsches Gedicht finde, schreib' ich mir's ab." — „Ach so." — „Ich habe schon ein ganz dickes

Buch." Sie zog es aus ihrer Plaidrolle und zeigte es mir.

Ich muß gestehen, daß ich selten in meinem Leben vor Stolz errötet bin; hier wurde ich rot: denn ich fand in dieser Anthologie ein ganzes Dutzend Gedichte von mir.

„Wo haben Sie denn die gefunden?" fragte ich. — „Ach, die standen in einem dicken Buche. Aber die andern waren nicht so schön. Unser junger Herr hat mir das Buch mal geborgt." — „Sie sind in Stellung?" — „Ja, ich bin Kindermädchen."

Nun, dachte ich mir (denn Dichter sind eitel), ein ganzes Dutzend: das ist schon was, und hahaha (denn Dichter sind boshaft), von X und Y und Z war gar keins drunter.

Schade, daß wir so bald in München waren. Ich hätte mich mit dem Kindermädchen gerne noch lange über Gedichte unterhalten. Die Kleine hat mir auf eine sehr artige Manier auseinandergesetzt, wie ein Gedicht sein muß, wenn es ihr gefallen soll. Es lief darauf hinaus: Es muß so sein, als ob man es selber auch so hätte sagen können, aber doch wieder viel schöner; und es muß sein, als gehörte eine Melodie dazu; und es muß natürlich etwas fürs Herz sein: entweder „schrecklich" lustig oder „furchtbar" traurig.

Ich half der Kleinen, als sie ausstieg, mit vielem Respekt zu ihren Sachen und lachte dem humorbegeisterten Dyspeptiker, als er mich

anſchrie: „Nanu? Ich denke, Sie ſind in Kufſtein“ mit ſo unzweideutigem Ausdruck ins Geſicht, daß er mich fürder nicht für einen Humoriſten, ſondern für ein Monſtrum von Undankbarkeit halten wird.

In Paſing begrüßte mich meine alte Freundin Wiwwi mit all dem Ausdruck, den eine gute Hundeſeele in die Bewegung eines Schwanzſtummels zu legen vermag, und ſie war nicht eher ruhig, als bis ich ihr verſicherte, daß das Frauchen auch bald nachkommen werde.

Und von Paſing nach Fieſole ſchlug ſich der myſtiſche Bogen der Sehnſucht, der von Herz zu Herzen geht.

Blätter aus Fiesole

I.

(Erste Dezemberhälfte 1907.)

Nun wieder, nach drei Jahren, hier: Nachbar der Franziskaner; zwischen Mauern, deren Grund die alten Etrusker gelegt haben; unweit dem römischem Theater; gegenüber dem Hügel von Trespiano mit seinem Friedhofe, zu dem sich die toten Florentiner nachts mit Fackeln begleiten lassen. Zwischen mir und ihm der Mugnone. Noch will ich den Fluß nicht überschreiten. Noch danke ich für diesen Fackelzug, obgleich die Reise hierher einem Krankentransport sehr viel ähnlicher war, als einer Lustfahrt.

Doch war ich immer noch lebendig genug, mich auf der Talferpromenade in Bozen des helleren Lichtes dankbar und stark zu erfreuen, das die Sonne zu spenden beginnt, sobald man die Brennerhöhe hinter sich hat.

Der alte Noë (ein Schriftsteller, der sehr berühmt gewesen wäre, wenn er für Engländer und nicht für Deutsche hätte schreiben dürfen) hat versucht, zu erklären, warum die Sonne

südlich des Brenners ihre Sache soviel besser macht, als nördlich dieses Bergzuges. Hartleben, der den Alten (ihm wahlverwandt in mehr als einem Betracht) persönlich gekannt hat, meinte einmal zu mir, das sei eine rationalistische Erklärung gewesen, zu deren Verständnis man in einem unerlaubten Maße nüchtern sein müsse. Daher er (und Noë selber) sie niemals ganz verstanden habe. Es sei das aber auch überflüssig, denn der eigentliche Grund dieser Erscheinung liege im Menschen und nicht bei der Sonne. Nicht, als ob es etwa vom Weine käme: sondern es käme von der Gnade des Südens, einem durchaus mystischen Phänomen, das sich jedem als Lohn mitteilte, der, einer sehr menschenfreundlichen Aufforderung Seiner Majestät folgend, den Staub des glorreichen Germaniens von den Pantoffeln geschüttelt habe.

Otto Erich hat so unrecht nicht gehabt. Nietzsches „Unschuld des Südens" meint Aehnliches.

Ich muß immer an Hartleben denken, wenn ich „Franzensfeste, das Tor des Frühlings". passiere. (Dieses Gedicht, das mehr Schmiß als Poesie hat, ist dennoch ein gutes Gedicht. Nur wirkliche Poeten sind imstande, gute Gedichte dieser ästhetisch nicht einwandfreien Art zu finden. Weil nur wirkliche Poeten im rechten Momente auf schöne Weise banal sein können.) Auch auf der Talfer-

promenade dachte ich an ihn. Wir waren uns Freund und Feind zugleich, standen uns sonderbar nahe und sonderbar fremd gegenüber; ein wunderliches Verhältnis. Ich glaube, wir hätten uns später doch einmal kennen gelernt.

*

Auf der Talferpromenade, die überhaupt allzu sehr aufs Renommieren hergerichtet worden ist (Palmen, die im Winter in Baumwolle gewickelt werden), steht jetzt ein Monument aus Marmelstein: Held Dietrich, wie er den Zwergkönig Laurin unter sich gekriegt hat. Kein Wunder: wenn der eine so groß und der andere so klein ist. Da man nur dies im Augenscheine vor sich hat, wirkt die Tat, die hier verewigt werden soll, nicht eben imposant. Das (im übrigen gut komponierte) Bildwerk braucht einen Kommentar, ist also als Monument mangelhaft. Ein alter deutscher Steinmetz hätte im Zwerg die boshafte Kanaille, den hinterlistigen Zauberer gezeigt, der überdies um sich gebissen und gekratzt hätte, und man würde dann, auch ohne die Hilfe des Herrn Baedeker, gewußt haben, warum es sich verlohnte, seine Niederlage in Stein auszuhauen Von den neueren Deutschen würde es Ignaz Taschner so gemacht haben.

„Der arme Zwerg!" sagte ein italiänisches

Fabrikmädchen zu einer Kollegin, „warum malträtiert ihn der große Lümmel so?"

Und da wollen die Italianissimi, daß alles Land bis zum Brenner italienisch sein soll und Bozen (nein: Bolzano) die Hauptstadt des Alto Adige! Wenn doch die braunen ragazze nicht einmal in der Rosengartensage Bescheid wissen. Doch ist es keine scherzhafte Angelegenheit, daß die Signori allen Ernstes ihren Ruf: Haec est Italia diis sacra jetzt schon auf der Höhe des Brennerpasses ausstoßen, der ianua barbarorum, wie sie ihn freundlich heißen. Das ist doch wohl ein bißchen unbescheiden. Auch wenn man sich zu den Guten Europäern rechnet und vom Geruche deutscher Jägerwäsche nicht ohne weiteres in patriotische Wallungen versetzt wird, dürfte man es mit einigem Rechte impertinent finden, daß uns unser schönes Südtirol einfach weggeographiert werden soll, weil mit der großen Wasserscheide der Zentralalpen als Grenze das Regno mächtiger konsolidiert dastünde in Europa. Quod non! Italien beginnt positiv nicht am Brenner, wenn es sich auch auf der Landkarte bequem und mit einem Anschein von geographischer Logik so konstruieren läßt. Selbst Napoleon war nicht imstande, diese allzu primitive Konstruktion aufrecht zu erhalten. Blutscheide ist wichtiger als Wasserscheide. Erst mit dem Trentino beginnt „Italien". Die paar Zypressen und Edelkastanien' die sich ein bißchen weiter nördlich hinauf ge-

wagt haben, müßt ihr uns schon lassen, ob ihr Nachkommen der edlen Römer (und nicht weniger edler Germanen): auch schon deshalb, weil wir sie besser zu schätzen wissen als ihr. Italien beginnt, wo der Wald aufhört. Viel Gutes, das wir nicht haben, fängt dafür an, z. B. der Oelbaum, die Reiskulturen und eure schöne Sprache (obwohl sie im Trentino toskanischen Ohren keineswegs lieblich klingt). Ich denke: wir lassen es dabei: soweit die deutsche Zunge klingt (und dazu gehört das obere Etschgebiet), ist deutsches Land. Laßt das Si mit dem Ja ehrlich und in Frieden kämpfen, richtiger gesagt: das Schi mit dem Jo. Euer Gerede von der lateinischen Rasse, die ein Recht auf alles Land bis zum Brenner habe, ist ein Unsinn, weil es diese Rasse gar nicht gibt. Das echteste römische Blut in Tirol (die Ladiner) hält überdies zu den Deutschen, die dort aber auch ihrerseits so wenig reine Germanen sind, wie ihr reine Romanen seid. Es sind Tiroler, Signori: ein Mischvolk, das aber, indem es, dank dem Vorwiegen deutschen Blutes, deutsche Mundart annahm, auch deutschen Geistes geworden ist. Diese Tiroler haben eine harte Zunge, aber auch einen harten Kopf. Der Wall, den diese harten Köpfe bilden, ist die Grenze zwischen euch und uns. Daran wird eure konstruktive Geographie zuschanden werden, Illustrissimi, verlaßt euch darauf.

Daß ich auf diese Dinge gekommen bin, daran trägt der ewige Regen schuld und der infame Scirocco, den sie hier auch vento vallombrosiano nennen, weil er von Vallombroso herüberkommt. Er hat aber nichts von der herrlich herben Frische der Wälder da oben (die ein kostbares Vermächtnis der so heftig verabscheuten Großherzöge aus dem Erzhause Habsburg sind), sondern ist widerlich weich, — eine pomadige Luft, die melancholisch, unlustig, ja selbst böse macht. Ich glaube, daß die Etrusker nicht bloß aus Gründen der Sicherheit alle ihre Städte auf Bergeshöhen angelegt haben, sondern auch wegen der frischen Luft in der Höhe. Geht man jetzt in Florenz herum, wo es bald lau nebelt, bald lau regnet, so ist es wie ein Hin- und Herkriechen in einem Flaumfedersack. Kein Wunder, daß die Inseratenseiten der hiesigen Zeitungen in der Hauptsache Mittel gegen Neurasthenie anzeigen. Auch meine Nerven schnurren ärgerlich wie schlapp gespannte Darmsaiten einer alten Baßgeige. Und ich tremoliere, Apolln und allen neun Musen zum Trotz:

Unglücklich bin ich! Unglücklich bin ich!
Hol mich der Teufel: unglücklich bin ich!
Ich bin so unglücklich, daß es mir beinah Spaß macht,
So unglücklich zu sein, so über alle Maßen unglücklich:

Un-glück-lich!
Un-glück-lich!
Ah, welche Wonne, so un-glück-lich zu sein.

Nichts gefällt mir, — alles tut mir weh.
Nichts gelingt mir, — alles geht mir schief.
Was? diese laue Heringslauge nennt sich Tee?
Ogottogottogottogott: fiel je
Ein Mensch so tief?

In meinem Garten stehn Besen, keine Bäume;
Alle meine Blumen sind welk und alt;
Meine Frau ist unerträglich; sie quält mich;
Alle ihre Worte sind spitz und kalt.
Der Himmel ist ein alter Aufwaschlappen,
grau;
Draus träufelt schmutziges Spülichtwasser;
an:
Gottverdammich! Dieser Kies!
Jeder Sztein ßticht mich wie ein Szpieß.
Aber das alles ist noch gar nichts: Auf
mein Herz
Reimt sich Schmerz.

Jetzt heul ich entweder wie ein Hund,
Oder ich lach mich wie ein Teufel gesund.

o

Es mag ein Mißbrauch von Reim und Rhythmus sein, diesen schauerlichen Zuständen auf den Flügeln so schauerlicher Verse zu entfliehen, aber es ist ein Mittel, das ich zuweilen probat gefunden habe.

Nur hält es, wie alle Stimulantien, nicht lange an und hat, wie jedes Interim, den Schelm hinter ihm: eine Art moralischen Katzenjammers.

II.

(Zweite Dezemberhälfte 1907.)

Wohl dem, der keine „Nerven" hat!

Aber: Wer wäre heute, der keine hätte?

Es ist, wie Max Halbe treffend gesagt hat: die „Verwünschung dieser Zeit", nervös zu sein. Von Künstlern kenne ich nur drei, die nicht nervös sind: Stuck, Gulbranssson, Liliencron.

Verbindet sich Nervosität mit Geldsorgen, so ist es eine Hölle, neben der die von Dante gesehene als Idylle wirkt.

„Der Geier des Ehrgeizes richtet den Schnabel
Immer nur gegen den eigenen Nabel"

sagt (ich stehe nicht für die Worte, aber für das kühne Bild des benabelten Vogels ein) der sonderbare Ornithologe in Alt-Rahlstätt. Ist das richtig, so decken sich Ehrgeiz und Nervosität in einer wesentlichen Eigenschaft. Sichselbstzerreißenwollen ist Nervosität. Zum Glück (Glück?) macht sie aber auch feig. Erst wenn sie geradezu und völlig Verrücktheit wird, bringt sie die Courage auf zu Gift, Dolch, Strick oder Revolver.

Am Kamin der Villa Bardi

Die Italiener müssen früher nervös gewesen sein als wir. Ihr Wort für Langeweile (noia) hat eine dunkle Begriffsschattierung, die sich fast mit dem deckt, was ich als Langeweile der Neurasthenie bezeichne: die krankhafte, zerrige Verdrießlichkeit, die nur um Haaresbreite von Lebensüberdruß entfernt ist. Dieses Wetter jetzt nennen sie noioso, und sie wollen damit keineswegs bloß sagen, daß ewiger Regen langweilig sei. Man muß nur Ohren haben, zu hören, wie sie das aussprechen: tempo noioso, und man fühlt, wieviel Last, Qual, Ekel sie auf das vorletzte o häufen.

Die Deutschen haben den schönen Tropus dafür: „Es ist zum Auswachsen," was wohl so viel heißt, wie: „Es ist zum Buckligwerden." Aber da ist schon Humor dabei, — Galgenhumor: Nervenhumor.

*

Nachdem es zwei Wochen lang lau geregnet hat und, ungeheuren weißen quablligen Mehlwürmern vergleichbar, unausgesetzt Nebelschläuche den Mugnone hinab nach Florenz gekrochen sind, raffte ich mich endlich auf und ging in die Uffizien, wie man in ein Sanatorium geht. Ich wollte endlich etwas Schönes sehen, etwas, das nie noios werden kann, da es nicht aus der noia geboren ist, sondern aus der gioia, und ich meinte, meine alten Nothelfer Cimabue und Giotto würden mich über

all dieſe dumme, dumpfe Trübſal wegtröſten. — Schauerliche Enttäuſchung: Sie haben mich verhöhnt! Dieſe beiden Frommen haben mich verhöhnt wie niederträchtige Teufel. Ich ſtand vor ihnen wie ein Kunſtgelehrter und kriegte die vergleichende Krankheit. Der Teufel des Blödſinns ſelber ſetzte ſich mir auf die Schultern, bohrte mir ſeine zwei Zeigefinger wie Zügel zwiſchen die Lippen, ſchlug ſeine Hufe mir wider die Weichen und ließ mich unter lautem Herausſtoßen des gräßlichen italieniſchen Hü-Rufes, der wie ein viehiſches Rülpſen (üip!) klingt, gleich einem gepeinigten Eſel durch alle Säle, Kabinette und Korridore trabrennen. Hölliſcher Unfug! Idiotenhaftes Benehmen! Aber ach, — ich war nicht der einzige Eſel, der ſich ſo am Geiſte der Kunſt verſündigte. Eine ganze Schar rannte mit mir, und ſie war nicht einmal vom Teufel blödſinniger Nervoſität geritten, ſondern von dem unausſtehlichen Brillenaffen der Gelehrtuerei: Auf ihnen ſaß der Geiſt der Baedekerei und hieb ſie ſo gewaltig mit ſeinem Schulmeiſterbakel über den Hintern, daß ſie faſt noch unſinniger rannten als ich. Einige aber waren bedächtiger. Wie ſie an den meiſten Bildwerken vorüberſtorchten, ohne auch nur einen Blick auf ſie zu werfen, indem ſie lediglich die Nummerntafeln ablaſen, während ſie andere, deren Nummern in ihrem roten Buche einen Stern hatten, mit abſcheulicher Geſchäftsmäßig-

keit beschnoberten, kamen sie mir vor wie Hunde, die an zwanzig Eckſteinen vorüberrennen, um am einundzwanzigſten das Bein zu heben. Während aber Hunde, wenn sie so tun, wenigstens nicht bellen, so begannen diese Schauderhaften auch noch zu reden, indem sie schnoberten. Sie baedekerten. Die rote Reisepest der Deutschen müffelte aus ihnen.

Wann endlich wird dieses entsetzliche Magisterbrevier ausgetilgt werden aus der deutschen Kultur, der es wahrhaftig schweren Schaden lange genug zugefügt hat! Es steht mir nicht zu und liegt mir ferne, die Gelehrtheit der Leuchten deutscher Kunstwissenschaft in Zweifel zu ziehen und gering anzuschlagen, die in diesen roten Büchern ex cathedra der jeweils herrschenden Schule die letzten Wahrheiten kritischer Kunstforschung predigen, — aber was, um Gottes willen: was soll diese Professorenweisheit in der Hand von Leuten, die doch wohl nicht reisen, um Kunstgeschichte zu lernen, sondern um ihren Alltag aufzuhöhen im Lichte der Schönheit, die hier aus früherer: ästhetischer Kultur ein paar Strahlen für uns Arme übrig gelassen hat. Sie kann nur Unheil anstiften: das Unheil dünkelhafter Oberflächlichkeit, die urteilen will, ehe sie gelernt hat zu sehen, zu empfinden. Die Herrschaft Baedekers ist kein Beweis des wissenschaftlichen Geistes der Deutschen, sondern deutscher Barberei. Die Vandalen, die ehemals antiken Götterbildern

Nasen, Arme, Beine abschlugen, haben sich im Grunde weniger barbarisch aufgeführt als diese frechen Touristen, die es sich unterstehen, mit ihrer elenden Scheinbildung, die eine vollkommene ästhetische Gefühllosigkeit aufs jämmerlichste bemäntelt, über künstlerische Offenbarungen aus Zeiten zu Gerichte zu sitzen, zu deren organischen Bestandteilen die Kunst gehörte, als welche in der unseren nur eine mehr oder weniger hübsche Applikationsarbeit, ein aufgesetzter schöner Flicken ist. Die Vandalen handelten wenigstens aus einem ehrlichen Glauben; sie verschimpfierten die Schönheit aus Religion, weil sie sie als heidnisch haßten: was sie vollzogen, war der scheußliche Akt einer gewissen historischen Logik. (Die Bilderstürmer in der Reformationszeit handelten aus einem verspäteten, aber gleichen Instinkte. So auch der widerwärtige „Hund Gottes" Savonarola.) Die heutigen Maulvandalen aber, die der Kunst mit „wissenschaftlichem Apparate" zu Leibe rücken und sie zu einem Versuchsobjekte für ihren (ach so feichten) kritischen Verstand herabwürdigen, handeln aus einem durchaus irreligiösen, gottlosen Instinkte: aus der infamen Einbildung des Philisters, er könne sich alles, selbst das Göttliche, zu eigen machen, indem er es verstandesmäßig (mit dem Vokabularium) „klein kriegt". Diese Unverschämtheit ist Barbarenart. Es gibt keinen greulicheren Barbaren, als den „gebildeten" Philister.

Ein gutes Antidotum gegen Baedeker ist Ruskin. Auch er rückt der Kunst mit dem Verstande zu Leibe. Aber hinter diesem Verstand steht Religion, und dieser Verstand will die Kunst nicht klein kriegen, sondern, indem er sie zergliedert (aber: wie fein, wie behutsam, mit welcher Andacht!), will er den Reichtum des Ganzen, das Gesetz seines Lebens, will er das organisch Göttliche der Kunst intensiver fühlbar machen. Es ist ein gutes Werk des Straßburger Verlags von Eduard Heitz, daß er aus Ruskins Werken einige ganz, andere in Bruchstücken deutsch herausgegeben hat. („Auslese aus den Werken von John Ruskin." Bis jetzt acht kleine Bände.) Ruskins „Sechs Morgen in Florenz" haben mir in diesen Regenwochen (jetzt ist es die dritte, — o noia!) die Sonne, soweit das möglich ist, ersetzt. Was für ein angenehmer Engländer das ist (obwohl er auch „sehr unangenehm" sein kann)! Wohl eine Schulmeisternatur und demnach unter anderem auch rechthaberisch, eine Spur verdreht, mit moralischen Nutzanwendungen immer bei der Hand, ein bißchen kahl manchmal. Aber: der gute Schulmeister im alten Sinne: durchaus wohlmeinend; ganz aufgehend im Lehren, Beweisen, Warnen, Fördern; kein Wort aus dem Gehege der Zähne lassend, wofür er nicht die Hand ins Feuer zu legen bereit wäre: ein Fanatiker der Wahrhaftigkeit in jedem Sinne. Viel

weniger Kunstgelehrter als forschender Kunstpraktiker. Ueber die Güte einer Malerei weiß er Bescheid, „wie der Schuster über sein Leder“. Läßt sich Gerüste vor Fresken bauen und untersucht die Malerei Zoll für Zoll aus der Nähe, so daß er nun genau anzugeben weiß, Strich für Strich, was alt und echt, was Uebermalung ist. Aber, indem er nicht nur Baum für Baum, sondern Zweig für Zweig, Blatt für Blatt sieht, übersieht er vor all dem doch den Wald nicht. Und mehr noch: er hört auch sein Schweigen, — dieses Schweigen, das den meisten Kunstgelehrten so stumm, ach so stumm ist. Dann wird er (wer würde es nicht dann!?) zum Dichter. Freilich: er bleibt in der Didaktik hängen. Aber immerhin: **Didaskalos poieta**, während die gelehrten Herren (ein paar wirklich Große unter ihnen, wie Burkhardt, ausgenommen) immer bloß Magister bleiben. Darum eignet er sich auf seinem eigentlichen Gebiete (dem der frühen, noch echt christlichen Kunst) zum Kunsterzieher wie kaum ein anderer.

✿

Da es noch immer regnet, und der Wind immer noch nicht vom Montesenario kommen will als der ersehnte Tramontano, der zwar Kälte, aber klaren Himmel und den Nerven neue Spannkraft bringt; da meine Rosen nun, von allzu vieler Feuchte schwer, die Köpfe

ganz trübselig und katarrhalisch triefend hängen lassen, die Chrysanthemen auf der Gartenmauer aber aussehen, wie schlecht frisierte liederliche Vorstadtweiber (ciana nennt der Florentiner so was, — der Schlesier sagt Miststücke); da der Blick auf Florenz hinab immer noch wie der Blick auf ein riesiges Bleidach und das Wandeln in der „Stadt der Blumen" ein Wandeln zwischen lauter Regenschirmen ist: so schmachtet meine Seele immer noch in der Grundsuppe einer fürchterlichen noia, und der Geist der Schwere, identisch mit dem Dämon des Scirocco, ist Herr über mich. Ich komme mir vor wie ein alter Pelz, in dem die Motten sind.

Muß man einen solchen alten Pelz nicht ausklopfen?

Ich hab's getan, und schonungslos. Aber lustig wird man bei dem Geschäfte auch nicht. Was hilft es mir, daß ich jetzt felsenfest von meiner Miserabilität überzeugt bin? Daß ich weiß: dieser da, hier, der an dem Schreibtische da, ist ein schlechtes Subjekt: träge, wohllebig, schwankend, gottlos, frevelhaft, jähzornig, willensschwach, stolz, rachsüchtig, eitel, ungebärdig, ehrsüchtig, leichtsinnig, verschwenderisch, zügellos? Was hilft das, da ich schon jetzt auch weiß, daß es ebenso unrichtig wie wahr ist, d. h. daß jede dieser Eigenschaften als Gegenwage ihren Gegensatz in demselben Subjekte hat? Dieser Träge ist (und allzu-

oft) ein Arbeiter, der die Feder erst dann aus der Hand legt, wenn ihn der Schreibkrampf dazu zwingt; dieser Genüßling und Freund bequemer Subsellien (et rerum caeterarum nach dem Geschmacke Friedrichs von Gentz und anderer Leute von stark angezweifelter Gesinnungstüchtigkeit) kann beliebig lange auf jede Behaglichkeit verzichten, wenn es darauf ankommt; sein Schwanken wird zuweilen just am äußersten Punkte der Schwingung zu einem trotzigen Verharren; gottlos, wie er ist, kann er sehr andächtig vor allen Göttern knien, in deren Anhauch er, der Frevelhafte, fromm wird und demütig, wie nur irgendein lyrischer Mönch, sei es Beato Angelico oder Angelus Silesius; sein schwacher Wille straffte sich in Leidenschaft oder Not oder Begeisterung immer federkräftig genug; sein Stolz hat sich noch stets gebeugt vor wirklicher Größe; den Rachsüchtigen entwaffnet eine Gebärde; der Eitle weiß über nichts so belustigt zu lachen, wie über seine Eitelkeit; wie häßlich es einen Mann kleidet, ungebärdig zu sein, gleich einem schlecht erzogenen Knaben, weiß dieser Ungezogene so gut, daß er sich keine Ungebärde straflos hingehen läßt; und gibt sich redlich Mühe, seine Ehrfurcht nach Zielen zu lenken, so hoch er sie nur zu sehen vermag; und büßt seinen Leichtsinn, wenn auch nicht reuig, so doch recht bitter und oft in Stunden schwersten Blutes, blutigsten Ernstes; und wird aus einem

Verschwender manchmal gar ein Geizkragen; und seine Zügellosigkeit steht still im Augenblick, wenn sich's ernstlich geziemt, Selbstzucht zu üben auch bis zur Entsagung, — sei es in der Kutte, sei es im Harnisch.

Alles in allem: Auch der Scirocco vermag mich nicht völlig davon zu überzeugen, daß dieser alte Pelz ausrangiert zu werden verdient. Aber das ist gewiß: wenn ich mich einmal umbringe, so wird es bei Süd-Ost geschehen.

Doch wird es nicht geschehen, glaube ich. Denn es gibt Ablenkungen von schwarzen Gedanken, die ich als durchaus probat erfunden habe. Z. B.: einen starken Spazierstock überm Knie zerbrechen. Das tut weh und wohl und bringt zur Besinnung. Oder: Goethe lesen. Wenn man bedenkt, daß selbst der verzweifeln und wüten konnte . . . Oder: laufen, laufen, laufen, bis man weit weg von allen Menschen ist und ungestört laut aufschreien kann, sich und die Welt verfluchen und dann, lauter noch: lachen, lachen, lachen. Oder (nach dem Rezepte des heiligen Franziskus): sich prügeln lassen, windelweich sich prügeln und beschimpfen lassen. (Wer aber tut einem diesen Gefallen, wenn man nicht einen anderen — Heiligen dazu zur Hand hat?) Oder: alte Musik hören. (Mozart bringt immer zur Vernunft. Man schämt sich, unglücklich zu sein, wenn man Mozart hört.) Oder: mit Hunden, Katzen

oder Kindern ſpielen. (Hunde und Katzen in der Wirkung ſicherer.) Oder: an ſeine Feinde denken. Dies iſt ein unfehlbares Mittel. Gewiſſermaßen rein logiſcher Natur: Man müßte ſich feige vorkommen, wollte man ihnen den Platz räumen, und man würde damit auch beſtätigen, daß die Geſellſchaft recht hatte (wenigſtens für Momente). Auch ſagt man ſich wohl: Was? Dieſe Braven ſollen's weiter treiben dürfen, und du willſt verzichten? Du willſt dich um die Möglichkeit des Genuſſes bringen, ſie vor dir abtreten zu ſehen? Biſt du wirklich ſchon ſo ganz marode, daß du dir nicht die Kraft zutrauen kannſt, ſie noch eine hübſche Weile weiter zu ärgern, indem du ruhig und munter bei deiner Art bleibſt, die ihnen, grazie a Dio, grundzuwider iſt? Und da man ſich ſchließlich auch vom dickſten Scirocco nicht alle Illuſionen rauben läßt, denkt man am Ende auch daran, daß es immerhin möglich iſt, den einen oder anderen, der aus Unverſtand oder Irrtum mit in das übeltönende Horn der Verleumdung, Verkleinerung, Verzerrung ſtößt, einmal davon zu überzeugen, daß ſeine Katzenmuſik am falſchen Platze war.

Indeſſen gehört zur Benutzung all dieſer Mittel freilich das eine: daß man noch kräftig genug iſt, ſie anzuwenden. Und vor allem: man muß noch richtig verzweifeln können. Man muß noch die Kraft haben, das Gefühl

momentaner Insuffizienz mit äußerster Bitterkeit bis in die Hefe durchzufühlen: an sich so grimmig zu leiden, daß schließlich das Bewußtsein dieses Leidenkönnens zum Beweise für das bloß Momentane jener Insuffizienz wird. Dann helfen die Mittel bestimmt. Denn sie bestätigen deine Kraft; sei es primitiv und roh, wie der zerbrochene Spazierstock, sei es mehr spirituell, wie die Fähigkeit, auf Goethe, Mozart zu reagieren, oder schließlich als Instinktkomplex, wie die Reaktion auf das rote Tuch der Feinde. Es kommt dann nur noch darauf an, ob einer Stier oder Truthahn ist . . .

✲

Der Dezember meines Mißvergnügens ist vorüber. Der Tramontano hat alle Wolken und Nebel verjagt. Der Himmel ist wieder toskanisch: wie aus der hellen, feinblauen Florentiner Seide gewoben, die etwas starr (wie der Charakter des Toskaners), aber höchst edel und vornehm ist. Die Chrysanthemen sind kaput, aber die gelben und roten Rosen tun, als habe es ihnen nie in die Krone geregnet. Und, o willkommenes Wunder: in einem besonders sonnigen Winkel an der Mauer des Franziskanergartens hat sich, wie ein Schwatzkränzchen hübscher junger Mädchen, eine Gesellschaft von Narzissen zusammengefunden, die mit den dunkelroten Beeren und den graugrünen Blättern der Stechmaus (pugnitopo:

Mäuſedorn) zuſammen ein ſehr hübſches Bukett ergeben. Auch anderes Bunte wird nun ſichtbar: die zartroſarote Angelika (Engelwurz); die dunkelrote Frucht des Erdbeerbaums (corbezzola: Meerkirſche); Kamelien; Nelken, — auch ſchon ein paar (mir ganz neue) gelbe Anemonen. Wer denkt da noch an Autovivisektion und Mittel gegen Selbſtmordgedanken?

Man ſetzt ſich auf eine Straßenmauer und läßt ſich von der Sonne Verſe ins Notizbuch ſcheinen:

Angelika, die röſelrote, hängt
Auf dunklem Efeu ruhend über die Terraſſe
Verlangend nieder zu dem Roſenbuſch
Mit ſeinen gelben Blüten, die im Winde
Leis auf und nieder gehn, wie zärtliche Gedanken
Im Herzen eines Mädchens, das halb träumt,
Halb wacht. — Schwarz, wie ein Trotz aus alter Zeit,
Wächſt die Badia aus dem Silbergrau
Des ſanften Oelbaumhügels. Hinter mir
Babbelt ein Bettler ſeinen leeren Spruch
Vom Paradieſe, Jeſus, Seligkeit
Und hält den alten Hut mir zitternd hin:
Ein altes Kind, rotnaſig: lächerlich
Und rührend. Zehn Centeſimi erhöhn
Ihm ſeine Lebensfreude ſichtbarlich. —
Die Sonne brennt. Fräulein Angelika

Sehnt sich noch immer nach den roten Rosen.
Zwei Lodenröcke fächseln mir vorbei.

Hier ist gut ausruhn. Hier vergißt sich schnell,
Was, ach, im Norden überlästig wird
Und klettenklammrig lange kleben bleibt:
Der Geist der Schwere. Satanas, der Sorgen
Schieläugiger König, mit dem Peitschenstiel
In haariger Faust, entweicht, den Schwanz
verklemmt,
Und wird in San Domenico zum Vetturino,
Der dich: „Signor, vuole? Due Lire
Fin al Firenze!“ bloß ein bißchen langweilt.

III.

(Anfang Januar 1908.)

Es gibt keine Gerechtigkeit. Meine gute Mutter in Berlin und die Pasinger Freunde berichten von krachender Kälte, Nebel und Sturm, und hier verschwendet sich die Sonne, ist es klar und warm. — Man könnte also wohl zufrieden sein. Indessen; „man“ ist es nicht. Weil man sehr unbescheiden und ein Nörgler ist. — Ein Nörgler? Wirklich? ...

Als ich noch sehr jung war, frisch in die Freiheit entlassen aus dem Grammatikkäfig des Gymnasiums, erhielt ich zum Geschenke einen Operngucker, der sehr niedlich aussah, aber in-

sam schlecht war. Seine Kraft, zu vergrößern und nahe zu rücken, war lächerlich klein, und er versammelte kein helles, scharfes Licht auf die Dinge, die man durch ihn betrachtete, sondern umgab sie mit einem farbigen Rande. Eine Unart das von einem Fernglase. Aber gerade sie gefiel mir, denn sie entsprach meinem damaligen Auge, das gar kein Verlangen hatte, die Dinge besonders nahe, groß, hell, scharf zu sehen, und selber die Kunst besaß, einen schmeichlerischen Regenbogenrahmen um die Realität zu legen.

Wie manches andere, das positiv nicht viel taugte, aber sehr gut zu meiner schwärmerischen Jugend paßte und mir viel Vergnügen gemacht hat, habe ich auch diesen angenehm miserablen Operngucker verloren. (Vielleicht auch versetzt und nicht eingelöst, oder es hat ihn mir jemand gestohlen. Gleichviel.) Ich bin nicht weiter traurig deswegen. Mein Zeiß-Doppelfeldstecher ist unendlich viel besser. (Heute sah ich damit einen Bauern, der gut 500 Meter von mir entfernt war, seinen Olivengarten ohne Anwendung irgendwelcher fremder Produkte auf jene uralt primitive und höchst persönliche Weise düngen, die schon Adam im Paradiese angewandt hat.) Aber alles hat seine zwei Seiten, und auch das höchst Mangelhafte besitzt Reize. Der Zeiß-Doppelfeldstecher kennt keine bunten Ränder. Er ist mit Recht stolz darauf, und ich selber ziehe heute Schärfe und Helligkeit

vor. Aber das exakte, scharfe, klare Sehen, das Sehen ohne bunten Flimmerrahmen ist keineswegs immer vergnüglich.

So würde ich z. B., wenn ich heute zwanzig Jahre jünger wäre, Florenz genau so sehen, wie es sich ein dreiundzwanzigjähriger Student in Leipzig einbildet, dem schon das Wort Florenz wie eine wunderbare Südfrucht ist. Mein Jugendopernglucker, die jugendlich schwärmerische Art, ersehnte Dinge so zu sehen, wie sie in der Sehnsucht aussahen, würde einen bunten Rand darum, ja, einen flimmernden bunten Schleier darüberlegen. Auch in der Nähe wäre mir Fiorenza, was sie heute nur noch aus der Entfernung ist: eine ungeheure Blüte, ein reiner Lotoskelch, rosa-gelblich leuchtend, edel in allen Linien — die Stadt der Blumen selber eine Blume ehrwürdig holder Schönheit. Ich würde es sehen, wie es vor etwa zehn, zwölf Jahren Rainer Maria Rilke sah, als er mir darüber schrieb: mit weißer Farbe auf hellblauem Papier. Aber ich fürchte: selbst R. M. R. würde es heute nicht mehr so sehen. Denn ich glaube: nicht bloß der Verlust meiner bunträndrigen und schwärmerischen Optik ist daran schuld, daß mir Florenz in der Nähe gar nicht mehr gefällt.

Traurig, aber wahr: Das alte, edle herrliche Florenz ist in die Hände von Barbaren geraten, die mit scheußlicher Konsequenz erfolgreich am Werke sind, es zu verschandeln. Die Liga, die

sich zu seiner Verteidigung gegründet hat, scheint machtlos zu sein, es zu verhindern, daß die Geburtsstadt der italienischen Malerei, die Vaterstadt Dantes und Michel Angelos, ästhetisch verwüstet wird. Sie vermag nichts wider den „Zeitgeist", der unter der Fahne des „progresso" über alles Schöne wegtrampelt, von allem Vornehmen fortschreitet in eine erbärmliche, häßliche Gewöhnlichkeit.

Daß man wüst eingerissen hat, ohne es zu verstehen, dafür auch nur anständig aufzubauen, davon soll nicht einmal die Rede sein. Die „modernen" Paläste von Florenz hat Thomas Theodor Heine in seiner Weise höchst treffend durch eine Frage gekennzeichnet, die er an Hartleben richtete, als er mit ihm an einigen dieser Machwerke vorbeikam: „Nicht wahr, Herr Hartleben: das hier sind künstliche Paläste?" (Gestern sah ich unweit der Porta romana einen Neubau, der aufs gräßlichste an die Baugreuel der achtziger Jahre in Deutschland erinnerte. Selbst beim Villenbau, für den hier Tausende klassischer Muster vorhanden sind, beginnt eine Art Perversität des Geschmacks einzureißen. Schon kann man spitze Giebel und Holzfachwerk wie bei Schweizerhäusern sehen. Die Signori, die derartigen Unfug treiben, wollen damit offenbar sagen: „Seht, was wir alles auf unseren Reisen gesehen haben, ihr elenden Popolanen, die ihr nie über Toskana hinausgekommen seid!" Doch hat das Volk,

Vor der Villa Bardi

wie es scheint, den alten etruskischen Instinkt für Baukunst noch nicht verloren. Mein Vetturino sagte angesichts einer dieser Villen: „Was für ein häßlicher Vogelbauer!“) Die Nachkommen des gewaltigen Baumeistervolkes der Etrusker sind offenbar einem ausgesogenen Boden zu vergleichen, der früher so ungeheuer viel hervorgebracht hat, daß er nun kümmerlich, wenn nicht steril geworden ist. Man muß sich damit abfinden. Aber scheußlich ist es, daß die maßgebenden Leute in Florenz nicht einmal Respekt vor den gewaltigen Leistungen ihrer Vorfahren und keinen Sinn für die Schönheit, den ästhetischen Charakter ihrer Stadt haben. Augenblicklich sind sie dabei, die ganze Stadt, auch die innere, mit einem Netz von Trambahnlinien zu bedecken, deren Drahtwerk in der Luft alle architektonischen Linien zerfetzt. Ruskin hielt sich darüber auf, daß vor dem Tore des Campanile die Haltestelle der Droschken und Omnibusse war, so daß man „unmöglich einen Augenblick in dessen Nähe stehen konnte, um die Skulpturen anzusehen“. Was würde er heute sagen, wo an derselben Stelle die meisten Trambahnlinien ihren Ausgangspunkt haben. Der ganze Dom ist wie eingeschnürt von Gleisen und Drähten, und der scheußliche Lärm, mit dem hier die Trambahnwagen verkehren, dringt bis ins Innere der herrlichen Kirche. Und, wie beim Dom, so bei Santissima Annunziata, San Marco, Santa Maria Novella. In den engen, alten Straßen

iſt kaum mehr Platz, ſich vor den häßlichen, ſchlecht gehaltenen und unſinnig ſchnell und lärmhaft, mit fortwährendem Geklingel und einem abſcheulichen Gekreiſch an den Biegungen, vorbeirasenden Fahrkäſten zu retten. Da der Italiäner den Lärm liebt, ſo ſcheint ihm auch dieſer Spektakel Spaß zu machen. Auch die vielen Unglücksfälle trüben ſeine Freude an dem neuen Spielzeug des „progresso“ offenbar nicht weſentlich. Aber, da in Florenz keine Induſtrie annähernd die Bedeutung hat, wie das Geſchäft mit den Fremden, die Fremdeninduſtrie, ſo wird die Freude vermutlich doch bald etwas abnehmen, denn ſchon mehren ſich die Zeichen dafür, daß es den Foreſtieri nicht mehr recht gefällt in der modern geſchändeten Arnoſtadt. Schon ziehen ſich nicht wenige der angebeteten Ingleſi (denen man, wie vieles andere, ſo auch dies nachgemacht hat) nach dem ruhigeren Siena und Perugia zurück. Ein „old florentine“ ſchrieb kürzlich an den Florence Herald die folgenden Zeilen:

Twenty years ago, Florence was delightful; delightful, because unspoilt. It was a quiet, beautiful, picturesque city, where foreigners came for tranquil study, enjoyment of art, and association with artistic and intellectual people. What is it at present? A noisy, bustling, crowded place, invaded by ill-managed and unnecessary trams, ablaze with cinematographs, bereft of intellectual life, aping the worst styles of modern architecture, crammed full of drinking-shops, and presenting all the symptoms of being on the downgrade which leads

to utter philistinism and vulgarity. From what I gather, you appear to be leading a movement the object of which is to attract visitors whose greatest pleasure is found in music halls, casinos and circuses. Let such people go to Margate! In Florence we care for something better. The place is terribly vulgarized already.

Der Kinematographenunfug in Florenz ist wirklich abscheulich, denn er geht mit einem greulichen Mißbrauch von Grammophonen einher, die ganze Stadtviertel mit ihrem blechheiseren Gegröle erfüllen. Eine Folge der Kinematographenmanie scheint es auch zu sein, daß das Florentiner Theaterleben schändlich verdürftigt ist, — in dem Grade, daß schon auswärtige italienische Zeitungen sich darüber aufhalten. Die Stadt, für die es ehedem ein Ereignis war, wenn Cimabue eine neue Madonna gemalt hatte, scheint sich nur noch für die Filmsrollen zu interessieren, die Pariser Amüsements und Londoner Moritaten, gestellt von Varietékomödianten, abhaspeln. Die Italiäner, die so lange das Höchste in der Kunst geleistet haben, sind offenbar völlig kunstmüde und schätzen nur noch die „Wunder der Mechanik". Ihre krankhafte Vorliebe für die Schauspiele der lebenden Photographie hängt vielleicht auch damit zusammen, daß sie wenig reisen und nun fremde Länder in einer Art lebendiger Abbilder nahegerückt erhalten. Doch interessieren sie sich mehr noch für die gewissen Romane, Dramolets, Feerien,

die diese vervollkommnete Laterna magica ihnen vorführt: Erfindungen stummer Dichter von meist recht populärer Phantasie, nicht unähnlich der, die sich in den Hintertreppenromanen austobt, mit denen sich unsere Dienstmädchen um einen Teil ihrer Nachtruhe bringen. In ihnen findet er seine geliebte Pantomime wieder, und es fehlt auch nicht die melodramatische Musik dazu. Da wird geliebt, betrogen, gemordet, daß es eine Art hat. Aber, ach, alles ist so schauderhaft schlecht natürlich, so kunstverlassen „wahr"; es fehlt nicht nur das Wort, es fehlt auch der Geist, und wäre es gleich der Geist eines schlechten Dichters. Auch begreift man nicht, wie dieses sinnliche Volk, das sich so leidenschaftlich gerne vom großen Klang einer lebendigen Stimme, von den sprechenden Blicken eines schönen Auges, von den Bewegungen, Gesten, Posen der Schauspieler hinreißen läßt, sein Genüge an diesen gespensterhaften Totentänzen des Lebens auf der weißen, kalten, öden Leinwand finden kann. Vielleicht liegt gerade darin ein Reiz, und vielleicht ist die Phantasie dieser Menschen so groß, daß sie es vermag, diese Schatten mit Blut zu erfüllen. Auch soll (und braucht) nicht verschwiegen zu werden, daß die Kunst der Dunkelkammer Möglichkeiten besitzt, im Leben Unmögliches wie mit einer wunderbaren Kraft vorzutäuschen (und darin liegen, wie H. H. Ewers mit Recht zum Lobe der Kinematographie vorgebracht hat, Perspektiven in ein neues, weites

und reiches Land phantastischer Augenweide), aber hier, in Italien, spürt man von diesem Besten, das die abrollenden Films zu bieten vermögen, so gut wie nichts. Die an allen Ecken und Enden von Florenz etablierten Kinematographen bieten nichts weiter als Surrogate für theatralische Kunst. Und so sind sie ein böses Zeichen für den Geschmacksverfall dieses Volkes, dessen Vorfahren im Schaffen und Genießen lebendiger Kunstwerke einen so starken, edlen, reichen Geschmack bewährt haben, daß unsere Bewunderung für sie zur Ehrfurcht wird.

Es gibt auch alte Florentiner nicht englischer Abkunft, die empört darüber sind, wie frevelhaft gefühllos in Florenz gegen den alten Charakter der Stadt gesündigt wird. Es bleibt ihnen nichts übrig, als auf ihre Villen hinauszufliehen, wo die alte unvergleichliche Schönheit einer entzückenden, durch Kunst noch gehobenen Natur ruhig weiterlebt.

Welch ein Kunstwerk sind die Hügel von Fiesole mit ihren Villen, Gärten, Terrassen, Mauern. Das Wort wunderbar, das wir so oft eitel nennen, stellt sich hier mit seinem ganzen Sinne ein.

Aber man muß sich, die einzige Schönheit dieses Freiluftkunstwerks größten Stiles zu genießen, nicht damit begnügen, die Trambahn zu nehmen und zur Piazza di Mino in Fiesole hinaufzufahren. Und man muß auch nicht meinen, Fiesole sei bloß ein besonders schöner Aussichts-

punkt auf Florenz, so daß man etwa seiner Touristenpflicht genügt hätte, wenn man zu den Franziskanern hinaufgestiegen ist, von wo aus man in der Tat einen herrlichen Blick auf die Stadt und das Arnotal genießt. Oder ein Besuch des römischen Theaters sei das Wichtigste. Oder man müsse die Kathedrale gesehen haben. Oder das malerische und („Gott, wie dreckig!") höchst interessante „echt italienische" Winkelwerk der Via dei caldani bestaunen (voll Dankbarkeit im Herzen, daß „so was in Deutschland denn doch unmöglich ist"). Selbst die Fahrt über Castel di Poggio und Castel Vingiliato nach Settignano und so nach Florenz zurück, durch die sich der Wissende vor den Unerfahrenen auszeichnet, die einfach (und billiger) wieder mit der Trambahn zum Domplatz zurückkehren, genügt nicht. Sie zeigt viel Schönes, aber nicht das Schöne, das auf der ganzen Welt nur Fiesole zu zeigen hat: die Komposition dieser Hügelgemeinde aus Villen und Gärten, Terrassen und Mauern, Frucht- und Blumenfeldern, Olivenanpflanzungen und Gehölzen. Will man eine Ahnung davon gewinnen, so muß man entweder vom höchsten Stadtteile Borg'unto aus, oder hinterwärts der Kathedrale den Weg überm Mugnone zurückgehen und dann, abseits von der Trambahnstraße, den alten Fahrweg zwischen den großen unteren Villengartenmauern bis nach Florenz verfolgen. Wer dies getan hat, unterläßt es gewiß, am nächsten Tage im häßlichen

Gekreische von Florenz herumzusteigen. Er hat den Zauber der wunderbarsten etruskischen Kunst gespürt: aus einem Stück Natur ein Stück lebendigster Kunst zu machen, die Natur dem Menschen nicht bloß materiell, sondern ästhetisch zu unterwerfen: die Natur zum Gedichte zu bewältigen, ohne ihr Zwang anzutun. Und er wird zurückkehren, sich näher in dieser nicht verkünstelten, sondern zur Kunst sublimierten Natur umzusehen.

Yankeedoodle-Fahrt

I.

Vom Nervenseiltanzen und Tunnelfahren; vom schwimmenden Hotel und dem Geflügelhofe; von Lyrik, Meer und Himmel.

Als ich so außer mir geraten war, daß ich mich selbst mit fatalster Deutlichkeit betrachten konnte, fühlte ich das Bedürfnis, wieder zu mir selber zu kommen. Aber es ist schwer, in sein Ich zurückzukriechen, wenn man es einmal verlassen und dann allzuscharf von außen angesehen hat. Ich fuhr um mich herum wie eine vergiftete Maus, die ihr Loch nicht findet und dennoch immerzu dies Loch umkreist. Ein schauderhaftes Heimweh und ein Grauen vor der Rückkehr zugleich. Selbst meinen verehrtesten Feinden wünsche ich diese Sensation nicht, obwohl es mir nicht zweifelhaft ist, daß sie, deren Oberflächlichkeit mir in der Tat manchmal Uebelkeit verursacht hat, ein bißchen Seelenqual zu ihrer Vertiefung wohl brauchen könnten.

Da sprach ein weiser Arzt und Seelenkenner

also auf mich ein: Sie gehören zu jenen Akrobaten, die auf ihren eigenen Nerven seiltanzen und dadurch gezwungen sind, immerfort einen Punkt im Auge zu behalten, der in ihnen selber liegt: nämlich im eigenen Gehirne. Das tut weder den Nerven noch dem Gehirne gut und ist überdies eine brotlose und lebensgefährliche Kunst. Wenn Sie nicht binnen kurzem augenscheinlich verrückt werden wollen (denn eine heimliche Verrücktheit ist Ihr Zustand bereits), so ist es nötig, daß Sie unverzüglich eine breitere Basis zu gewinnen suchen, um von ihr aus Ihre Blicke in einem möglichst weiten Gesichtskreis umherschweifen zu lassen. Sie sind außer sich, weil Sie zu sehr in sich sind. Das vertragen nur Heilige, und Sie würden sich einem verhängnisvollen Irrtum hingeben, wenn Sie meinen wollten, daß Sie zur Heiligkeit angelegt wären. Dazu sind Sie zu korpulent und libidinos, — wohl auch nicht unbescheiden genug. Leute Ihrer Konstitution sind darauf angewiesen, die Welt auf sich wirken zu lassen. Ihre Empfindlichkeit sträubt sich dagegen, und es ist gewiß, daß Sie unter den nicht immer zarten Fingern der Welt leiden, aber dieses Leiden ist immer noch heilsamer für Sie, als die selbst bereiteten Schmerzen der Heautontimorumenie. Ich rate Ihnen: Kaufen Sie sich einen Schiffskoffer und stellen Sie Amphitriten auf die Probe. Ihre Zukunft liegt auf dem Wasser, das Salzgehalt und im

Salze Brom hat. Speien Sie sich einmal kräftig aus und trinken Sie so viel Sonnenlicht als möglich. Aber, ich beschwöre Sie, lassen Sie alles Schreibgeräte zu Hause, denn, unter uns gesagt, der Federhalter ist die gefährliche Balancierstange, mit der Sie sich bisher auf dem Nervenseile im Gleichgewichte erhalten haben.

Ich honorierte diese Invektionen mit zwanzig Franken und einem müden Lächeln, nahm den breitbeinigen Gang eines alten Seekapitäns an und versetzte meine ahnungslose Frau in das äußerste Erstaunen durch Intonierung des Liedes:

Auf, Matrosen, die Anker gelichtet,
Den Kompaß gespannt und die Segel
gerichtet!

Ihre Bemerkung, daß der Kompaß keine Flinte sei, die man spannen könnte, wies ich mit der Entgegnung zurück, daß nautische Details uns bald mehr als genug beschäftigen würden, einstweilen aber Wichtigeres zu erledigen sei: nämlich die Frage, ob man auf eine moderne Seereise einen Frack oder bloß einen Smoking mitnehmen müsse.

Klug und versorglich, wie sie ist, entschied sie sich für beides, ja sie wollte sogar, daß ich auch einen Zylinderhut mitnähme. „Wahnwitzige Idee!" grollte ich; „dir fehlt jedes Stilgefühl. Eine schottische Mütze oder ein Dreimaster, — ja; niemals eine Tube!"

Am entsprechenden Orte wird es sich zeigen,

wer von uns beiden auf der Höhe der Situation gewesen ist.

Da es uns vollkommen gleichgültig war, wohin wir reisen würden (denn ich hatte ja lediglich das Gebot erhalten, eine Seereise „an sich“ zu machen), überließen wir es einem Freunde, Schiff und Ziel zu bestimmen. Er sandte uns eine Kabinenkarte für den Doppelschraubendampfer Yankeedoodle, den die berühmte Onkel Sam-Michel-Linie eben zu einer Orientreise in Genua bereithielt. Ein beigeschlossenes Druckheft schilderte die ganze Reise in äußerst lebendigen Farben, so daß mir sofort ganz orientalisch zumute wurde, als ich las, was alles uns bevorstand.

„Kein Zweifel,“ sagte ich zu meiner Frau, „es wird äußerst lehrreich werden. Schade nur, daß wir uns nicht länger auf die Reise freuen dürfen, denn das ist doch das Schönste am Reisen: sich vorher darauf zu freuen.“

Aber es half nun nichts: kaum, daß die Koffer gepackt waren, mußten wir uns in den Dampfwagen setzen, der uns nach Genua transportierte. Meine Idiosynkrasie gegen das Eisenbahnreisen gestaltete diese Fahrt zu einer via crucis, an die ich nur mit Grauen denken kann. Kein Zweifel: ich bin ein arger Sünder, aber so viele Todsünden habe ich denn doch nicht begangen, daß ich die Höllenqualen verdient hätte, die mir in den endlosen Tunnels an der Riviera zuteil wurden, wo rechts und

links des Gleises offenbar teuflische Dämonen aufgestellt waren, die, während ich in stinkendem Qualm fast erstickte, mit eisernen Hämmern gegen eiserne Wände zu schlagen schienen. Nun: wir sind nicht zum Vergnügen auf der Welt, und es ist gewiß in der Ordnung, daß Nerven, die für angenehme Sensationen besonders empfindlich sind, dafür um so heftiger unter unangenehmen leiden. Sela.

Das Gedröhne einer Kesselschmiede in den Ohren, die Lungen voller Ruß und im Schädel ein Gefühl, als seien sämtliche Gehirnwindungen mit flüssigem Blei angefüllt, begab ich mich mit meiner Frau in das berühmte Theater Carlo Felice, aber beileibe nicht, um uns Tristano e Isotta italienisch vorspielen zu lassen, sondern von wegen der exzellenten Küche seines Restaurants. Doch wurde uns auch hier ein außerordentliches Schauspiel zuteil: wir sahen einen jener italienischen Eßkünstler, die den illustren Fressern der Antike nichts nachgeben. Was dieser überlebensgroße Bauch sich alles servieren ließ, und mit welch andächtigem Kennerentzücken er seine Füllung zu einer Art gottesdienstlichen Handlung erhob, läßt sich in Kürze und auf Deutsch nicht schildern. Es muß genügen, zu sagen, daß es ein klassisches Schauspiel war, würdig, von einem Petronius der Nachwelt überantwortet werden. Denn es läßt sich von derart großen Gegenständen wohl nur in monumentaler Latinität handeln.

Als ich am nächsten Morgen den Yankeedoodle vor mir liegen sah, wie er unabsehbare Massen von Koffern und Menschen in sich aufnahm, mußte ich an den gewaltigen Speisevertilger denken, und so erübrigt es sich, zu bemerken, daß Yankeedoodle ein imposantes Schiff ist.

Wir wurden (leider) ganz tief unten in seinem Innern verstaut und fühlten uns sehr winzig. Dafür erfüllte uns aber sogleich eine sehr gewisse Zuversicht zu dem massigen Zweischlöter. „Ich glaube kaum, daß wir mit dem Yankeedoodle untergehen werden," sagte ich zu meiner Frau; „ja selbst meine Hoffnung auf ausgiebige Seekrankheit ist bereits ins Wanken geraten."

„Und mir ist schon übel," entgegnete sie.

Dabei stand das Schiff fest wie ein Turm.

Weshalb ich sagte: „Autosuggestion gilt nicht, und wenn du mit Gewalt seekrank wirst, um später damit zu renommieren, so kannst du sicher sein, daß ich deine Finten aufdecken werde."

In diesem Augenblicke brüllte Yankeedoodle auf eine Weise, daß mir Hören und Sehen verging. Dreimal. Wie nie ein Mastodont gebrüllt hat. Homer hätte das hören sollen, und er hätte kein solches Wesen vom Gebrüll seiner verwundeten Helden gemacht.

„Was h a t er denn?" fragte ich entsetzt.

„Er sagt Adieu," erklärte meine Frau ruhig, die von nun an überhaupt gerne so tat, als wüßte sie alles.

Auf dem hinteren Oberdeck des Yankeedoodle

Und es war wirklich so. Immer, wenn Yankeedoodle sich anschickte, in See zu stechen (ein Ausdruck, der aber für solche Kolosse gar nicht paßt; ebensogut könnte man sagen, ein Dampfhammer sticht ins Erz), brüllte er so unmanierlich. Es gehört das zum guten Ton bei diesen Dampfgiganten. Ob es einen Zweck hat, weiß ich nicht. Vielleicht heißt es nicht bloß: adieu, sondern auch: Platz da! Hühneraugen weg!

Und richtig: wir fuhren. Doch muß ich wohl besser sagen: wir glitten dahin. So leise, sanft, unmerklich, daß ich fürs erste jede Hoffnung auf das große Speien aufgab, während meine Frau mit weiblicher Beharrlichkeit beteuerte, nun werde ihr aber schon sehr übel.

Da sie offenbar nur höchst ungern von diesem holden Wahne lassen wollte, bestärkte ich sie in der Ueberzeugung, seekrank zu sein, indem ich ihr erklärte, sie sähe grasgrün aus und tue mir furchtbar leid.

Worauf es ihr sehr bald besser wurde.

Eine kleine Weile noch, und sie teilte meine Empfindung, daß Yankeedoodle, weit davon entfernt, ein Schiff zu sein, wie wir es uns gedacht hatten, einfach ein Hotel war, das sich auf Salzwasser bewegte. Statt Matrosen zu sehen, die an Tauen herumkletterten, und Kommandorufe zu vernehmen von Offizieren, die Sprachrohre am Munde und Fernrohre vor den Augen hatten, erblickten wir Kellner, die da

höflich leise säuselten: Bouillon gefällig? Doch lernten wir bald, sie Stewards zu nennen, was immerhin eine gewisse Seestimmung erzeugte.

Doch blieb eine deutliche Enttäuschung in uns zurück. Unser romantisches Bedürfnis wollte nicht auf seine Rechnung kommen. Wir hatten uns das alles viel abenteuerlicher vorgestellt. Wenn wenigstens ein Mastkorb dagewesen wäre, in dem sich ein Matrose befunden hätte, der Ahoi! rief . . .

Statt dessen sagte ein Herr, der zwar eine Art Seemannsmütze aufhatte, aber den Gymnasialprofessor durchaus nicht verleugnen konnte, laut und vernehmlich: Thalassa! Thalassa!

Mein Magen drehte sich um und ich mich mit ihm.

O Aegier, Herr der Fluten, stöhnte ich in meinem lieben Herzen, sorge dafür, daß ich diesem Humanisten nirgendwo benachbart werde in diesem schwimmenden Hotel!

Und ich fühlte, daß es jetzt vor allem nötig war, einen Platz auf dem Yankeedoodle ausfindig zu machen, wohin wir uns vor den übrigen Hotelgästen flüchten könnten, falls diese irgendwie nicht nach unserem Geschmack sein sollten.

Alle diese Herrschaften, sagten wir uns, sind gewiß durch Qualitäten ausgezeichnet, die uns fehlen, und wir wollen ohne weiteres annehmen, daß sie nicht bloß einer höheren

Steuerklasse angehören als wir, sondern auch in jeder anderen bürgerlichen Hinsicht den Vorzug vor uns verdienen. Aber wir sind nun mal Uhunaturen, die in den Geflügelhof nicht passen. Zärtlich girrende Tauben, glückende Hennen, majestätische Hähne sind kein Umgang für uns, geschweige denn diese stolzen Pfauen und Perlhühner aus Amerika, die sich, das merkten wir bald, als die Elite des Yankeedoodle betrachteten und von den Funktionären der O. S.-M.-L. auch als solche ästimiert wurden, da sie die besten Käfige innehatten Alles das, gaben wir gerne zu, ist ganz in der Ordnung, aber diese Ordnung ist nicht die unsere. Suchen wir uns also einen Winkel aus, wo wir das prächtige Gesamtbild am wenigsten stören.

Wir fanden es auf dem Hinterdeck, das von allen besseren Passagieren streng gemieden wurde, weil es bei den gewöhnlichen Fahrten des Yankeedoodle, die nicht dem Vergnügen, sondern der Ueberfahrt nach Amerika dienen, als das Deck der zweiten Kajüte gilt. Für uns besaß es außer dem Vorzug, wenig besucht zu sein, auch noch den, zwei Etagen zu haben. Die obere war die schönste, denn auf ihr befand man sich wirklich en plein air. Hier verbarg uns kein vorgespanntes Segeltuch Meer und Himmel, wie sonst überall auf diesem Schiffe, dessen Einrichtungen mehr darauf berechnet zu sein schienen, das Meer vergessen,

als sehen zu lassen. Die begehrtesten Plätze des Hauptdecks (zumeist von Amerikanern besetzt), nämlich die an den Innenseiten, gewährten den dort in ihren Klappstühlen Ausgestreckten die Aussicht auf den Streifen Himmel, der zwischen dem Dach und der Segeltuchwand des Decks sichtbar bleibt. Weder Meer noch Küste war von dort aus zu sehen. Die Außenseiter des Hauptdecks sahen aber nicht einmal diesen Streifen Himmel, sondern nur die Kajütenwand, garniert mit horizontal gelagerten Amerikanern.

Es wollte uns anfangs nicht in den Sinn, wie gerade diese Plätze so sehr begehrt sein konnten, die eigentlich nichts anderes waren als Einzelglieder im Spalier einer Promenade; denn zwischen ihnen war der allgemeine Wandelgang. Wir mußten erst begreifen lernen, was wir Uhus nicht ohne weiteres wissen: daß das Publikum auch auf Reisen sich vor allem anderen für das Publikum interessiert. Die Menschen lieben einander zwar nur in einem sehr gemäßigten Grade, aber sie sind sich gegenseitig äußerst interessant, und so leben sie gerne in Gesellschaft, sei es auch nur, um sich innerhalb deren wieder in Extragesellschaften abzuspalten. Je länger wir das Wesen auf unserem Schiffe betrachteten, um so mehr spürten wir, daß viele geradezu deshalb den Yankeedoodle bestiegen hatten, um nach der vielleicht monoton gewordenen Gesellschaft zu Hause hier eine neue

zu finden. Und wir merkten schließlich, obwohl wir immer nur aus der Ferne in dieses lebendige Netz von Gesellschaftsfäden blickten, daß nicht bloß die Spinne Sympathie dabei am Werke war, sondern auch mancherlei Berechnung, — nicht zu vergessen die mehr oder weniger schönen Damen Eitelkeit und Medisance.

Ich kann nicht leugnen, daß, von der Ferne angesehen, dieses große Gesellschaftsspiel einen gewissen Reiz für mich hatte, da ich nur selten dazu komme, derlei zu beobachten. Einen eigneren Genuß bereitete mir aber doch der Anblick des hohen Himmels und der weiten Wasserfläche, obgleich ich gestehen muß, daß eigentlich poetische Stimmungen ausblieben. Der Anblick war schön, — aber nur Genuß, nicht Erregung. Mein Auge ließ sich's wohl sein, und mein „Herz" quittierte mit Dank darüber, — aber kühl, eigentlich unbeteiligt. Ich habe es ein paarmal gescholten deswegen und bin mir selber sehr gram gewesen darum. Bist du das noch, habe ich mir gesagt, der vor Zeiten sich bis zur wonnigsten Verrücktheit entzücken konnte vor einem Tümpel, auf dem ein paar Spritzer Sonnenuntergang kringelten? Dem ein schüchternes, dummes kleines Ding wie eine junge Birke Seligkeiten ins Herz schüttete, der vor einem Quellchen in die Knie sinken konnte, Verse zu stammeln, dessen Blicke verzückt an Wolken hingen und mit ihnen hinüberschwammen zu den goldberänderten Him-

melsküsten einer nicht bloß äußerlich gesehenen, sondern innig umfaßten Schönheit, — das ist derselbe, der sich hier, in einem Stuhle der Ocean-Comfort-Company liegend, Lichteffekte servieren läßt, wie kurz vorher Tee mit Streuselkuchen? Ei du satter, fauler, leerer Halunke du, mach daß du hinunterkommst auf das Promenadendeck und sieh, wenn die Sonne untergeht, nach der Uhr, ob es auch pünktlich geschehen ist! Laß dich von dem Gymnasiallehrer auf Aegypten, Kleinasien, Griechenland vorbereiten; du hast es nötig.; denn, wer nicht mehr fühlen kann, soll wenigstens wissen. Und wenn du auch dazu zu faul bist, so zeige den jungen Töchtern Germaniens, die, halb Misses, halb Gretchen, die moderne Weiblichkeit des zahlungsfähigen Deutschland mit mehr Selbstbewußtsein als Geschmack vertreten, das auch du tennis-englisch und über „Frühlings Erwachen" reden kannst. Da du nüchtern geworden bist, ist dein Platz bei den Nüchternen. Vielleicht sagen *sie* dir etwas, da die großen Dinge dir stumm geworden sind. — So schimpfte ich mich. Aber mit Unrecht. Denn es war nicht so, wie ich mir sagte. Meer und Himmel waren mir nicht stumm. Ich verstand ihre Sprache nur nicht so schnell, wie früher die von Busch, Baum, Quelle, Wolken. Und dies ist nicht verwunderlich. Jene Dinge, die den jungen lyrischen Menschen so schnell ins Gespräch zogen, sprachen *seine* Sprache, die

Sprache der schnellen Gefühle, naiver Lust, einfältiger Triebe. Er hörte und sah in allem nur sich. Wenn er niederkniete und ins Plappern der Quelle Verse rief, so kniete er vor sich selber und überschrie das murmelnde Element. Er war (Heil ihm, daß er's gewesen) frech beim Frohsinn, und so hatte er's wohl leicht, zu schwärmen. (Lyrik! Eine selbstverständliche Sache für junge Menschen, denn es ist ihr Ausundeinatmen. — In dieser Parenthese wäre noch allerhand zu bemerken. So dies, daß die große Seltenheit wirklicher Lyriker damit nicht im Widerspruche steht. Es gibt nämlich nur sehr wenige junge Menschen in dem Alter, wo zum Gefühle künstlerisches Vermögen tritt. Was Goethe das Närrische am Lyrischen nennt, ist das Kindliche. Die beiden reinsten Lyriker unter den heutigen Deutschen; Martin Greif und Max Dauthendey, sind Kindsköpfe. Auch Ludwig Finckh hat Anlage dazu. Rilke dagegen, dieses unheimliche Genietalent, ist ein Wunderkind. Uebrigens liegt beim reinen Lyriker die Gefahr nahe, aus dem Kindlichen ins Kindische zu verfallen, sich auszuleiern. Aber wo komme ich hin!) Das schlechthin Große dagegen, Meer und Himmel, monoton erhaben (mit Worten aus der Terminologie menschlicher Kunst zu reden: Monumentalnatur) — das duckt die Frechheit. Seine Sprache ist Gedröhn und Brausen: Vokabeln fehlen in dieser Musik voll rhythmischer

Symbole. Das Herz, das hier nur stummen Dank hat, verdient keine Schmähung, und der Mann, der vor diesem Schauspiele Auge wird, ganz Auge: und klares, nicht trunkenes, mag sich der Zuversicht getrösten, daß dieser ruhige Genuß des Reichsten, das dem Menschen an äußeren Eindrücken zuteil werden kann, nicht bloß der Netzhaut zugute kommt, sondern zu einem inneren Schatze wird, auch wenn er sich nicht gerade kleinweis in lyrische Silberstücke ausmünzen läßt.

II.

Von meinem schlechten Charakter und der Absicht, ihn zu bewähren; von meinem Lordshut und Madames Patriotismus; vom Mauldeutschtum und dem deklassierten Oelbaum; von der Tugend und ihrer mangelhaften Belohnung; vom Genie der Pariser Putzmamsells und der bedauerlichen Unfähigkeit deutscher Dichter sie zu fördern; von grünen Tischen, Théodore und der Rache auf Ansichtspostkarten.

Wer auch nur oberflächlich mit der modernen deutschen Literaturgeschichte bekannt ist, weiß, daß ich von schmutzigster Geldgier besessen bin. Im übrigen schwankt mein Charakterbild ja bedenklich: denn, während die einen sagen, daß ich zwar ein ganz passabler Lyriker sei, aber leider auch Romane schreibe, so finden andre, daß ich zwar im Romane gewisse Qualitäten an den Tag gelegt, bedauerlicherweise aber den üblen Ehrgeiz hätte, auch Verse machen zu wollen; und so durch alle übrigen Gattungen der belles lettres durch, mit denen ich mich,

immer einigen zum Vergnügen, anderen aber zur Mißlust, abgegeben habe und immerzu weiter noch abgebe. Das einzige, was feststeht, ist, wie ich mich nun hinlänglich überzeugt habe, die felsenfeste Gewißheit, daß ich ein hervorragendes Talent besitze, Schätze zu sammeln. So werde ich als ein zweiter Midas in die holzpapierene Unsterblichkeit eingehen und bin schon jetzt, wie mein phrygisches Urbild, durch Eselsohren entstellt — wobei es dahingestellt bleibt, ob es lauter Apollos sind, die mir zu diesem Schmucke verholfen haben.

Kein Wunder, daß ich manchmal Lust habe, diesem Zustande ein Ende zu machen, der immerhin etwas Peinliches hat. Nichts trägt sich so lästig, wie der Ruf von Talenten und Reichtümern, die man nicht besitzt. Und dann: man kommt sich, auch wenn man ihn nicht verbreitet hat, wie ein Schwindler vor.

Also möchte ich ihn furchtbar gerne wahrmachen.

Und so beschloß ich, in Monte Carlo hundert Franken zu setzen, um zehntausend zu gewinnen.

„Nimm deinen großen Pompadour mit," sagte ich zu meiner Frau, als der Yankeedoodle sich Villafranca näherte; „wir werden ihn nötig haben."

„Du willst also wirklich spielen!?" rief sie voller Entsetzen aus.

„Ja!!" sagte ich mit zwei Ausrufezeichen.

Und ich tat mein schönstes Gewand an und

setzte den großen grauen Lordshat auf, den ich in Deutschland nicht zu tragen wage, weil er eine Art Nabel hat, nämlich einen Filzknopf zur Kaschierung der Ventilöffnung. Denn es ist ein Hut, den die englischen Lords in Indien tragen, wo es sehr heiß ist.

Auch meine Frau putzte sich so stattlich heraus, wie es dem Umstande angemessen erscheinen mußte, daß wir uns in den wabernden Dunstkreis rollenden Reichtums begeben wollten.

Da hier das „Reisebureau" noch keine Macht über uns hatte (denn den Weg zum Spieltische würden wir, so meinte es nicht ohne psychologischen Scharfsinn, schon selber finden), durften wir, o Glück und Wonne, o Seligkeit, allein gehen. Die Prozedur der Ausbootung, vor der meine Frau auf recht anmutige Art Angst an den Tag legte, während ich nicht ganz so graziös den erfahrenen Falltreppenkletterer spielte, vollzog sich ohne jede Fährlichkeit, obwohl ich, zu meinem nur mühsam verhehlten Mißvergnügen, gezwungen war, mit der Linken den zwar schönen, aber nicht ganz festsitzenden Lordshut zu halten, da ich doch die entschiedene Tendenz hatte, mit ihr Halt am Treppengeländer zu suchen. Aber es ging auch so, und ehe wir's uns versahen, befanden wir uns alle drei: die Frau, der Hut und ich, im Boot. Nervige Arme ruderten uns an die französische Küste. (Das muß ich einmal in einem Romane gelesen haben.) Da diese von Rechts wegen eine

italiänische Küste sein sollte, regte sich in meiner Frau die Patriotin, und sie hätte gar zu gerne gehört, daß sich der Mann mit den nervigen Armen zur Italia irredenta bekannt und Verwünschungen gegen die Franzmänner ausgestoßen hätte. Aber es fiel ihm gar nicht ein, Gefühle dieser Art grün-weiß-rot aufleuchten zu lassen, vielmehr sagte er, und noch dazu in einem stark französisch unterwachsenen Italiänisch, sie in Villefranche (!) seien allzumal höchlich zufrieden mit der Pariser Republik, denn der gallische Hahn füttere die Seinen besser als der savoyische Adler.

„Vergogna!" meinte die Toskanerin, gab ihm aber doch eine gute Mancia, wenn auch demonstrativerweise in italiänischer Münze. Worauf der Nervige dann endlich Evviva Italia! rief.

Nach den mächtigen Befestigungen zu urteilen, mit denen die Franzosen den Hafen von Villafranca (das aber nur die Bücher so nennen; die Leute sagen alle Villefranche) umgürtet haben, gedenken sie, dieses schöne Stück Land gewiß nicht freiwillig wieder herzugeben. Auch liegt eine Menge Kriegsvolk dort in Garnison; Alpenjäger, sehr gut aussehende und malerisch uninformierte Leute. Indessen fand die etwas kordial demokratische Art, mit der sie ihre Vorgesetzten grüßen, durchaus nicht den Beifall zweier unsrer Reisegenossen, die, wohl in der Meinung, daß kein Mensch in Frankreich deutsch versteht, recht laut und ungeniert Kritik daran

übten, wobei der Ausdruck „schlappe Bande“ noch der mildeste war. Mir kam das weder sehr klug vor, noch fand ich es hübsch, habe aber auch im weiteren Verlaufe unsrer Reise noch recht oft die Beobachtung machen müssen, daß unsre Landsleute sich gerne darin gefallen, fremde Sitten, Gewohnheiten, Einrichtungen unter dem Gesichtswinkel des in Deutschland Ueblichen zu beurteilen, zuweilen direkt mit dem Schlußtrumpf: hier sollten wir Ordnung schaffen dürfen! Ob Geibel das gemeint hat, als er ausrief „Und es mag am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen“, scheint mir fraglich, während ich der sehr bestimmten Ueberzeugung bin, daß dieses Wesensmachen vom deutschen Wesen sehr dazu angetan ist, das deutsche Wesen in Mißkredit zu bringen.

Schade nur, daß der schöne Weltverstand, der bisher die Deutschen auszeichnete, verloren gehen muß, wenn dieses Mauldeutschtum, das nachgerade zum Großmauldeutschtum zu werden droht, um sich greift. Ich habe auf dieser Reise nicht viele Deutsche getroffen, auf die das Wort Goethes hätte angewendet werden dürfen, das sonst vom deutschen Geiste gelten durfte: „Der ist nicht fremd, der teilzunehmen weiß.“ Und so habe ich mich manchmal gefragt: Warum reisen diese Leute eigentlich? Nur um sich einzuprägen, daß es eigentlich ein Unsinn ist, zu reisen, da es ja doch in Deutschland am schönsten ist? Insofern, als der

Deutsche sich auf die Dauer am wohlsten in Deutschland befinden mag, wie jeder andere Mensch in seinem Vaterlande, ist das gewiß richtig. Aber, zu reisen, bloß um das bestätigt zu sehen: welch eine sonderbare Sinnesverkehrung ist das doch! Man geht freilich nicht in die Fremde, um sich der Heimat zu entfremden, aber einen vernünftigen Sinn hat das Reisen doch nur insofern, als es von der Sehnsucht eingegeben ist, zu dem heimisch Schönen sich etwas fremd Schönes einzuverleiben, innerlich reicher zu werden aus den Schätzen der Fremde, indem man an ihnen teilnimmt. Dies scheint aber vielen direkt unmöglich zu sein. Sie sehen z. B. (ich konstruiere hier nicht, sondern gebe wieder, was ich mit eigenen Ohren gehört habe) einen Oelbaum. „Gott, was für ein häßliches Ding ist das!" sagen sie, „da ist doch eine richtige deutsche Eiche was andres!" Man müßte närrisch sein, wenn man das bestreiten oder sich durch einen Oelbaum den Geschmack an einer Eiche verderben lassen wollte, aber nicht weniger närrisch ist es auch (von dem damit bewiesenen Mangel an Schönheitsempfinden gar nicht zu reden), im fernen Syrierlande die deutsche Eiche heraufzubeschwören, um den Eindruck eines Oelbaums zu deklassieren. Es wäre davon, als von etwas schlechthin Törichtem, gar nicht der Rede wert, wenn sich nicht eben eine Art von perversem Nationalismus darin äußerte, ein häßlicher Geist

der Selbstzufriedenheit und Ablehnung alles Fremden, das nur noch als kurios, nicht aber als schön anerkannt wird. Diese Art Negation hat etwas Freches, das ganz unleidlich gerade für den ist, der sein deutsches Wesen als Bejahung jeder Schönheit empfindet. Auch ist es gottsträflich dumm, mit also verkleisterten Sinnen auf Reisen zu gehen.

Ein Rosselenker rief uns an, fragend, ob er uns für zwanzig Franken zweispännig nach Monaco befördern dürfte. Mein Lordshut und Madames Spitzenmantel hatten es ihm angetan. Aber es lag uns wahrhaftig ferne, unserm Spielfonds zwanzig Franken zu entziehen. Wir blieben, wie hold er auch lächelte, fest und warteten auf die elektrische Trambahn.

Diese Charakterstärke hätte einen besseren Lohn verdient als den, der uns zuteil wurde. Wir mußten fast eine Stunde harren, bis ein Wagen kam, in dem es noch zwei freie Plätze gab, und zwar Stehplätze. Ich erwähne dies als Beitrag zur Morallehre. Nein, o ihr gutgläubigen Schwärmer, es ist nicht wahr, daß Tugend belohnt wird. Das lüsterne Fleisch fährt zweispännig, und der stoische Wille muß sich von knoblauchduftigen Nizzarden auf den Hühneraugen herumtreten lassen. Aber das ist richtig: hinterher ist die Genugtuung der Tugend groß, die achtzehn Franken für den Spieltisch gespart hat.

Von der Pracht und Herrlichkeit des Kasinoplatzes auf Monte Carlo möge ein anderer

handeln. Ich für mein Teil finde ihn allzu prächtig und allzu herrlich. Mir fehlt der Sinn für Pompositäten ohne lebendigen Geschmack. Dagegen habe ich mit Signora recht andächtig und entzückt die Auslagen einiger Pariser Putzmachergeschäfte bewundert. Beim Andenken der verliebten kleinen Müsette! — meine Frau hat recht: diese Pariser „Schurkerinnen" (so heißt in toscano-tedesco das Femininum von Schurke) haben mehr als Talent, haben Genie. Aus ein bißchen Sammet oder Seide, Spitzen oder Tüll, Stroh oder Pelz, mit ein paar Blumen, Schleifen, Rüschen, Federn wirken sie ästhetische Wunder. Diese Hüte haben den Reiz von Improvisationen geistreich geschmackvoller Menschen. Es haftet ihnen nichts vom Geiste der Schwere an, keine Steifheit, keine Absichtlichkeit. Es ist Grazie mit Witz; Esprit, der Phantasie hat; Geschmack, der es bis zur Poesie bringt. Ein fabelhaft sicherer Sinn für Form und Farbe unternimmt die frechsten Wagnisse bis hart an die Grenze des Möglichen, ohne doch je etwas hervorzubringen, das nicht als Kunstwerk von Distinktion wirkte. Selbst das Höchste in der Kunst bringt er zuwege: reine Einfalt ohne Banalität. Wir sahen einen Hut, der eigentlich nichts war als ein umgestülpter Topf aus rotem, weißem und schwarzem Sammet. Es ist ganz unmöglich, zu sagen, warum dieses Ding nicht etwa plump oder komisch, sondern schlechterdings hinreißend schön aussah. Das

Vor Villafranca

Geheimnis seiner Schönheit lag wohl darin, daß die Linien seines Umrisses sowohl wie jede Falte des Stoffes von Fingern gebildet waren, die genialer Eingebung des Momentes folgten, nachdem das Ganze zuvor innerlich von der Künstlerin gesehen worden war.

Es begreift sich leicht, daß meine Frau den lebhaften Wunsch hegte, einen solchen Hut zu besitzen, und ich den noch lebhafteren, sie in einem solchen Hute zu sehen. Daß aber ein deutscher Dichter, und er sei gleich, wie ich, noch mehr Geschäftsmann als Dichter, nicht in der Lage ist, seiner Frau ein derartiges Kunstwerk, die Verkörperung des ästhetischen Genies einer traditionell ästhetischen Rasse, zu kaufen, leuchtet ohne weiteres ein.

Unsre Begierde, die Bank von Monte Carlo zu sprengen, wurde zur wilden Leidenschaft. Kaum, daß ich noch Blicke für die eleganten Ambassadricen der Venus von Paris hatte; kaum, daß meine Frau noch Andachtskraft für die Auslagen der großen Schneider aufzubringen vermochte: das Gold läutete uns in seinen Tempel; wir folgten der großen Glocke. (Ich rühre die Pauke des Pathos. Wenn sie ledern klingt — ist es meine Schuld?)

Das Leben in den Spielsälen der Monaco-Aktien-Gesellschaft, deren Dividenden so gewaltig sind, wie es unsre Hoffnung war, sie durch einen phänomenalen Gewinn zu schmälern, ist zum Glück schon so oft und mit so glühen-

den Farben geschildert worden, daß ich mir die Mühe ersparen kann, ein Gemälde davon zu entwerfen. Ich lasse es um so lieber bleiben, als ich weder die flackernden Augen der verzweiflungsvoll ihr Letztes auf eine Karte setzenden Spieler, noch das müde Lächeln der Verspieler von Riesenvermögen, noch die grausame Verkniffenheit in den erbarmungslosen Augen des Croupiers bemerkt habe. Ich sah es nicht, weil ich lediglich auf die dicken Fünffrankenstücke guckte, die ich, gänzlich unbekannt mit den Regeln des Spieles, irgendwohin setzte, wo gerade Platz war. Ich hörte „Faites votre jeu, messieurs“ und „rien ne va plus“; und die Kugeln tanzten; und es roch wie in einem Parfümerieladen. Und das ging eine Weile so hin, bis ich fünfzig Franken verloren hatte und die Stimme meiner Frau vernahm, die da lautete: „Du hast gar keine Ahnung von der Sache. Laß mich machen!“

Sie hatte nämlich, während ich im Interesse unsrer Finanzen rastlos tätig gewesen war, versucht, den Sinn der Figuren und Nummern zu ergründen, die auf dem grünen Tuche zu sehen waren. Und nun fing sie an, mit Ueberlegung zu tun, was ich völlig unüberlegt getan hatte. Mit anderen Worten: ich hatte gespielt — sie: berechnete.

Wenn Fortuna nicht ein ganz albernes Frauenzimmer wäre, das keine Idee davon hat, worin ihr Wesen eigentlich beruht: nämlich im Unberechenbaren, das ich mit dem Instinkte

des Schicksalskundigen kühn und groß herausgefordert hatte, so hätte sie meine Frau sofort durch andauerndes Einziehen ihrer Fünffrankenstücke bestrafen müssen. Statt dessen bereitete sie ihr den Triumph, sie die fünfzig Franken wiedergewinnen zu lassen, die ich verloren hatte.

Ich wußte nicht, ob ich mich darüber freuen oder ärgern sollte. Denn, wenn es zwar erfreulich war, den Spielfonds wieder beisammen zu haben, so war es doch auch ärgerlich, dies mit einer Einbuße an Autorität zu bezahlen.

Indessen: würdelos, wie man nun einmal wird, wenn man, wie ich, den Sinn auf das Materielle zu richten gewöhnt ist, freute ich mich schließlich doch, indem ich im geheimen hoffte, die verlorene Autorität auf anderem Wege wieder zu gewinnen.

Meine Frau aber setzte mit Ueberlegung weiter. Einmal sogar zehn Franken. Und gewann immerzu. Es kam der Augenblick, wo unser Spielfonds verdoppelt war.

„Siehst du?" sagte sie und lächelte so infam, wie ich es ihr niemals zugetraut hätte.

„Was denn?" entgegnete ich kühl.

„Duecento lire!" erwiderte sie, — der Moment war zu erhaben, als daß sie ihn nicht toskanisch hätte verklären müssen.

„Wenn's weiter nichts ist!?" warf ich verächtlich hin.

Da setzte sie, gereizt und kühn, fünfzig Franken auf einmal.

Ich dachte nicht anderes, als sie sei im Glückstaumel übergeschnappt, und ergriff eines der unheimlichen Schiebestäbchen, den Wahnwitz aufzuhalten, die fünfzig Franken zurückzuscharren. Da krähte der glatzköpfige Croupier aber auch schon los: Rien ne va plus, und die schicksalträchtige Kugel hopste wie besessen in der Roulette.

„Du bist verrückt", stöhnte ich, von dem Rechte des Ehemanns, grob zu sein, skrupellos Gebrauch machend.

Die Kugel stand still.

Mein Herz auch.

Der Croupier scharrte geschickt und gelassen die Unglückshäufchen von Fünf- und Zehnfrankenstücken zu sich heran, denen die Kugel Pech gehopst hatte.

Gleich wird ihr Häufchen auch beim Teufel sein, dachte ich mir und verfluchte den weiblichen Leichtsinn.

Da: ping, ping, ping, ping ließ er Goldstücke auf das Häufchen regnen; lauter Napoleondors; eine unglaubliche Menge.

In diesem Momente bewies meine Frau wahre Seelengröße.

Sie machte, ruhig, als sei es ihr ein gemeiner Anblick, Goldstücke dutzendweise um sich zu versammeln, ihren Pompadour auf, kramte darin herum, als suchte sie etwas, entnahm ihm ihr Taschentuch, wischte sich am Näschen, legte das Tuch hinein, placierte den geöffneten

Silberbügel des Pompadours am Rande der Tafel und ließ mit unglaublich gut gespielter Gleichgültigkeit, den Goldstrom hineinplätschern.

Dies getan, stand sie nicht ohne Majestät auf und sagte zu mir: „Ich glaube, unsre letzte Trambahn muß gleich abgehn."

Es ist unglaublich, aber nichts als die reine Wahrheit: sie wollte sich mit ihrem Raube auf den Yankeedoodle zurückziehen.

„Wir haben genug", erklärte sie. „Ich weiß nicht, wieviel ich gewonnen habe, aber: es ist genug. Wenn ich jetzt weiter spiele, verliere ich."

Ich hatte die dunkle Empfindung, daß sie recht hatte; daß sie wirklich die Stimme des Schicksals in sich vernahm: daß es also vernünftig war, was sie sagte. Und ich wollte sie schon am Aermel nehmen und mit ihr fortgehen — direkt zu dem himmlischen Hute drüben.

Da ging ein Rauschen durch den Saal, ein Flüstern, das zu einem Surren von Stimmen wurde, und ein Rascheln von vielen, vielen seidenen Frauenkleidern.

„C'est Théodore!" hörten wir rufen. „Théodore! Théodore! Cinquante mille! Soixante! Théodore!"

Wir sahen uns um und genossen den Anblick von gut drei Dutzend aufgeregter Damen verschiedenen Alters, aber gleichen Metiers, die, Eisenfeilspänen gleich, wenn der Magnet sie in seine Sphäre gezogen hat, allesamt auf einen Punkt zuschossen: in den Nebensaal zu einem

anderen grünen Tische, wo ein unangenehm schöner junger Herr stand, durchaus und ausschließlich damit beschäftigt, Tausendfrankennoten in ein enormes Portefeuille zu stopfen.

„Redner wird beglückwünscht," sagte ich zu meiner Frau.

„Glaubst du wirklich, daß er fünfzig-, sechzigtausend Lire gewonnen hat?" sagte sie.

„Nach der Ovation zu urteilen, die ihm Fortunas Kusine, die eifersüchtige Venus, bringt, gewiß. Du kannst dich darauf verlassen, daß er diesen Tag nicht als Einsiedler beschließen wird", sagte ich.

„Diese Unanständigkeiten interessieren mich garnicht", sagte sie.

„Ich finde es gar nicht unanständig, sechzigtausend Franken zu gewinnen, und bin jeden Augenblick zu der gleichen Unanständigkeit bereit", sagte ich.

„Ich auch", sagte sie, und ging in den Nebensaal zu dem anderen grünen Tische.

Sie hatte es sehr bald heraus, daß es dort in Einsatz, Gewinn und Verlust erheblich anders kleckte, als bei unsrer zahmen Roulette.

„Ich glaube," sagte sie, „wir versuchen es einmal hier."

„Aber", sagte ich, „ich denke, du hast kein Glück mehr?"

„Dort!" sagte sie; „hier ist es etwas anderes. Wie du siehst, muß man hier mindestens zwanzig Lire setzen."

Ich sah ein, daß das in der Tat etwas ganz anderes war, und erhob keinen eheherrlichen Einspruch. Nur machte ich zur Bedingung, daß auch ich in Théodores Spuren wandeln durfte.

„Doppelt genäht hält besser, weißt du ..."

„Ja, wenn du nur eine Ahnung vom Nähen hättest."

„Ich? Bitte: Im Trente et quarante habe ich vor zehn Jahren einmal zweihundert Franken gewonnen."

„Und sie wieder verloren, weil du nicht zur rechten Zeit aufhörtest."

„Aber heute habe ich zwei große Beispiele vor mir: dich und Théodore."

„Wenn du mir versprichst, aufzuhören, sobald du fünftausend, — nein: viertausend, — nein: wenn du dreitausend Franken gewonnen hast ..."

„Selbstredend."

Sie ließ mich einen Griff in den Pompadour tun, und ich begab mich mit einer Faust voller Goldstücke zur anderen Seite des Tisches.

Ich war wirklich vom Glück begünstigt: eben, als ich erschien, stand eine dicke Dame auf und fluchte etwas Polnisches.

Hast du verloren, mein Täubchen, dacht ich mir, so ist die Wahrscheinlichkeit um so größer, daß ich auf diesem Platz gewinnen werde.

Ach, — ich bin immer ein schlechter Mathematiker gewesen: auch diese Wahrscheinlichkeitsrechnung stimmte nicht.

Andere Leute gewinnen wenigstens anfangs

und verlieren das Gewonnene nur infolge ihrer Willensschwäche, weil sie nicht aufzuhören wissen und blind und blöde die Schwelle überschreiten, die aus dem Gewinnen ins Verlieren führt: ich aber verlor von Anfang an, unaufhörlich, immerzu, ohne Unterlaß und Unterbrechung.

Da ich von Mal zu Mal die Einsätze verdoppelte, ging es sehr schnell; ich darf wohl sagen: rapid. Die Sache hatte nicht den mindesten psychologischen Witz. Es war eine ganz blödsinnige Wiederholung von Niederträchtigkeiten.

Angeekelt von einem Schicksal, das keine Nuancen kennt, schob ich den Stuhl zurück, aufzustehen. Es blieb mir auch nichts anderes übrig, denn nicht der Schatten eines Napoleondors war mehr in meinem Besitze.

Ich hörte im zermarterten Geiste bereits die Reprimanden von Madame und trug Bedenken, mich der großen Gewinnerin zu nähern, als ich, aufstehend und mich umwendend, sie mir gegenüber sah.

Ich senkte den Blick.

Als ich ihn erhob, sah ich, daß der ihrige noch nicht den Mut aufgebracht hatte, sich zu erheben.

Ich wußte genug.

„Hast du noch Geld zur Trambahn?" fragte ich.

„Wir können sogar noch Abendbrot essen",

sagte sie, „und ein paar Ansichtspostkarten wegschicken.“

„Es gibt welche mit Schmähungen auf Albert I., Honoré Charles, Fürsten von Monaco“, sagte ich.

„Die nehmen wir“, sagte sie.

III.

Von unserem Schweizer Steward, der gerne ein Hund hätte sein mögen; von einem langen Amerikaner, der kein Staatsanwalt war, — und einiges Dazwischenliegende. Von einem berühmten Ausstattungsstücke, in dem richtige Palmen, aber keine richtigen Menschen vorkommen; von einer Dame, die weiblichen Geschlechtes war, — und einiges Dazwischenliegende. Von einem Kellner, der ein Kulturschauspiel gab; von ein paar italienischen Erdarbeitern, die bloß Hunger hatten, — und einiges Dazwischenliegende.

Unser Kammersteward war ein hübscher Schweizer Bursch mit verflucht gescheiten Augen und eigentlich gar kein Steward, sondern ein Kanzleischreiber, der in Mailand sogar an einer Bank angestellt gewesen war. Er hätte Karriere machen können, wenn es nur nicht so langsam zuginge beim Karrieremachen. Und dann, was ein richtiger Schweizer ist, der will nicht bloß immerzu Aktenstöße, Tintenfässer

und Federhalter, sondern die Welt sehen. Also ging unser Freund zu Schiffe nach Amerika. Chaibe! Chaibe! Dort ist es gar nit lustig g'si. Ja, wenn einer Geld hat, dann freilich! Aber so . . Chaibe! Chaibe! Er hat den Schiffslader gemacht, den Tellerwascher, ist zum Kellner avanciert, schließlich sogar beinahe Hotelportier geworden. Aber so hoch wollte sein Ehrgeiz gar nicht hinaus. Ihm war es genug, mit ein paar Fränkeli im Sack und einem anständigen Gewand wieder nach Hause zu können, wenn auch nicht gerade als gestellter, so doch als gereister Mann. Aber einfach als Zwischendecker? — nein: als Steward. Wozu hatte er das Servieren und Trinkgeldernehmen gelernt? Und es mußte ein Schiff sein, das Umwege machte, möglichst große, damit noch ein bißli Welt dabei abfiele. So kam ihm denn der Yankee-doodle gerade recht mit seinem „Grand Winter Cruise to Madeira, Spain, the Mediterranean and the orient, — a cruise of seventy-nine days duration to the most interesting countries in the world". Die interessantesten Länder der Welt, — das war etwas für unseren Schweizer. Dafür wollte er gerne Stiefel wichsen, Betten machen, Teller schwenken und was sonst noch Stewardspflichten sind. Ließ sich also anmustern und fuhr los, höchst begierig auf die oriental wonderlands. Aber ach: auch die sind nur für die zahlungsfähigen Gäste des schwimmenden Hotels, nicht für das dienende Gesinde

da. Nur wer sich auf den Liegestühlen der Ozean-Komfort-Kompagnie genügend dazu hat ausruhen können, um die Strapazen der Landausflüge frisch zu bestehen, darf die Wunder des Orients anschauen; wer sich statt dessen mit gemeiner Arbeit abgab, soll, um nicht aus der Umgebung zu kommen und an Arbeitsfreudigkeit einzubüßen im Anblick von Schönheiten, die nun mal nicht für den Arbeitspöbel da sind, an Bord bleiben und weiter schuften. Schuften? Nein: cavalieren; denn „Arbeit adelt", sagt Detlev Freiherr von Liliencron. Ein sehr verschmitztes Wort. Es verleiht dem Arbeiter kostenlos (auch für den Verleiher) den Adel und würde damit gewiß die soziale Frage lösen, wenn der Arbeiter nicht so würdelos dächte, auf den Adel zu pfeifen. Mein Schweizer zumal, als Republikaner, hätte herzlich gerne auf ihn verzichtet, wenn er dafür ein bißchen Genuß gekriegt hätte. Er war durchaus der Meinung, daß Arbeit nicht schändet; ja er rühmte sich geradezu der niederen Arbeiten, die er verrichtet hatte. Aber er fügte hinzu: b l o ß arbeiten und zusehen, wie sich die anderen amüsieren, sei auf die Dauer eine verfluchte Geduldsprüfung. „Wenn ich mich doch nur in einen Hund verwandeln könnte," sagte er, „um hinter den Herrschaften herzulaufen, wenn sie alle die Wunderdinge sehen!" Dieser Gedanke verblüffte mich, weil er mich an eine glänzende Novellenidee erinnerte, die mir Felix Salten

einmal mitgeteilt hat. Aber er ergriff mich auch. Denn das war wie ein Schrei; und ich fühlte: wer so empfand, der war es wert, zu sehen, wonach er sich so ingrimmig sehnte, und er mußte scheußlich leiden als Ausgeschlossener.

Es war ein Herr an Bord, mit dem ich mich gerne über diese Dinge unterhalten hätte: ein sehr langer, dürrer Herr mit glattrasiertem Gesichte, in dem sofort der sehr große, aber dennoch feine, scharfe Mund auffiel; der Mund eines Redners, Anklägers — entweder eines Staatsanwalts oder Demagogen. Der Kabine nach, die der Longinus innehatte, einer der teuersten auf dem Yankeedoodle, entschied ich mich für Staatsanwalt, bis ich erfuhr, daß der Herr einer der mächtigsten Redner der nordamerikanischen Sozialdemokratie sei. Und deshalb hätte ich, wäre meine Scheu vor dem veramerikanisierten Englisch nicht gewesen, gerne mit ihm darüber gesprochen, wie es seine Partei anzustellen gedenkt, daß man die Arbeit nicht bloß mit schönen Redensarten abspeist, sondern ihr reelleren Lohn verschafft, und zwar nicht allein genügend Brot (was sie, auch mit Beilage, sich bereits selber zu verschaffen weiß) und allerhand Freiheiten: zu reden, zu drucken, zu streiken usw. (an denen es auch nicht fehlt), sondern auch die Möglichkeit, an den feineren Genüssen teilzunehmen, ohne die das Leben schließlich, auch wenn es fett ist, doch bloß ein armseliger Quark bleibt. Die Weisheit Grill-

parzers (die auch Goethes Weisheit war):

Ein jeder treibt, wozu er ward,
So will's ein ew'ger Schluß:
Hephästen steht die Arbeit wohl,
Cytheren der Genuß,

ist zur wohlfeilen Schlauheit derer geworden, die sich beim Genusse nicht stören lassen wollen durch die Zaungäste aus der Tiefe. Nicht bloß Begehrlichkeit ist wach geworden, sondern Bedürfnis. „Die Unzufriedenheit wächst," ist zwar ein Gemeinplatz, und man kann, wie an allen Banalitäten, seinen Witz daran üben, ohne sich in sonderliche Unkosten des Geistes zu stürzen, aber doch mit dem ganz sicheren Effekte, für einen starken Geist gehalten zu werden. Was hilft's aber? Er wird, wie ein Fettfleck, immer größer, und schließlich ist das ganze schöne Tafeltuch der sicher Schmausenden von ihm so unsäuberlich bedeckt, daß es für Leute von einigem Sauberkeitsbedürfnis gar kein Vergnügen mehr ist, mitzutafeln.

Irgendwo bei Wedekind findet sich der Gedanke, daß zum besseren Gefühle des Reichtums auch der Bettler am Portale gehört. In Rainer Maria Rilkes „Stundenbuch" aber heißt es (dem Sinne nach), daß heute die Reichen nicht mehr reich, die Armen nicht mehr arm sind. Beide Gedanken gehören zusammen, obwohl der eine nach einem Kardinal aus der italienischen Renaissance, der andre nach orientalischem Christentum schmeckt. Es gibt nicht

mehr solche Reiche im Wedekindschen Sinne, und es gibt im Nilkeschen Sinne überhaupt keine richtigen Reichen, keine richtigen Armen mehr: weil das Christentum als wirklich bestimmende Macht abgewirtschaftet hat. Die Lehre Jesu war eine frohe Botschaft für die Armen gewesen, aber, da Jesus wirklich die Liebe war, so ließ sich aus seiner Lehre mit Leichtigkeit eine Religion ableiten, die es auch den Reichen recht machte. In ihr funktionierte der Wedekindsche Bettler am Portale (wenn auch nicht im Sinne Wedekinds) tadellos und war dabei auch seinerseits in vortrefflicher Gemütsverfassung. Die große Kunst des Orients, Religionen zu schaffen, die, realistisch und idealistisch zugleich, Genuß und Hoffnung in der Gleichschwebe halten: den Mächtigen erlauben, mit Glanz mächtig zu sein, und den Ohnmächtigen eine Art Wollust der Ohnmacht bescheren, hatte sich wunderbar bewährt. Die Griechen, ehedem das Bollwerk des Westens gegen den Orient, wurden durch das Christentum zu Orientalen. Rom, nicht so völlig überwunden, mußte doch, um wenigstens über die Geister mächtig zu bleiben, paktieren (was es mit dem ganzen Geschicke seiner Begabung für bona pacta tat); und selbst die siegreich heranpolternden westlichen Barbaren, die germanischen Bären voran, sogen den süßen Dampf der orientalischen Weihrauchkörner mit soviel innigem Behagen ein, daß das ganze Innere ihres

Volkswesens auf gut ein Jahrtausend hin verräuchert worden ist. Auch heute schmeckt die germanische Seele noch deutlich nach dem orientalischen Räucherwerk des Christentums, aber schon seit Luther riecht spiritus teutonicus merklich mit hinein, und von einer angenehmen Benebelung kann längst keine Rede mehr sein. Der Orient hat seine Macht verloren. Seine Wunder sind Ruinen. Aegypten, Syrien, Palästina, Byzanz, Griechenland: Museum, nicht mehr palaestra; Studienobjekt, nicht Leben; Peripherie, nicht Fokus. Und nun muß der Westen Ersatz schaffen für die immer mehr verduftende Religion aus dem Osten. Die große Unzufriedenheit ist da — es fehlt nur noch der große Mensch, der diesmal vermutlich nicht mit der großen Liebe, sondern mit dem großen Zorne kommen wird. Die Sozialdemokratie freilich will uns glauben machen, es bedürfe im XX. Jahrhundert keines Heilandes mehr: die Masse selber werde das Heil herbeiwalzen — langsam, aber sicher. „Mahle, Mühle, mahle!" Aber der Wille zur Tat pflegt nicht so langmütig zu sein. Er sammelt seine Kräfte in Millionen Machtlosen, um sie, wenn die Zeit gekommen ist, in einem genialen Temperament machtvoll zu vereinigen: dem Helden. Der, der einmal sein Vater sein wird, sehnt sich jetzt vielleicht beim Ausbürsten der Unterröcke einer Sen-Sen kauenden Miß danach, nachts heimlich ein Boot heranzu-

Kohlenlader eines englischen Dampfers

rufen und sich an einem Tau hinabzulassen, um wenigstens bei Nacht die Wunder des Orients kennen zu lernen. Der mächtigste Redner der nordamerikanischen Sozialdemokratie wird derweile ruhig in seiner Luxuskabine schlafen, neue Kräfte zu sammeln für gewaltige Reden, die das Heil der Organisation predigen und die alleinseligmachende Kirche der Partei, außer der nichts gedeiht, als fruchtloses ohnmächtiges Wüten. Er ruhe sanft: auch er ein Johannes. wenngleich er sich nicht von Heuschrecken nährt Denn Wüstendiät oder härenes Gewand sind gewiß nicht das Wesentliche an einem, der den verkündet, der da kommen soll. Ja, man kann sogar ein Johannes sein, ohne an einen Jesus zu glauben. Solcher Johannesse gibt es heute viele. Sie werden einen heillosen Schrecken erleben, wenn statt der Sache, die sie verkündet haben, ein Mensch kommt.

Ich für mein Teil glaube an diesen Menschen, ohne daß ich mich zu den Johannessen zähle, die an „seine" (nämlich ihre) Sache glauben. Ich glaube vielmehr, daß er diese Sache genau so als Held traktieren wird, wie jede andre. „Gebet Raum dem Zorn!" wird sein Ruf sein, und er wird sicherlich mit dem Schwert kommen. Und es wird eine Weile sehr ungemütlich, aber gar nicht langweilig sein. Das Leben wird wieder einmal billig im Preise stehen, und es wird Kommerzienräte geben, die mit Witz und Anstand zu sterben wissen: vielleicht mit

einem Verse von Stefan George auf den Lippen (was schon sehr witzig wäre). Der eine Held wird viele Helden machen: rechts und links; aber die Löwen der ästhetischen Salons mit den gebrannten Mähnen werden zu ganz, ganz kleinen Pintscherchen werden und sich hinterm Nachttopf ihrer Anbeterinnen verkriechen: denn die Blutlosen können kein Blut sehen. Gelten und walten wird die Gewalt der Vergeltung ohne alle Gerechtigkeit im kleinen, denn alles Persönliche wird Bagatellsache sein in dem großen Prozesse der Massenrache.

*

Yankeedoodle, wohin hast du mich geführt mit deinen beiden Schloten, deren einen ich Elend, den andern aber Ueberfluß taufte?

Kehre zurück ins Gemütliche, o Doppelschraube, und alles ist verziehen!

*

Das Reisebureau wollte uns verlocken, eine Gesellschaftsfahrt im Automobil mitzumachen, die die herrlichsten Punkte der unbeschreiblich schönen Riviera abschnaufen sollte. Aber wir sind weder für Gesellschaftsautomobile, noch für die unbeschreiblich schöne Riviera eingenommen. Sobald das Automobil zum Omnibus wird, verliert es jeden Reiz für uns, und eine mit Palmen frisierte Natur, die überdies mit protzigen Villen im schlechtesten modernen Geschmack besteckt ist,

wie die Frisur einer Demimondaine minderen Grades mit falschen Schildpattkämmen aus Zelluloid, mißbehagt uns gar heftig. Wir hatten das auf dem Wege zu unserer Niederlage am grünen Tische schon genügend gesehen; Theater, Kulisse, hergerichtet für das Publikum des gegenwärtig in den besseren Kreisen so sehr beliebten Ausstattungsstückes: Riviera oder der Frühling im Winter. Es ist ein leeres, verlogenes Stück ohne alle poetischen Qualitäten, gerade gut genug für Menschen, die weniger empfinden, als, ganz äußerlich, sehen, und weniger noch sehen, als gesehen werden wollen. Gegenwärtig spielt dabei die Hauptrolle das Automobil. Die schönen Wagen, allesamt geschlossen, weil der eine den andern in Staubwolken hüllt, rasen wie die Verkörperung der Tobsucht wild besessen hintereinander her. Eine wunderbare Kraft jammervoll mißbraucht. Stupor! Stupor!

Wir fuhren mit der Trambahn nach Nizza. Eine etwa fünfzigjährige französische Dame saß mit einer etwas jüngeren uns gegenüber. Ich machte von der gütig gewährten Erlaubnis meiner Frau (die auf Reisen nicht so ist) Gebrauch und verliebte mich in sie. Wie reizend war sie aber auch! Wie lebhaft, munter, elegant! Und ihr Französisch klang wie tongewordener Esprit. Auch ein bißchen kokett war sie noch, aber es war die Koketterie, die fünfzig Jahren noch wohl ansteht. Sie war ganz Dame und doch Natur: eine weibliche Dame.

Wie angenehm das ist. Ich war sehr glücklich darüber, daß sie meiner Frau genau so gut gefiel wie mir. Grazie, Signora!

Nizza hat das Kunststück fertig gebracht, aus lauter Hotels eine Stadt zu bilden, und noch dazu eine amüsante Stadt. Das Vorbild liegt natürlich an der Seine. Einen Pariser Boulevard hat man tel quel herübergenommen. Und es fehlen auch nicht die Pariser Boulevardtypen, als da sind: mustergültige Kokotten jeden Genres (doch keine Midinetten; für die ist das Pflaster zu industriell); ernsthaft elegante ältere Viveurs von schon beinahe geistreichem Aeußern, weil sie den Stil des großen Dégouts brillant markieren; Offiziersaspiranten des taggültigen Geschmacks mit noch zu absichtlicher Korrektheit, aber doch montmartrehoch stehend über unseren dilettantischen, pseudobritischen Snob-Dandys; zweifelhafte Gentilhommes mit der gewissen Unsicherheit in den allzu begehrlichen Augen und in den Bewegungen wider Willen eine latente Brutalität verratend; Engländer mit den Eroberterschritten; deutsche Offiziere in Zivil mit dem unaustilgbaren Parademarsch im allzu strammen Leibe; die drolligen kleinen Rentner aus der französischen Provinz, halb Neugier, halb moralische Mißbilligung; und, sieh da, sie da Timotheus: auch der junge Herr Poet aus dem Kaffeehause, der selbst mit langen Haaren nicht wie ein Tapezierergehilfe, sondern ganz richtig wie ein Dichter nach dem Herzen junger Mädchen aussieht,

obwohl er, dem Zeitgeiste Rechnung tragend, ein Monokel trägt.

Wir fanden das alles sehr hübsch, und meine Frau war klug genug, sich das Vergnügen daran nicht durch den Anblick des immerhin etwas sonderbar anmutenden Denkmals verderben zu lassen, das (nicht Nizza, denn Nizza gibt's offiziell nicht mehr, sondern) „la ville de Nice à la France" errichtet hat. (Ob wir ein Denkmal erleben werden mit der Aufschrift: „Die Stadt Straßburg dem Deutschen Reiche"? Kaum. Das Elsaß, der alten deutschen Kultur zugehörig und durchsetzt mit vielen und schönen Elementen der französischen, wird dem Reiche so lange nur angegliedert sein, als dieses Reich wesentlich preußischen Geist atmet. „Der Norden, ach, ist kalt und klug." Und der Nordwind streng. Lauter Eigenschaften, die schwer Liebe erregen, zumal wenn sie hochfahrend auftreten. Ich habe mich auf dieser Reise überzeugt, daß dieses oft geradezu karikaturhaft wirkende hochnäsige Gebaren von Vertretern der preußischen Hegemonie im Grunde auf einen Mangel an feinerem Formsinn zurückzuführen und meist „gar nicht so gemeint" ist; aber was hilft das? Der einzelne mag ja, wenn er dahinter kommt, versöhnt werden (obwohl ein gewisser Widerwille bleibt), aber das Volk schließt aus dem Aeußeren und lehnt ab, wo es nichts als Ablehnung gewahrt. — Nebenbei: Merkwürdig, daß das

nuancenlose Entweder-Oder des preußischen Wesens sich schon in den preußischen Farben, diesem harten Nebeneinander: Schwarz-Weiß ausdrückt. Möge auch das hinzugekommene Rot eine symbolische Bedeutung haben. Denn wenn es die Farbe der Liebe ist, ist es wohl auch die Farbe der Liebenswürdigkeit, und das ist eine Eigenschaft, um derentwillen, wie es die Sympathie beweist, deren sich die Franzosen zu erfreuen haben, viel verziehen wird.)

Für die große, einfache Linie echter Architektur scheint auch in Nizza, wie an der französischen Riviera überhaupt, kein günstiger Boden zu sein. Der geschwollene Reichtum, der hier baut, tobt sich in Geschwollenheiten aus, die auch in glitzerndem Marmor höchst unerfreulich anzusehen sind. Die simpelste Villa in Toskana zeigt mehr Größe und Vornehmheit. Die Medicis, die doch gewiß nicht weniger große Herren waren als die Leute, die sich heute ein Haus an der Promenade des Anglais in Nizza leisten können: welche schöne Zurückhaltung legten sie an den Tag, wenn sie bauten. Hier aber kreischt alles, und es ist ein ewiges Pochen auf das Portemonnaie. Reichtum, der blödsinnig geworden ist, statt Majestät zu werden.

Zum Karneval sahen wir nur die Vorbereitungen: die Ehrenpforte und die via triumphalis des jokosen Prinzen, der auf gewaltigen Plakaten als der gnädige Souverän von Nizza bezeichnet war. Ich fürchte, auch er ist keine

echte Majestät von Humors Gnaden, sondern nur ein armer Lohn-Narr, der so tun muß, als sei er vor Uebermut närrisch geworden. Was ist ein Karneval ohne Volk? Kann es sehr lustig zugehen, wo man nach Programm närrisch ist? Ich glaube, daß es auf dem Karneval von Nizza sehr bunt und kostspielig zugeht, aber gar nicht lustig. Ein gemanageter Fasching, — Gott bewahre mich!

So waren wir gar nicht betrübt darüber, diese Glanznummer des Riviera-Ausstattungsstückes entbehren zu müssen, und beschlossen, dafür eine der Stätten zu besuchen, wo sich das Logen-Publikum dieser Vorstellung auf ihren Genuß vorzubereiten pflegt durch Einnahme von Mahlzeiten, die uns ein erfahrener Kenner als „absolut erstrangig" bezeichnet hatte. Nun kann das moderne Adjektivum „erstrangig" einem den schönsten Appetit verderben, aber um so sicherer, schlossen wir, würde es sich dann herausstellen, ob die berühmte Küche des Restaurants du Helder-Armenonville ihren hohen Ruhm verdient. Kein Wort darüber: sie ist eines geschmackvolleren Adjektivums würdig. Nur im Savoy-Hotel in Kairo sind uns Meisterwerke der Kochkunst von gleicher Vollendung aufgetischt worden. Und dabei haben wir uns nicht einmal auf Finessen eingelassen, sondern mit dem ordinären Tagesmenu begnügt. (Denn der Geist der Hybris war aus uns gewichen seit unserm Débâcle

in Monte Carlo.) Aber ganz ausgeschlossen vom Genusse des höchsten Raffinements blieben wir doch nicht: wir durften es als Schauspiel genießen. Da es gratis war und ich mir von Unbekannten nicht gerne was schenken lasse, will ich versuchen, es nachträglich in klingender Hexameter-Münze abzubezahlen. Auch widerstrebt der außerordentliche Gegenstand gemeiner prosaischer Behandlung. Und somit: Singe mir, Muse!

Siehe, am Nebentische erschien hochherrlich ein Ober-,
Nein: ein Ueberkellner erschien: ein Cherub im Fracke,
Ganz untadelig schön, gemessen in jeder Bewegung.
Feierlich trug er einher, streng wagerecht haltend die Hände,
Während die Beuge des Armes fest lag am Einschnitt des Leibes,
Silbern ein tiefes Kasserol, bedeckt von knaufiger Stürze.
Dieses Gefäß, lautlos, aufstellte er silbernem Dreifuß,
Brachte dem Weingeist nahe die gelblich weinende Kerze
Und entzündete so die schlangenäugige Flamme.
Wartend, die goldene Uhr in der Hand, stand still eine Weile,
Völlig im Banne des Amts, das ihm Würde verlieh und Trinkgeld,

Gänzlich der Welt entrückt, der Träger des schößigen Frackes.
Nun aber hob er die Stürze und fuhr mit der silbernen Gabel
Sicher hinein in den Bauch der mäßig erhitzten Kasserolle.
Sieh und er brachte ans Licht eine speckumhäutete Schnepfe,
Löste den Speck rund ab und legte den leckeren Vogel
Lind, wie die Mutter das Kind hinlegt auf schimmerndes Linnen,
Rücklings grad vor sich hin und öffnete sicheren Schnittes
Hurtig den Leib des Tiers. Nun wieder die Gabel zu Händen
Fuhr er ins Dunkel hinein und brachte mit spießender Zinke
Blutig Magen und Herz und Lunge und sonst vielleicht noch was
Triefend heraus. Es war, beim Zeus, kein lieblicher Anblick.
Vor sich breitend das Ganze bewarf er's mit reichlichem Pfeffer.
Gab auch Salzes hinzu genügendes Maß und sprühte
Aromatische Säure darauf gepreßter Limone.
Jetzt ergriff er ein Messer und hackte in Stücke der Schnepfe

Würziges Interieur, ſo daß es ein blutiger Brei ward,
Und vertraute den Brei nochmals dem ſilbernen Kochtopf,
Wieder entzündend die grünliche Gier des hitzigen Weinſprits.
Aber das übrige auch des unglückſeligen Vogels,
Der der Schlinge verfiel, weil allzu lecker ſein Fleiſch iſt,
Ward auf Feuer gebettet in ſilberner Platte, belegt mit
Buttrig geröſtetem Brot. So war ein doppeltes Kochen
Unter dem wachſamen Auge des unvergleichlichen Kellners.
Dieſer rückte heran einen Tiſch mit vielerlei Flaſchen:
Glänzenden Leibern voll Geiſt, entſtanden aus fruchtiger Gärung.
Und zuerſt erhob er den dreifach geſtirneten Kognak.
Davon weihte ein winziges Glas dem ſchnepfigen Innern
Höchſt bedacht der erfahrene Mann, indes von Madeiras
Süßerem Feuer das doppelte Maß zuführte der Weiſe.
Und ſo ſchmorte in Geiſt und ſchmorte in Würze der Blutbrei,

Bis die Kunst es gebot, hinzuzufügen das andre,
Das indessen gediehen zu völliger Gare und braun war.
Zwei Minuten, die Uhr in der Hand, gewährte der Künstler,
Daß das Fleisch sich erfüllte mit Saft und Würze des Mischbreis;
Dann erhob er den Topf und setzte beiseite den Dreifuß.
Und er lüpfte den Deckel; es kam der lange ersehnte
Hohe, sublime Moment, da die Nase genießt. Mit Schweigen
Zoll' ich dem Unsagbaren Respekt und künde nur dies noch:
Hoch auf silbernem Dreizack hielt der Kellner der Kellner
Frei in der Luft das ambrosische Tier und zerlegte es also,
Keinerlei Basis bedürfend, ein Meister auch in der Tranchierkunst.

Wir aber begaben uns, im Bewußtsein, ein Kulturschauspiel genossen zu haben, das auch zu Luculli Zeiten nicht vollendeter in Szene gesetzt und durchgeführt worden sein kann, nach Villafranca zurück, wo wir, bis unser Boot bereit war, einer Schar italienischer Erdarbeiter zusahen, wie sie sich zwischen zwei Steinen in einem eisernen Topfe ihre Polenta kochten.

IV.

Von Uebermenſchen und Unterbriten; von der ringsum ſchweigenden Amphitrite und ringsum wartenden Müttern; von Schwulſt und Prulſt; von Korſika und Sachſen; von deutſcher und italiäniſcher Zoologie; von Napoleon.

Von Villafranca bis Syrakus iſt es eine hübſche Strecke: 593 „miles", yankeedoodliſch zu reden. („Seemeilen" würde nach gar nichts klingen.) Man ſagt auch nicht „Dampfer", ſondern „Steamer": „man", d. h. die „ganz Noblichten", um, unter uns Plebs, münchneriſch zu reden. — Sonderbar, daß in Deutſchland die oberen Schichten — es iſt das Fett, das immer oben ſchwimmt — ſtets das Bedürfnis nach einer Art Geheimſprache haben. Erſt war's das Lateiniſche, dann das Franzöſiſche. Jetzt iſt das Engliſche an der Reihe. Es wird ſich, fürcht' ich, lange erhalten, weil es leicht zu lernen iſt. Es fliegt einen an wie der Ruß aus den beiden Yankeedoodleſchlöten. Und dann: es iſt die heutige „Herrenſprache", und als „Herren"

fühlen sich die „Noblichten“ entschieden. Man muß nur sehen, wie sie sich den „niederen Rassen“ gegenüber benehmen. Und die niederen Rassen fangen schon mit den Italiänern an: sofern diese nicht *auch* englisch angezogen sind. Doch darüber wird später zu handeln sein. (Hier nur dies noch: Die neue Aristokratie in Homespun sollte *überhaupt* nur Englisch reden. Sie sollte sich auch durch die Sprache nicht mit dem Volke gemein machen. Nur das zum Kommandieren Nötigste könnte im Pöbelidiom abgemacht werden. — Man kommt auf absurde Gedanken, wenn man mit diesen absurden Fratzen des Herrenmenschen in Berührung kommt. Unterbriten statt Uebermenschen — beim großen Friedrich! —: *das mußte nicht* kommen!)

Fünfhundertdreiundneunzig Seemeilen O Commendatore Senatore Professore Dottore Crocco (klingt nicht der Name schon wie ein Befehl: Werde gesund! . . . ?): welche Menge von Bromsalzen werde ich auf dieser Strecke aus dem Mittelmeer in mich gesogen haben! Hätte nur nicht das Uebermaß an allzu salzloser Musik die besänftigende Bromwirkung immer wieder aufgehoben. Das Meer war so himmlisch ruhig: ein Bild der heiligen, großen, stillen Kraft. Amphitrite, die „Ringsumrauschende“, hatte die hübsche Weiberlaune, einmal die „Ringsumschweigende“ zu sein. Aber die Schiffsmusik duldet kein Leises: mit geblähten Backen stehen die Blechbläser im Kreise und erfüllen die ruhige,

laue Luft mit schändlichem Lärm. Die schlechte Sentimentalität gottverlassener Tondichterlinge blasen sie um sich herum wie den klanggewordenen Uebelruch ranzigen Haaröls, und Amerika und Deutschland an Bord finden diesen groben Unfug allright. Knüpfen sich schon zarte Bande (ach: zarte! ach: Bande!), oder ist es noch bloß Flirt?

Es sitzen die Mütter steuerbordlängs,
Es sitzen die Mütter backbordlängs,
Und alle denken: Wird's was?

O ihr gewaltigen Götter des Meers und Göttinnen: warum laßt ihr euch das so ruhig gefallen? Winde, ich rufe euch auf! Stürme, ich beschwöre euch!

Niederfahrender: Katalgis — komm!
Heftig brausender: Lailaps — komm!
Strobilos, wirbelnder — komm!
Komm, o Wasserhose meiner Sehnsucht: Siphon!

Aber die faulen Schufte liegen und schlafen, wer weiß wo, und denken nicht daran, mir zuliebe den Flirt in Seekrankheit zu verwandeln. Haben sie ihr Griechisch verlernt und sprechen auch sie jetzt Englisch?

Ich zog mich aufs oberste Hinterdeck zurück und sang an meine Frau eine Arie der Verzweiflung hin.

Sie aber sagte: „Du bist ein schlechter Mensch."

„Wieso!“ heischte ich kurz Erklärung.

„Weil du den armen Leuten ihr bißchen Vergnügen nicht gönnst“, antwortete sie unerschrocken.

„Findest du diese Tuerei etwa sympathisch?“ fragte ich wiederum.

„Nein, aber sie können's nun mal nicht besser“, erklärte sie.

Da ergriff mich der Geist, und ich sprach Englisch. „Goddam!“ sagte ich. Fuhr aber sogleich Deutsch fort: „Du hast recht. Ich küsse den Saum deiner liebenswürdigen Toleranz und bekenne, daß ich zu hohe Anforderungen an die Gesten der Mitwelt stelle. Ach, bleib mit Deiner Gnade und Toleranz bei mir!“

Ehrlich zu sein: Ich habe das nicht ganz so schön gesagt, mich aber immerhin ziemlich gewählt ausgedrückt. Denn ich hatte am Abend vorher in einem modernen Drama gelesen (an dem sich jetzt die Delphine zwischen Korsika und der Riviera ergötzen) und das hatte Blüten in meinen Wortschatz geregnet.

Es kommt der Schwulst von „schwellen“;
So bild' ich „Prulst“ aus prellen
Und nenne den preziösen Schwulst
Poetischen Prulst.

(Weshalb meine liebenswürdige bessere Hälfte mich wiederum mit Fug und Recht einen schlechten Menschen nennen dürfte, der armen Leuten ihr bißchen Vergnügen nicht gönnt, obwohl sie's doch nun mal nicht besser können.)

Zur Strafe für meine Bosheit mußte ich am 21. Februar schon früh beim Morgengrauen die Bettleitern hinabklettern.

„Hol' ihn der Teufel!" brummte ich dabei, denn ich war durchaus nicht ausgeschlafen.

„Wen denn?" fragte es aus der unteren Etage.

„Napoleon!" knurrte ich.

Meine Frau schob die Bettgardine so heftig auseinander, daß die Ringe erschrocken aufkreischten, und sah mich unter ihrem hellblauen Haarnetze mit einem Blicke grenzenlosen Erstaunens an. Denn bisher hatte sie von mir alles andre als Verwünschungen des korsischen Parvenüs (Pendant zum altmärker Handlanger) vernommen.

„Korsika kommt in Sicht," erklärte ich. „Ich hätte es immerhin noch etwas erwarten können. Das war aber immer sein Trick: eher da zu sein, als es den anderen angenehm war."

„Bleib lieber liegen!" riet die wohlerfahrene Gattin: „Wenn du nicht ausgeschlafen hast, bist du den ganzen Tag schlechter Laune."

„Wenn ich wegen Napoleon nicht ausgeschlafen habe," erwiderte ich fest, „werde ich den ganzen Tag guter Laune sein. Man muß seinen Göttern auch Opfer bringen können."

Sehr zufrieden mit diesem schönen Axiom, wusch ich mich, nicht ohne das beseifte Antlitz zuweilen zum Bullauge zu wenden, spähend, ob Korsika nicht am Ende doch noch unsicht-

bar wäre; für welchen Fall der faule Adam schmählich entschlossen war, wieder bettwärts zu klettern.

Aber Held Napoleon (so geheißen von Wolfgang Goethe, der, obwohl auch ihm Wilhelm der Monumentale ein Denkmal gesetzt hat, Seiner Majestät durchaus nicht kongenial ist) läßt sich keine Minute abhandeln: das Nest des Adlers war da.

Ich umgürtete mich mit dem Zeiß-Doppelfeldstecher und stieg hinauf zu meinem Hinterdeck. Die schwarz-weiß-rote Fahne schlief noch im Flaggenkasten. Sie hätte Korsika wohl auch nicht salutiert. Sie salutiert nur reelle Mächte, und der Geist, der von dieser Felseninsel ausgegangen ist, kann nur Anspruch auf den Namen einer geistigen Macht erheben: einer Großmacht freilich auch heute noch, denn sie hat sich keineswegs in den Gewittern erschöpft, die ihren Namen tragen. „Il reviendra", wie es nach Elba hieß. Wie — wenn er das zweitemal einen deutschen Namen hätte!

Phantasmagorien! Die Politik ist zu einem Wurstkessel geworden, und die Wurstsuppe ist dünne. Heil uns! Die Kleinen sind wieder obenan, die sich so lange unter den Großen geduckt hatten. Die Völker, stärker als er, aber nicht klüger, hoben sie mit ihren Schultern wieder hoch und ließen sich selber mehr und immer mehr zu grimmig festen Basteien für die alten Mächte machen: eine gegen die andere über-

aus herrlich und trutzig gewappnet und alle sehr stolz darauf, daß sie sich bloß antrotzen und kein gefährliches Genie mehr da ist, unbequeme Bewegungen hervorzurufen. Quieta non movere! Der böse Hecht (der böse Geist) ist aus dem Karpfenteiche weg, und die alten, moosbedeckten Karpfen werden immer dicker. Manchmal tut wohl einer recht hechtmäßig wild und absonderlich, aber er tut bloß so. Keine Angst! Es sind echte Karpfen und alle miteinander nicht bloß verwandt, sondern auch durch innigste Interessen gemeinschaftlich verbunden. Ueberdies hat es ihnen jener schreckliche Hecht gezeigt, daß es entsetzliche Möglichkeiten gibt, wenn die Völker einmal aus der Ruhe kommen. Der Friede macht behaglich, macht faul. Im sanften Fortschritt setzt der Bürger Speck an, und wer in der Mast ist, denkt nicht an Veränderung, sondern an Verdauung. Die Wissenschaften haben ihre Rüpeljahre hinter sich, da sie Gesetze entdeckten und aus den Gesetzen gerne verfängliche Schlüsse ziehen mochten. Sie sind zu Techniken geworden, die in der Hauptsache praktische Bequemlichkeiten erfinden. Aehnlich die Künste. Sie regen nicht mehr auf, sie regen ab. Gott Lob und Dank: der große Inhalt fehlt, und Sehnsucht gilt als geschmacklos. Schon hat man das Ohr bis dahin ausgebildet, daß es blau und grün hört und die verschiedensten Perversitäten einer immer raffinierter werdenden Geschlechtlichkeit in Tönen

wohl zu unterscheiden weiß, während es für den plumpen Aufschwung einer gemein gemüthaften Musik taub geworden ist. Bald wird man auch das Auge ähnlich weit haben. Schon sehen die Précurseurs Moll und Dur; schon verkünden sie, daß eine Malerei, die außer Netzhautempfindungen auch Gefühle außerhalb des Optischen erregt, Pöbelkunst ist. Alles dies trägt dazu bei, den Geist der Sammlung, der immer bedenklich ist, weil er kräftigt und auf Kraftentfaltung vorbereitet und drängt, durch den Geist der Zerstreuung zu vertreiben. Byzanz, das prächtige Byzanz funkelt heran. Eine Schönheit ohne lebenden Inhalt macht sich breit. Bald wird sie sich lächelnd zum Niedlichen bekennen. Denn auch die großen Worte (übrigens ungefährlich) werden bald nicht mehr beliebt sein. Alles geht ausgezeichnet, seitdem die Menschheit und ihre kleinen Götter durch keinen Titanen mehr gestört werden. Die Unzufriedenen bellen heute bloß und beißen nicht. Jener Hyperion, der Titane von Korsika, der den Helios einer neuen Zeit erzeugen wollte mit seiner Schwester, der Revolution, war ihr letztes Gebiß. Man stopft ihnen das belfernde Maul gleichfalls mit kleinen Behaglichkeiten und darf sich der Zuversicht hingeben, daß einmal auch sie das Maul halten werden. Dann ist's erreicht und das Fettnäpfchen voll.

Als ich in solchen Gedanken das graublau umduftete gelbgraue Felsgemäuer von Korsika

eben im Meere verschwinden sah: versinken dem Auge, aber nicht der Erinnerung, die dieses Bild einer schicksalsstarren Größe und Einsamkeit nie verlieren kann, erscholl unter mir ein dreifaches Hurra. Es war ein sächsisches Hurra: sehr hoch und schneidig, aber doch mit dem gewissen Untertone jener nicht ganz echten Gemütlichkeit, die nur meine sächsischen Mitbürger zu vokalisieren imstande sind. Ich hätte am liebsten mit nassem Lehme geworfen. Doch war es gut, daß ich keinen zur Hand hatte, denn, ungestört durch die Projektile eines entarteten Landsmanns, konnte der Sachse nun seinen Triumphschrei wie folgt kommentieren: „Es is doch wärklich ä Hochgefiehl, Madilde, wemmer bedenkt, daß mer auf so äm brachdvollen deitschen Schiffe, so äner Vergerberung deitscher Macht und Herrlichgeet, an dem gottverfluchten Neste vorbeifahren darf, wo der Mann geboren worden is, der es sich hat unterstehen genn, der deitschen Freiheit den Garaus machen zu wolln. Wie stehmer heite da, Madilde? Jeberleg drsch emal!"

Gelobt sei Mathilde, daß sie auf diese Hochgefühle nicht einging, sondern anderen Ueberlegungen Ausdruck verlieh, indem sie sang: „Nu freilch! Awwer gomm! Mer wolln Gaffee dringgn!" —

Ich muß nicht ganz vergnügt ausgesehen haben, als ich kurz darauf meine Frau am Frühstückstische begrüßte. Denn sie sagte: „Siehst du, du hast doch schlechte Laune."

Aber da schämte ich mich gleich und antwortete lachend: „Nein, es ist mir bloß die Laus über die Leber gelaufen."

Derlei grobe Finessen der deutschen Bildersprache versteht die Toskanerin noch nicht, und so fragte sie mich, was dieser unappetitliche Tropus bedeute.

Nicht immer bin ich das erwünschte Lexikon, aber diesmal erklärte ich, daß die Laus auf der Leber soviel wie Zorn heißt: schneller Zorn, bereits vergangener Zorn.

Sie fand das Bild verrückt, aber gut, und freute sich herzlich, daß die Laus kein Elefant war. „Denn", sagte sie, „bei dir kommen auch Elefanten vor. Und manchmal machst du aus einer Laus einen Elefanten."

„In diesem Falle sagt man Mücke", dozierte ich, „und wenn zugleich vom Ohr, die Rede ist bedient man sich des Flohs, während man beim Teufel von Fliegen spricht."

Seitdem frißt bei ihr der Teufel in der Not Elefanten, die Flöhe spazieren auf der Leber, und in den Ohren sitzen Läuse.

Aber sie gibt nun endlich zu, daß die deutsche Sprache zwar nicht schöner ist, als die italiänische, aber bei weitem lustiger. Denn in der Ta wissen die Italiener mit dem Tierreich nichts anzufangen. Daß wir einen dummen Menschen einen Ochsen oder Esel nennen, erklären sie z. B. für eine ganz unangebrachte und sinnlose Beleidigung dieser Vierfüßler. Und wenn sie einen

Menschen einen Affen heißen, so wollen sie ihm eine Schmeichelei sagen. Nur beim Schwein und Bock berührt sich ihre Sprachzoologie mit der unsrigen.

Ich verbrachte den Tag mit der Lektüre der „Worte Napoleons", die Dr. Kircheisen zu einer schönen Sammlung im Verlage von Lutz in Stuttgart vereinigt hat. Welch ein Mensch! „Das Meer ist ein großer Anblick", schrieb Goethe an Charlotte von Stein: nichts weiter. So findet man auch, steht man dem Phänomen Napoleon gegenüber, keine Worte außer dem Bekenntnis: ein großer Anblick. Das Jenseits von Gut und Böse wurde in ihm zum menschlichen Ereignis, das die Größe einer Elementargewalt hat. Man schweigt und denkt nicht daran, es geistreich zu beleuchten. Es ergreift. Aber nicht tragisch. Napoleon steht über dem menschlich Tragischen seines Geschickes. Wo findet sich dies außer bei ihm und Christus? Sein Tod war elender als der des Gekreuzigten. Das edle Albion ließ ihn langsam verrecken: es gibt kein besseres Wort für diese Schändlichkeit, deren sich heute noch jeder Engländer von adeliger Gesinnung schämt. Aber die unerhörte Qual dieses langsamen Sterbens drückte diesen Geist nicht, sondern sublimierte ihn hoch noch über alle seine Taten hinaus. Er gewann seine volle Größe erst in seiner äußeren Erniedrigung. Es begab sich das Wunderbarste, das die Weltgeschichte kennt: seine Menschen-

verachtung (in der seine tragische Schuld liegt) fiel von ihm ab, als ihr die schmerzlichste Gelegenheit wurde, sich aufs unwiderleglichste bestätigt zu sehen. Welch ein Mensch! N i ch t: Uebermensch! Wie man eigentlich nur Goethe lesen sollte, sollte man nur Napoleon-Geschichte treiben. Aber man müßte dann sogleich entschlossen Einsiedler werden und überdies jeden Spiegel aus seiner Nähe bannen.

Heroenkult! O Gott ja! Wenn wir nur wenigstens dazu noch Kraft der Sammlung und Andacht hätten!

Tsching-tsching-tsching-darada! Tsching-darada bum!

Yankeedudeln wir ruhig weiter! Die Doppelschraube treibt zum alten Griechenland. Wir werden Syrakus mit dem schönen Lied begrüßen:

Da geh' ich zu Maxim!
Da bin ich sehr intim!
Ich nenne alle Da—amen
Bei ihren Kosena—amen.

Nassen Lehm her!

V.

Vom Propheten Freſſalas; der Macht der Liebe; der Nützlichkeit der Antiphons; der Geſundheit der Amerikaner; vom ultragelben Neide und von der Sehnſucht.

Impoſant wie der Yankeedoodle ſelbſt war ſeine Speiſekarte. Wenn er, wie es ausgeſprochenermaßen ſein Ehrgeiz war, nicht bloß ein ſchwimmendes Kurhotel genannt werden wollte, ſo konnte man dieſen Titel erweitern, indem man ihn ein Maſtkurhotel auf See nannte.

Wie ſchade, daß der Konzerteſſer aus dem Theater Carlo Felice nicht an Bord war. Hier hätte er unüberſehbaren Stoff für ſeine Kunſt gefunden. Indeſſen mangelte es nicht an Herrſchaften, die wenigſtens als Dilettanten darin Erſtaunliches leiſteten. Doch fehlte die unnachahmliche romaniſche Geſte und Attitüde, die ſchöne bedachtſame Gliederung, die delicatezza. Dreimal hintereinander Kaviar zu verlangen, iſt ſchließlich noch keine Kunſt.

Ein frommer Greis, den die Sehnſucht, wie

er sagte, zu den Stätten trieb, wo unser Herr und Heiland gewandelt ist, bereitete sich auf die Strapazen, die eine Reise im Gelobten Lande nach Baedekers erfahrener Warnung mit sich bringt, besonders sorgfältig vor, indem er, dem Kamele gleich, das sich zu einer Wüstenwanderung anschickt, auf Vorrat aß. Wir nannten ihn dieserhalb den Propheten Fressaias, und ich werde mein Lebtag den Anblick nicht vergessen, den er darbot, wenn er sich, mit einer Andacht, die an Entrücktheit grenzte, Flüssiges oder Breiiges löffelvoll zuschaufelte, Kompaktes aber mit einer probaten Kombination von Messer und Gabel fuderweise den ehrwürdigen Prophetenbart entlang emporführte bis zum choralgewohnten Munde.

Für ihn war Yankeedoodle das ideale Schiff. Denn, nicht allein, daß es für des Leibes Nahrung und Notdurft auf eine überschwenglich üppige Weise sorgte, es ließ auch die Seele nicht darben, die es alltäglich einmal, an Sonntagen aber zweimal an ihre höhere Heimat erinnerte, indem es mit ungemein viel Blech und großem wie kleinem Trommelschlag das Kirchenlied „Wir beten an die Macht der Liebe" trompeten und pauken ließ. Ich bin in meinem Leben nie so oft mit der Macht der Liebe zu Bette gegangen, wie auf dem Yankeedoodle.

Fragt sich nur, ob es nicht gegen das Gebot vom Sinai „Du sollst den Namen deines Gottes nicht eitel nennen" verstößt, wenn die

Schiffskapelle dieſen Choral zum Konkurrenten der Luſtigen Witwe machte. Doch ich bin in Fragen muſikaliſch angewandter Frömmigkeit wohl nicht kompetent. Es ſcheint ein amerikaniſches Bedürfnis zu ſein, allabendlich die Macht der Liebe wenn ſchon nicht ſelbſt anzubeten, ſo doch inſtrumental anbeten zu laſſen. Es iſt das recht praktiſch, muß ich ſagen; praktiſch im Sinne der tibetaniſchen Gebetsmühlen etwa. Nur würde ich für mein Teil dieſe geräuſchloſen Frömmigkeitsmaſchinen dem orcheſtralen Gebetsdſchingderaddada entſchieden vorziehen. Heißt es nicht in der Bibel: „Willſt du beten, ſo gehe in dein Kämmerlein und ſchließe die Türe hinter dir zu!“ Ich hege nicht den geringſten Zweifel, daß Chriſtus, falls er (als Zwiſchendeckspaſſagier, verſteht ſich) an Bord des Yankeedoodle geweſen wäre, alle dieſe zu einer unſchicklich lärmhaften Frommtuerei mißbrauchten Muſikinſtrumente ins Meer geworfen haben würde, entſprechend ſeiner temperamentvollen Aktion gegen die Handelsleute im Tempel. Doch ſteht zu befürchten, daß ihm das hier übler bekommen wäre, als ſeine tempelpolizeiwidrige Handlungsweiſe in Jeruſalem, die nicht einmal zivilrechtliche Folgen gehabt zu haben ſcheint, obwohl ſie ſich doch zweifellos als gewaltſame Geſchäftsſtörung qualifiziert. Der Kommandant des Yankeedoodle würde kurzen Prozeß mit ihm gemacht haben; es ſei denn, er hätte ſich als Amerikaner und Inhaber einer

Luxuskabine ausweisen können. In diesem Falle: All right.

Ach Gott: wie oft habe ich dieses all right hören müssen! Es klingt von amerikanischen Lippen wie das Gurgeln eines Menschen, der sich den Mund ausspült. Ueberhaupt ähnelt das Englisch, wie es Amerikaner sprechen, weniger einer menschlichen Sprache, als einer abscheulichen Folge von unappetitlichen Geräuschen, die man in Gegenwart anderer Menschen sonst vermeidet.

Ein wahres Glück, daß ich meine Antiphons bei mir hatte. Mit diesen barmherzigen Nickelkugeln in den Ohren habe ich es in der Tat einige Male gewagt, das Promenadendeck im Geschwindschritte zu durchmessen, während es von Amerikanern bevölkert war. Nur ihrer schalldämpfenden Wirkung verdanke ich es, daß ich dabei nicht seekrank geworden bin.

Möge jeder, der eine Seereise auf einem Schiffe macht, das nicht absolut amerikanerrein garantiert ist, es ja nicht unterlassen, ein paar Antiphons mitzunehmen!

Man kann sie zu Schiffe auch sonst gut gebrauchen. Denn, was alles auf einem modernen Dampfer man auch finden mag: elektrische Haarbrennmaschinen, Telegraphie ohne Draht, Dunkelkammer zur Entwicklung von photographischen Platten, Lese- und Rauchsalons, einen Grillroom, einen Turnsaal mit Zanderapparaten, einen Barbierladen, eine Buchdruckerei, eine

Buchhandlung, eine Dampfwäscherei, warme Seewasserbäder, eine Leihbibliothek, ein Hospital mit Arzt und Heilgehilfen, einen Photographen, einen Zauberkünstler, einen Hühneraugenoperateur, eine Klapperschlange, einen dritten Mann zum Skat, amerikanisches Kauzuckerzeug, Schweizer Schokolade, Hamburger und Havannazigarren, vielleicht auch eine Braut und eine Schwiegermutter, — eines findet man nicht: Ruhe. Es kann wohl nirgends so still sein auf der Welt, wie auf dem Meere, dem Reiche der stummen Kreatur; drum bildet sich der Unkundige mit voreiligem Trugschlusse ein, daß er auf einer Seefahrt heilige Stille genießen werde. Sie mag ihm vielleicht wirklich werden, wenn er sich einer Segeljacht bedienen kann: auf einem Doppelschraubenhotel muß er sich an ihren Gegensatz gewöhnen. Es kann ja auch nicht anders sein. Ein wirklich ruhiges Hotel existiert schon auf dem Lande nicht; es besteht geradezu eine Erbfeindschaft zwischen den Begriffen Hotel und Ruhe. Ein schwimmendes Hotel aber ist geradezu eine Herberge der Geräusche, ein Pandämonium des Rumors. Das Ruhigste auf ihm ist noch die Dampfmaschine, seine Lunge. Sie arbeitete auf dem Yankeedoodle mit bewunderungswürdiger Gleichmäßigkeit: gewissermaßen majestätisch gesund. Kaum, daß man ein leises Zittern von ihr spürte. Nur in der Kabine, die ich zuletzt innehatte, vernahm ich zuzeiten ein sonderbar tiefes, manchmal von

einem verhaltenen Rasseln begleitetes Stöhnen, wie von einem Asthmaanfall. Aber Geräusche dieser Art sind am leichtesten zu ertragen, weil man sie als Begleiterscheinungen einer notwendigen und bedeutenden Arbeit ohne weiteres hinnimmt, sich daran gewöhnend wie an Elementargeräusche. (So schläft man beim wildesten Heulen des Windes schließlich ruhig ein, — wenn nur nicht Fenster klirren oder Türen knarren. Darüber ärgert man sich, weil es vermieden werden könnte und Symptom menschlicher Schlamperei ist; das Brüllen Gottes im Sturm dagegen ist ein Teilchen Allmacht, in das sich jegliche Kreatur zu fügen hat, weil es nun mal nicht abzustellen ist.) Aber: daß in der Nebenkabine das Klappwaschbecken mit roher Heftigkeit knallend zurückgeschnellt wird; aber: daß just über deinem Haupte genau zur Zeit, wenn du eben glücklich eingeschlafen bist, das Deck gescheuert wird; aber: daß man über dir tanzt; aber: daß im Gange neben deiner Kammer Jung-Amerika mit Indianergeschrei hin und wieder tobt; aber: daß an deinem Kabinenfenster auf der herabgelassenen Ausbootungstreppe Passagiere, Matrosen, Araber, Neger usw. auf- und niedersteigen; aber: daß deinen Morgenschlummer allzuhartbesohlte amerikanische Stiefel stören, deren Inhaber über dir viel zu früh ihren obligaten Promenadendeckdauerlauf beginnen: dies und noch manches andere ejusdem farinae dünkt den an Ruhe Ge-

wöhnten unerträglich, weil er sich (in der mangelnden Seelenruhe des Halbschlafs) einbildet, es ließe sich vermeiden. Indessen mag es unvermeidlich sein und stört vermutlich nur Sybariten, denen es am Ende heilsam ist, ein bißchen torquiert zu werden. Ich nehme an, es gehört zur Kur, wie vermutlich auch das Uebermaß von Musik, womit der Yankeedoodle seine Gäste regalierte, als Kurmittel anzusehen ist. Oder führt es sich auf mythologische Reminiszenz zurück: weil Orion, des Neptunus Sohn, auf einem Delphin reitend die Leier schlug, und es den Tritonen eigen war, in Muschelhörner zu stoßen? Jedennoch, o ihr hochgebietenden Herren von der O. S. M. L., — weder Orion noch die Tritonen haben unablässig geleiert und getutet; sie taten es gewiß auch nicht bandenweise; und die Lustige Witwe war ihnen ebenso unbekannt wie die grausame Musik der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die eine Mischung von Gassenjungenfrechheit und ranziger Sentimentalität ist. „Sei du mir tausendmal willkommen, meine löbliche, liebliche, künstliche, vornehme und angenehme Musika!" hat Abraham a Santa Clara ausgerufen. Ich stimme in seinen Ruf gewiß ein, ja ich nenne eine gute Musik sogar etwas Heiliges, weil sie am reinsten offenbart, was der Mensch an Ahnungen des Göttlichen besitzt. Aber dreimal täglich Blech und Kalbfell, erbarmungslos Hohes und Niederes hinter-

einander und immer con forza furiosa, als ging's in den männermordenden Krieg: Gnade, Gnade! Zu viel des Guten! Hört auf zu tuten!

Mag es immer eine Kur gewesen sein, — es war eine Roßkur. Doch hat sie, glaub ich, den meisten Yankeedoodle-Gästen gar wohl behagt, und ich fühle mich dadurch neuerdings in der Ueberzeugung bestärkt, daß wir keineswegs in einer Periode der Dekadenz leben, sondern von geradezu barbarischer Gesamtgesundheit umgeben sind.

Was aber so ein massiv gesunder Mensch von heutzutage ist, der zum ersten Frühstück zwei Pfannkuchen, sechs belegte Brötchen und ein kleines Waschbecken voll Milchkaffee zu sich nimmt, dann um elf Uhr Fleischbrühe und englische Biskuits, um eins einen Lunch, bestehend aus Suppe, drei Fleischgerichten mit Gemüse und einer Mehlspeise (nicht gerechnet Kompott und Salat), um vier Uhr Tee nebst einem halben Pfund Kuchen, und um sieben ein Diner von acht Gängen, wohl eingebreit durch reichliche Spirituosen, worauf er gegen elf Uhr vor dem Zubettgehen sich noch einige Sandwichs einverleibt, um nicht aus der Uebung zu kommen —: solch ein Genußmensch bedarf der heiligen Stille, die dem Dekadenten Bedürfnis ist, keineswegs. Für ihn müssen vielmehr auch noch Maskenbälle an Bord inszeniert werden, bei denen sein Witz so heftig glänzt, daß mir die erstaunten Augen übergegangen

sind. Wenn es ein Er ist, so wendet er seinen Ueberrock und hat damit ein höchst komisches Kostüm hervorgebracht, setzt sich einen eingedrückten Hut auf, der gleichfalls höchst munter wirkt, schreit einige dutzend Male entzückt all right, tanzt wie ein epileptischer Neger und ist überzeugt, genügend Humor entwickelt zu haben, um sich als würdigen Landsmann Mark Twains zu legitimieren. Ist es aber eine Sie, so leiht sie sich die Montur eines Schiffsoffiziers, besteckt sich vorn und hinten mit kleinen Sternbannerchen, kreischt gleichfalls entsetzlich oft all right und versetzt ihre allzuprall umspannte Hinterpartie in derart konvulsivische Bewegungen, daß das Spiel der Wellen selbst bei der zwölften Windstärke dagegen phlegmatisch wirkt.

Beim hohen Himmel, nein: unsere Zeit leidet nicht an kultureller Edelfäule; sie ist kartoffelgesund. Irgendwo in Europa mag es vielleicht Orte geben, wo ein Uebermaß von Reichtum oder Bildung zur Lasterhaftigkeit des Geschmacks, zu Debauchen des Geistes und der Sinne, kurz zu jener von allen guten Bürgern so heftig beklagten Perversität ins spirituell und sensuell Aesthetische geführt hat, die man als Dekadenz, d. i. Abfall vom robust Normalen, bezeichnet, — was tut's: America robusta beweist, daß nicht immer und überall der Reichtum durch Ueberfeinerung in den Geschmack verführt, —: noch sind die Tage der Knoten!

Ich weiß wohl, daß es der gelbe Neid ist,

der aus mir spricht. O ja: ein ultragelber Neid. Denn, man denke doch: reich sein und geistig bedürfnislos, — ist das nicht beneidenswert? Ist es nicht beneidenswert, Säcke, Schränke, Häuser voll Dollars zu haben und keine Nerven? Zufrieden zu sein im Besitze ideal gut plombierter Zähne und der Ueberzeugung, daß man alles hat, wenn man Geld hat, — ist das nicht wirklich beneidenswert?

Lassen wir es dahingestellt sein. Sicher ist, daß ich dem Verkehr mit derartigen Amerikanern (denn, o ihr wunderbaren Götter, ihr werdet doch wohl auch andere auf Lager haben?) den mit sämtlichen Krüppeln und Lahmen von den Landstraßen des Orients vorziehen würde. Sie zeigen uns ihre häßlichen Gebrechen: das ist gewiß nicht schön; aber jene zeigen uns die scheußliche Plumpheit ihres Reichtums: das ist ekelhaft.

Doch man gewöhnt sich an alles; richtiger gesagt: man lernt, über alles hinwegzusehen. Nur: nachdenken muß man nicht darüber. Muß sich z. B. nicht vorstellen, wieviel frische, geistreiche, empfängliche Jungen, denen eine solche Reise das ganze Leben überglänzen würde, an der Kette der Armut liegen und sich die Seele vor Sehnsucht wundscheuern müssen, während Stumpfsinnige blöden Auges sich an all der Fülle der Gesichte vorüberlangweilen, die für jene Offenbarungen wären, für sie aber höchstens Kuriositäten sind. In der Tat: man muß so nicht

denken, denn es ist die reine, leere Vergeblichkeit, und ihr einziger Effekt ist schlechte Laune. Auch ist am Ende denen, die das Land der Griechen mit der Seele suchen, das bessere Los gefallen. Insoferne sie Künstler sind, ist das sogar gewiß. Um einen Sprung zu machen: ich glaube nicht, daß Goethe seine Iphigenie geschrieben haben würde, hätte er das heutige Griechenland gesehen. Er würde viel gelernt, für sich und uns viel gewonnen haben: aber kein Gedicht. „Das Unzulängliche ist produktiv," sagte er einmal zu Riemer: „Ich schrieb meine Iphigenie aus einem Studium der griechischen Sachen, das aber unzulänglich war. Wenn es erschöpfend gewesen wäre, so wäre das Stück ungeschrieben geblieben."

Ein wahres Glück, daß eine Gesellschaftsreise auf einem schwimmenden Kurhotel nichts „erschöpft" . . . Die Fülle der Gesichte wird durch die Menge der Gesichter immerhin etwas beeinträchtigt. Und schließlich, auch abgesehen davon: uns Modernen bleibt, wiederum mit Goethe zu reden, immer etwas zu wünschen übrig, und das heißt: zu dichten.

Im Zyklus „Le voyage" von Baudelaire fand ich darüber dies:

Was saht ihr? Sprecht! —: Wir sahn die ewigen Sterne,
Und sahen Wüstensand und wildes Wellenspiel:

Schönes und Häßliches; o ja, wir sahen viel,
Und dennoch blieb uns Langeweil nicht ferne
Und Sehnsucht. Denn der Sonne Goldverbluten
Auf veilchenfarbenem Meer, die Purpurpracht,
Mit der die sterbende die Städte überdacht,
Sang uns von Himmeln, die noch tiefer gluten.

VI.

Von der Bildung durch Papers und durch Baedeker, sowie von der unübertrefflichen Fixigkeit eines Vergnügungsreiseprogramms. Oder: Syrakus in fünf Stunden.

Als wir am 22. Februar mittags vor Syrakus festlegten, öffnete eine neben mir stehende alte und über alle Begriffe häßliche Amerikanerin den tadellos mit falschen Zähnen garnierten Mund und sprach in einem amerikanisch gutturalisierten Deutsch, dem man aber noch deutlich anmerkte, daß es schwäbischer Herkunft war, die denkwürdigen Worte: „Seit wann ischt Syrakus deutsch? Ich hab' doch immer gemoint, es sei englisch."

Ich begriff nicht, warum die transatlantische Schwäbin auf den Einfall kam, gerade angesichts dieser klassischen Insel so ungesalzene Witze zu machen, und weshalb sie mich dazu auserwählte, sie anzuhören. Entgegnete also etwas unwirsch: „Wie meinen?"

„Ewwe das," antwortete sie, „ich seh da lauter deutsche Fähnle an die Boote."

Richtig: es kamen Boote mit den deutschen Farben uns entgegen: wohl der deutsche Konsul und andere Angehörige des Reichs.

„Deshalb meinen Sie . . .?“ fragte ich erstaunt. Und sie antwortete mit der Gegenfrage: „Also ischts doch noch englisch?“

Der Anblick von Syrakus war mir sehr interessant (Gott strafe mich für das infame Wort, das einem heute aus der Feder fließt wie Speichel aus dem Munde eines schlafenden Säuglings: man denkt sich schon gar nichts mehr dabei und hat alles Gefühl dafür verloren, wie inhaltslos es ist): aber diese überlebensgroße Dummheit schien mir in diesem Augenblicke doch noch beachtenswerter. Erkundigte mich also teilnehmend, ob ihre Geographie schwäbisch oder amerikanisch sei.

Ich erfuhr folgendes: als Kind habe sie sich nicht sehr angelegentlich mit den Wissenschaften abgegeben; es habe ihr genügt, gerade lesen, schreiben, rechnen und biblische Geschichte zu lernen; dafür habe sie sich in Amerika um so eifriger fortgebildet durch die Lektüre der großen Papers, „in dene alles steht“. Und daher wisse sie, daß Syrakus den Engländern gehört. Indessen habe sie in der letzten Zeit in denselben Papers gelesen, daß der Kaiser darauf aus sei, den Engländern überall „die scheenste Fetze“ wegzunehmen, und so habe sie angesichts der schwarzweißroten Fähnchen gemeint, es sei ihm das mit Syrakus bereits gelungen.

Als ich ihr so schonend als möglich beizubringen versuchte, daß die Insel Sizilien mit allen Städten und Dörfern darauf einstweilen auch den Briten noch nicht gehörte, geschweige denn den Deutschen, leistete sie heftigen Widerstand, wobei es ihr zugute kam, daß unweit vom Yankeedoodle zwei englische Kriegsschiffe lagen.

„So? Und was tun denn die da?" sagte sie in dem bekannten Triumphfragetone voreilig siegesgewisser Dummheit.

Obwohl ein deutliches „Schafskopf" mitvibrierte, antwortete ich durchaus höflich: „Sie werden von Malta herübergekommen sein: von Malta, wo die frühen Kartoffeln wachsen, und auch die Engländer wirklich zu Hause sind."

Und siehe: die unerschrocken stupide Schwabamerikanerin fand, daß sie „also" recht gehabt hätte. Denn, erklärte sie, wenn die Engländer in der Nähe von Syrakus (das sie standhaft für Sizilien substituierte) säßen, so säßen sie auch schon in Syrakus selber, und die Italiäner würden nur noch aus Gnade und Barmherzigkeit eine Weile geduldet.

„Lehre Sie mich die Engländer kenne!" schloß sie und ließ mich stehen, wie ein Unteroffizier einen Rekruten stehen läßt, dem er den Beweis, ein Rhinozeros zu sein, bündig geliefert zu haben glaubt.

Da sich an der Falltreppe die Vergnügungsreisegesellschaft noch staute, mit der wir zu unserm

Vergnügen zu reisen vom Schicksal bestimmt waren, hatte ich Zeit, einige Betrachtungen über die Niederlage anzustellen, die mir eben beigebracht worden war.

Ich sagte mir, erstlich: Das kommt davon, wenn man eine Gesellschaftsreise mitmacht. Wer sich in eine Gesellschaft begibt, kommt darin um.

Sodann: Nichts ist so unerschütterlich wie Dummheit. Nichts also gewährt so das Gefühl der Sicherheit, der Ruhe. Demnach ist Dummheit ein erstrebenswerter Zustand. Daß keiner entschiedener verteidigt wird als er, ist durchaus begreiflich.

Dann: Gepriesen seien die Papers! Sie verhüten, daß das Glück dieses Zustandes durch Selbsterkenntnis beeinträchtigt wird. Fundiert auf der Fiktion der Allwissenheit und Unfehlbarkeit, vermitteln sie dem Abonnenten, ohne den Kern und Grund seines Wohlseins anzutasten, die angenehme Ueberzeugung, mit allen Wahrheiten, Erkenntnissen, Errungenschaften und, nicht zu vergessen, edlen Prinzipien so prompt wie billig bedient zu werden. In den Papers offenbart sich der große Anonyme, den man früher Gott nannte, denen, die geistig schwach und daher zu Offenbarungen prädestiniert sind.

Ferner: Nichts hat einen so guten Instinkt wie die Dummheit. Hatte die Yankeeschwäbin, im Grunde, nicht wirklich recht? „Lehre Sie mich die Engländer kenne!" Nein: sie braucht keine Lehre mehr: ihre Einfalt weiß genug!

Und ich begann, mich ernstlich darüber zu wundern, daß Sizilien immer noch italiänisch ist.

Aber da kam meine Frau und machte mich darauf aufmerksam, daß sämtliche Genossen und Genossinnen unseres Vergnügens den Yankee-doodle schon verlassen hatten. Wollten wir etwas von Syrakus sehen, so mußte ich also meinem Nachdenken Einhalt gebieten und ihnen nacheilen.

Während wir ans Land gerudert wurden, überlegte ich mir, wie wir das Problem bewältigen wollten, Syrakus in fünf Stunden zu erledigen. Ich dachte an meine Lieblingslektüre in den Mathematik- und Religionsstunden der Obertertia an der Thomasschule zu Leipzig: Seumes Spaziergang nach Syrakus, und hatte die Empfindung, daß der alte biedere Johann Gottfried zwar unbequemer, aber beträchtlich vernünftiger gereist sei als ich, und daß mir Uebles bevorstünde, falls ich seinem Schatten in den Latomien begegnen sollte. Denn, sagte ich mir (nicht zum ersten und nicht zum letzten Male auf dieser wunderlichen Fahrt), es ist ein Unfug, sich an solchen Karikaturen zu beteiligen.

Die wüste Miß, die die unbegrenzten Möglichkeiten Amerikas auf dem großen Gebiete der Dummheit illustriert hatte, war schuld daran. Sie hatte mich zu grob daran erinnert, daß ich nicht als besserer Mensch, sondern als Yankee-doodler reiste. Ich schämte mich grimmig und war höchst üblen Humors.

Im Grunde war aber doch nicht die gut plombierte Vertreterin amerikanischer Paper-Bildung daran schuld, sondern der Umstand, daß ich angesichts des ersten Stückes der Magna Graecia durchaus nicht imstande war, auf den Stil zu kommen, in dem man derlei moderne Späße mitmachen muß. Dieser Stil hat zu seinen Hauptbestandteilen Humor und Resignation (falls das keine Tautologie ist). Sich lächelnd bescheiden heißt die Philosophie des Menschen von beschaulicher Wesensart und allzu labiler Stimmungsabhängigkeit, der sich einmal entschlossen hat, zu yankeedoodlen statt zu reisen. Woraus hervorgeht, welch hoher Wert als Lebensschulung den Yankeedoodlefahrten innewohnt.

Doch genug davon!

Kaum hatten wir den klassischen Boden betreten, so begrüßte uns das moderne Leben: sechs Kutscher umringten uns mit der Leidenschaftlichkeit des Südens. Es sah aus wie ein räuberischer Ueberfall. Gott bescheere allen unseren deutschen ersten Helden dieses Temperament, dieses feurige Aug' (der Apostroph ist wichtig), diese Mimik, Gestik und Suada.

Beppo war der wildeste, obgleich er hinkte. Beppo eroberte uns. Beppo durfte sich rühmen, daß wir sein klassisches Profil mit der doppelten Taxe bezahlten.

Dafür versprach er uns, Wege einzuschlagen, auf denen wir der großen Heerschar nicht be-

gegnen würden, und uns Herrlichkeiten zu zeigen, von denen seine Konkurrenten keine Ahnung hätten. Auch wollte er sein Pferd nicht geradezu totschlagen.

Den letzten Punkt hat er eingehalten, und so wollen wir es ihm verzeihen, daß die übrigen Schwindel waren.

Vom Reisebureau des Yankeedoodle inspiriert und zum Lohne dafür mit einem Schilde ausgezeichnet, das die Initialen der O-S-M-L aufwies, führte er uns zum griechischen Theater, gewährte uns Zeit, die Latomien zu durchwandern, brachte uns zu den Katakomben, setzte uns an der Fassade des Doms ab und ließ uns schließlich, sozusagen als Zugabe, auch ein paar gewöhnliche Straßen von Syrakus sehen, die nicht unter den Sehenswürdigkeiten rangieren.

Das griechische Theater. — Man kann bei Baedeker nachlesen, wie es nach der Meinung seines Leibarchäologen ausgesehen hat. „Eine breite und eine schmale Präcinction durchschnitten die neun Cunei." („Seid ihr Deutschen wirklich alle so gelehrt, daß ihr das versteht?" fragte mich später ein amerikanischer Professor, der, den übrigen Yankees der Vergnügungsfahrt übrigens ganz unähnlich, mein Genosse auf dem Hinterdeck war. Ich antwortete mit patriotisch gebotener Diplomatie: „Ich bin noch keinem Deutschen begegnet, der seines Baedeker nicht voll und ganz würdig gewesen wäre.") Mich ergriff die wundervolle Aussicht und der Gedanke,

daß hier Aeschylos der Aufführung einiger der Dramen beigewohnt haben mag, die mir auf der Schule so viele Rüffel eingebracht haben, daß ich erst sehr viel später imstande war, sie zu bewundern. Lügen würde ich aber, wenn ich sagen wollte, ich hätte aus dem Augenschein des Vorhandenen einen Begriff von der Großartigkeit des Gewesenen gewonnen. Das Talent, so schnell (in knapp fünfzehn Minuten) so Großes zu gewinnen, fehlt mir, und ich beschränkte mich darauf, den Blick von Trümmern über Trümmer zum Hafen und Meer auf mich wirken zu lassen im Schatten eines großen Namens, der aber doch nur (um alle Flausen beiseite zu lassen) empfindsam-ornamentales Beiwerk war. — Ich hätte übrigens, auch wenn ich allein und nicht programmgemäß auf fünfzehn Minuten beschränkt gewesen wäre, den Versuch, mir das Theater an der Hand Seiner roten Exzellenz des Herrn Baedeker zu rekonstruieren, vermutlich unterlassen und bloß geträumt. Was kann man zwischen Trümmern Besseres tun als träumen? Präcinctionen und Cunei sind gewiß über die Maßen wichtige Dinge, aber schöner ist es, den Zug der Masken an sich vorüberschreiten zu sehen und den Rhythmen der „Perser" zu lauschen, während rechts eine schöne Syrakusanerin ihrer Nachbarin vom Hofstaate König Hierons zuflüstert und links ein Dandy aus Athen abschätzig bemerkt, der gute Aeschylos sei doch im Ver-

gleiche zum jungen Sophokles ein recht antiquiertes Stück von einem Dramatiker. Und ich fange an, mich mit dem Cuneus und der Präcinction meiner Nachbarin angelegentlich (ob auch nur durch Blicke) zu beschäftigen, indem ich, mitten im Wogenprall der Perserchöre, mir die schönsten attischen Phrasen zurecht lege, mit denen ich sie nachher ansprechen werde. Sie wird, da wir ja Heiden sind, gewiß nicht antworten: „Bin weder Fräulein, weder schön, kann ungeleitet nach Hause gehn," wenn ich ihr meine Begleitung antrage: „Reich mir die Hand, mein Leben, komm auf mein Schloß mit mir!" Wir werden eine himmlische Nacht genießen in meiner Villa am Meer bei schneegekühltem Syrakuser, und der goldflügelige Amor wird mehr als einmal . . .

Halt! Kein Wort weiter! Schweig, Passagier des Yankeedoodle, und bekenne, wieviel moralischer eine moderne Vergnügungsfahrt ist, die zu so unschicklichen Träumen keine Zeit läßt, als eine Reise nach deinem Geschmacke, du Sklave sämtlicher Laster!

Wir gehen über zu den Latomien. — Es versteht sich, daß die Gehilfen des Custode dell' Antichità, während wir der Latomia del Paradiso zuschritten, heftige Angriffe auf unsere Geduld unternahmen, indem sie uns durchaus alles das erzählen wollten, was uns der Geist Baedekers bereits eingeflößt hatte. Zum Glück gerieten sie mit einem Fähnlein nicht privile-

gierter Führer ins Maulgemenge, so daß wir ihnen, während sie sich unsäglich verfluchten, entschlüpfen konnten. Aber selbst die Damen von Syrakus, die an der alten Wasserleitung ihre Wäsche wuschen, attackierten uns, und nur der Umstand, daß sie meine Frau als Kompatriotin erkannten, überhob uns der Notwendigkeit, uns von jeder einzelnen durch einen Soldo loszukaufen. Denn die guten Weiblein hatten es nur auf die Forestieri abgesehen, von denen sie, wie alles Volk in Italien überhaupt, überzeugt waren, daß es allesamt Millionäre seien; was dagegen mit der povera Italia zusammenhängt, läßt man liebenswürdig laufen. Es gibt demnach ein sehr einfaches Mittel, von Bettlern unbelästigt durch Italien zu reisen: man muß eine Italiänerin heiraten. Doch genügt es auch, sich eine italiänische Reisebegleiterin ohne Ring am Finger mitzunehmen. (Was aber am Ende nicht billiger ist.) — In den Latomien wachsen die ungeheuerlichsten Kaktusse, die ich je gesehen habe. Es ist, als hätte die Familie Kaktus sich vorgenommen, in diesen Riesensteinbrüchen den Ueberkaktus zu erzeugen. Ein Mann mit derben Händen und jenem starken Fleischwulst überm Hemdkragen, der nirgendwo so häufig vorkommt wie in der Gilde der Berliner Schlächtermeister, stand ergriffen vor so einem Ungetüm und äußerte im schönsten Spreeathenisch: das sei bis jetzt das Großartigste von der ganzen Reise. Wir hatten

das Vergnügen, ihm im Ohr des Dionysios wieder zu begegnen. Zwar sahen wir ihn nicht, aber wir hörten ihn. Oder wer anders als er sollte es gewesen sein, der die berühmte Akustik dieses Höhlenganges durch das muntere Lied auf die Probe stellte: „Komm, Karlineken, komm, Karlineken, komm, wir woll'n nach Pankow gehn, da is es wunderscheen!" Nie ist es mir so rippenstoßhaft zum Bewußtsein gekommen, daß wir uns auf einer Vergnügungsreise befanden, als bei diesen heimatlichen Klängen. Sinn und Bedeutung eines solchen Amüsiervergnügens zu Wasser und zu Lande aber hat mich derselbe Uebernackenmensch gelehrt, als er, das Ohr des Tyrannen vor uns verlassend, zu einem Genossen also sprach: „Das hätt ma nu also ooch jesehn!"

Nummer drei: die Katakomben. — Das Yankeedoodle-Programm wirkte, wie man sieht, durch Kontraste. Erst ein Auge voll (was die Wimper hält) strahlende antike Kultur: das riesige Theater überm Meere, gebadet in Licht; sodann die Geilheit südlicher Natur, die noch zwischen Steinen sich in Pflanzenwesen voll üppigster Fleischlichkeit austobt; und hart darauf der lichtlose, kalte, nach Askese riechende Totenkeller des Christentums. Er ist drei Stockwerke tief in den Kalkstein gegraben: Maulwurfsarbeit. Für Leichen ein recht passender Aufenthaltsort. Aber für die ersten Christen waren die Katakomben zugleich ein Rendezvousplatz der From-

men, die annoch lebten. In diesen Kellern berauschten sie sich am Weine des Evangeliums. Die Sonne draußen, die aus den Aloestauden, wenn ihre Zeit gekommen war, innerhalb vierundzwanzig Stunden ungeheure Phallus-Schäfte emportrieb und anderes Heidenwerk ähnlicher Art zuwege brachte, störte: überstrahlte das Flämmchen im Herzen dieser Licht-, Glanz-, Erde-, Sonnemüden, die sich nach dem Himmel sehnten. Es war nicht bloß gebotene Heimlichkeit, die sie zwang, Souterrainkirchen zu substruieren: die Kellerstimmung lag in den Seelen dieser Menschen, die aus überirdischem Begehren unterirdisch wurden. Auch als es Staatskirche wurde, hat das Christentum die Krypta beibehalten, und bis auf den heutigen Tag liebt es Gotteshäuser, in denen sich das liebe Himmelslicht trüb durch gemalte Scheiben bricht. Die Alten waren religiös en plein air: Sonnendienst war ihr Urkult. Die Christen krochen in den Bauch der Erde und nannten den Teufel: Luzifer, Lichtbringer. Nur die Kunst, die sie von den Heiden erbten, schmuggelte Licht und Glanz in ihre Kirchen. Es ist Heidentum, was von den Mosaiken Ravennas, Torcellos, Monreales leuchtet. — In den Katakomben von Syrakus leuchtet nichts. Die römischen Katakomben sind kleiner, aber es flackert doch noch ein bißchen Farbe in ihnen. Der Gerippekeller von Syrakus ist ganz Kalk und Knochen. Gänge, endlose Gänge und weite

Rotunden: Grab an Grab. Der Mönch leuchtet hinein: leer; doch am Boden liegen Knöchlein. Die Rotunden haben Oberlicht; aber das ist das Werk der neugierigen Nachwelt, die sich orientieren, den Plan dieser unterirdischen Architektur kennen lernen wollte. Es ist nämlich Plan in dieser Stadt der Toten: kein Zufallslabyrinth. Wer sich aber von dem führenden Mönch entfernt, verläuft sich. So ging es uns; zum Entsetzen meiner Frau, die ganz und gar keinen Sinn für düstere Romantik hat. Um so mehr Blick bewährte sie für die wunderliche Eigenart des Franziskanermönchs, der uns und einen Yankeedoodletrupp führte. Ich kann sein Wesen und Gebaren nicht besser schildern, als sie es in einem Brief an eine Freundin getan hat: „Es war ein kleiner, junger Mönch, sehr weiblich aussehend. Wackelte graziös mit dem Hinterteil, das, obwohl versteckt unter einer dicken Tunika, deutlich genug zum Vorscheine kam. Er hob sich den Rock vorn, leise, mit zwei Fingern, beugte nach rechts und links seinen mit dichtem, lockigem Haar bestandenen Kopf, feuchtete von Zeit zu Zeit mit der Zunge seine sehr roten aber schmalen Lippen und sprach ein weiches, leises, zärtliches, spitziges Französisch. Wenn er uns, d. h. der Karawane, etwas zu zeigen hatte, das hoch lag, sah er besonders lieblich aus. Mit der linken Hand hielt er eine Oellampe fast über seinem Kopf, und mit der rechten zeigte er auf die Sehens-

würdigkeit, indem er nur den Daumen und den kleinen Finger kokett erhob; die anderen blieben abgebogen. Mit Damen war er kurz und bündig; sonst konnte er sich nicht süß genug machen. An den Schluß eines jeden Satzes setzte er ein ganz zuckersüßes fragendes Oui?"

Da war der Franziskaner, der uns die Marterſäule des heiligen Marcian und dann die Kirche von San Giovanni zeigte, ein anderer Kerl: derb, faſt ungeſchlacht, der richtige Bauer in der Kutte, dem man ſämtliche Mönchsabenteuer aus der italieniſchen Fazetienliteratur zutrauen konnte. Mit einem breiten Lächeln, aus dem man ſo etwas wie bäueriſches Triumphgefühl des Sieges über die reichen heidniſchen Sünder herausleſen konnte, machte er uns darauf aufmerkſam, daß die jetzt reichlich mit Kreuzen verſehenen Säulen der kleinen Kirche über den Katakomben früher einem tempio di Bacco angehört hatten: man ſieht noch ein Reliefband mit Weinkrügen und Bechern.

Zum Schluß: der Dom. Ein lehrreiches Gebäude. Vorn fuchtelt eine Barockfaſſade mit chriſtlichen Heiligen in der Luft herum (denn damals war ja das Chriſtentum längſt aus dem Souterrain in die Beletage gezogen), und dahinter in der nördlichen Flankenlinie werden elf Säulen eines antiken Tempels ſichtbar, die keineswegs ſo viel Spektakel, aber eine viel vornehmere Figur machen. Am beſten kennzeichnet den Unterſchied, wenn man ſagt: die

Fassade: protzig aufgedonnerte Hysterie, die Säulen: simpel würdige Gesundheit. Der rote Professor in der Reisetasche stillt unsern Wissensdurst, indem er erklärt, daß diese Säulen von jenem Minervatempel stammen, den Cicero in einer seiner Reden gegen Verres als sehr schön und mit den größten Kostbarkeiten erfüllt schildert. Gut, wir danken für die Belehrung und bedauern, daß er jetzt nur von einer recht häßlichen und überdies verwahrlosten Kirche erfüllt ist. Wenn der Professor in Rotleinen aber seine Gelehrsamkeit weiterhin auspackt und verkündet, daß dieser Tempel der Minerva ein Hexastylos Peripteros war, so und so lang, so und so breit, usw., so empfinden wir nicht Dank, sondern Aerger. Statt dieser Steine einer Gelehrsamkeit, die zu lebendiger Bildung gar nichts beiträgt, erwarten wir von einem Reiseführer wirkliches Brot des Geistes, das stark und empfänglich für die Eindrücke einer Reise macht. Die ewigen archäologischen und kunsthistorischen Fachsimpeleien in den Baedekerbüchern müssen endlich einmal mit aller Rücksichtslosigkeit als das gekennzeichnet werden, was sie sind: schädliche Ueberflüssigkeiten, die allzu lange darüber hinweggetäuscht haben, daß diesen berühmten Führern just das fehlt, was sie enthalten sollten. Schädlich sind sie, weil sie den Blick vom Ganzen ablenken, indem sie spezialisieren, wo groß zusammengefaßt werden sollte. Ueberflüssig, weil sie

damit nicht einmal wirkliche Spezialkenntnisse vermitteln, sondern nur termini technici verbreiten, die dann, bei der seltsamen Neigung vieler Deutschen zur Gelehrttuerei, häufig genug als bare Begriffsmünze in Umlauf gebracht werden, während sie doch nur wertlose Spielpfennige sind. Wenn die roten Bände des Baedekerschen Verlages sich ausdrücklich „Reiseführer für Gymnasiallehrer" nennten, so wäre nichts dagegen einzuwenden. Als „Handbücher für Reisende" schlechthin sind sie Karikaturen. Ihre große Verbreitung ist nicht etwa ein Zeichen für den Wissenstrieb des Deutschen sondern ein Symptom dafür, daß heute allzu viele unter den Landsleuten Goethes sich mit der Allüre der Bildung begnügen, und daß die Kunst des Reisens unter uns gleichfalls zur Karikatur geworden ist. Die scheinbare Gründlichkeit der Baedekerführer läßt den meisten eine Vorbereitung zur Reise als überflüssig erscheinen. Man verläßt sich darauf, daß man von Fall zu Fall nachschlagen kann. Findet man dann Präcinctionen, Cunei, Hexastylos, perypteros, so versteht man das zwar ohne Lexikon nicht, hat aber das Gefühl, sich vis-à-vis höchst feierlicher Gegenstände zu befinden. Und das scheint vielen Deutschen wirklich schon ein Genuß zu sein.

Das Thema Baedeker hängt mit dem Thema der Yankeedoodlefahrt so eng zusammen, daß ich wohl noch öfters darauf zurückkommen werde.

In der Art, wie die Menſchen einer Zeit reiſen, und in der Art der Bücher, durch die ſie ſich auf ihren Reiſen begleiten: führen laſſen, ſpricht ſich ein gut Teil des Gehaltes und der Richtung ihrer Kultur aus. Die Baedekerei enthüllt ein wenig erhebendes Kapitel deutſcher Kulturgeſchichte. Die Yankeedoodlefahrtgeſchichte iſt eine Illuſtration dazu, bei der verſucht wird, die ſpaßhaften Seiten hervorzuheben, aber die unerquicklichen nicht zu unterſchlagen.

VII.

Von großen Zuckertüten, Triumphzügen und dem Erbfeinde; von Mondkälbern, Rudyard Kipling und zwei Bauernburschen; von Engländern, Deutschen und Amerikanern; von malteser Menschen, Tieren und Industrien; von der Mensurehrlichkeit der Johanniter, dem Leben im Stein und von einer prächtigen Kathedrale.

Kurz nachdem ich die große Zuckertüte erhalten hatte, mit der in der mythologischen Aera meiner Kinderjahre vor 1870 der erste Schulgang versüßt zu werden pflegte, war ich Zeuge eines ungeheuren Jubeltrubels, in dem die Stadt Leipzig sozusagen symbolisch ihr Teil an der großen Reichszuckertüte in Empfang nahm: worauf dann der schwere politische Schulgang des deutschen Volkes begann, der jetzt bis zu der rigorosen Maturitätsprüfung mit dem Thema Weltpolitik gediehen ist. Ich war sechs Jahre alt und hatte an den kriegerischen Errungenschaften nur insofern teilgenommen, als ich, wie alle anderen Leipziger Jungen, fleißig mit den fran-

zösischen Kriegsgefangenen „kaupelte". Für eine Tasche voll Dreier, die ich meiner guten Mutter abgebettelt hatte, war ich in den Besitz eines französischen Soldatenkäppis gelangt, das mir zwar bis über die Ohren herunterrutschte, mich aber doch viel forscher dünkte als die schöne schottische Mütze mit Flatterbändern, die ich nach der damaligen Jungenmode sonst trug: natürlich schief sitzend, denn, wie es damals hieß: schief ist englisch, und englisch ist modern. Nun aber durfte ich als Zuschauer auch am Allgemeinen der Siegeslust teilnehmen. „Einzug der siegreichen Truppen": das Wort rauschte durch den Tag wie die schwarzweißroten Fahnen, die aus allen Fenstern hingen. (Uebrigens habe ich es nicht in der Erinnerung, daß die Straßen Leipzigs, durch die der Siegeseinzug damals ging, mit demselben Aufwand von Goldgewinden und Triumphpforten so pompös dekoriert waren wie die Straßen Wiesbadens vor drei Jahren zum Einzuge Kaiser Wilhelms II., der sich in der Stadt der heißen Quellen nicht von Siegen, sondern von einer Reise auszuruhen kam. Angesichts dieser Via triumphalis ohne triumphale Ursache habe ich mich damals gefragt, was den guten Wiesbadenern wohl zu tun übrig bliebe, wenn es einmal gilt, wirklich einen Triumph zu feiern. Vermutlich werden sie sich dann allesamt persönlich vergolden lassen.) Alle Welt war aufgeregt und begeistert. Das ging aus dem Gebrause hervor, das in meine Welt drang, deren

Mittelpunkt mein Vater war: gewiß der aufgeregteste und begeistertste von allen. Er hatte Biertonnen vor sein Haus rollen und Bretter darauflegen lassen, und auf dieser Tribüne erwartete er mit meiner Mutter und mir und seinem gesamten „Personale" die Sieger. Jeder von uns war mit Eichenkränzen bepackt. Ein kleines, dickes Küchenmädchen Namens Ida (sprich Idda) stand überdies in einem Wäschekorbe zwischen aufgehäuften Eichenlaubgewinden, die zur Reserve bestimmt waren Ich erinnere mich noch deutlich, daß es unablässig das Lied summte: „Und der Hauptmann mit dem Schnurrbart." Ich ritt, mit dem Franzosenkäppi bedeckt, auf den Schultern meines Vaters und hatte somit eine unvergleichlich schöne Aussicht. Wenn ich aber auf die Frage antworten sollte, was ich gesehen habe, so wüßte ich nichts zu antworten. Es war ein Strudel vor meinen Augen. Ich war völlig benommen von all dem Gewoge und Gelärme. Und als die Soldaten kamen, als die Militärmusik dröhnte, und ein ungeheures Hurra sich heranwälzte und über mir zusammenschlug wie eine brüllende Woge des Jubels, da riß ich zwar den Mund auf, vermochte aber, wie sehr mein Vater mich auch anfeuerte, kein Hurra herauszubringen. Warf auch meine Kränze nicht: starrte bloß. Starrte und sah nichts, das mir geblieben ist. Nur das Bild eines Offiziers zu Pferde hat sich mir eingegraben, unauslöschlich: Es war ein großer,

breitschulteriger Mann mit einem langen, blonden Vollbarte, der seinen Degen hochhielt. Aber der Degen war bis zur Spitze verborgen unter Eichenkränzen. Und er hatte scheinbar keine Pickelhaube auf, sondern einen Eichenkranzbau: so war sein Helm davon bedeckt. Er lachte mit offenem Munde und bewegte dabei seinen Kopf fortwährend zum Gruße hin und her, auf und ab. Wie eine Vision ist mir das geblieben. Als mich mein Vater dann fragte: „Na, Junge, war's schön? Hast Du auch alles gesehen?", da wußte ich erst gar nichts und dann nur zu sagen: „Der Feldherr war das Schönste, der wie Gambrinus aussah."

Mein Vater lachte, und ich hatte noch lange unter dem Spotte zu leiden, daß ich einen siegreichen Gambrinus hatte einreiten sehen. Man nannte einen komischen Einfall, was ein ganz feierlicher Eindruck gewesen war. Denn Gambrinus, den ich oft abgebildet gesehen hatte, wenn mein Vater Bockbier ausschenkte, war für mich nicht etwa bloß ein König so gut wie jeder andere, obwohl er auf einem Bierfasse saß, sondern unbedingt der schönste von allen Königen, weil er so majestätisch lustig und bunt aussah.

Doch ich habe mehr erzählt, als ich in diesem Zusammenhange beabsichtigte. Ich wollte auf ein Wort hinaus, das ich an diesem Tage immer wieder hörte: „Der Erbfeind ist geschlagen." Mein Vater, der es gerne gesehen hätte, daß ich die Bedeutung dieses Siegeseinzugs erfaßte,

versuchte, mir das Wort klarzumachen, indem er etwa so zu mir sprach: „Das deutsche Volk hat immer nur einen Feind gehabt: das französische. Das haben wir nun besiegt. Es muß Ruhe halten. Nun können wir ganz ruhig sein; niemand wird uns mehr angreifen. Die Franzosen können nicht mehr, und alle anderen Völker sind unsere guten Freunde."

Zugegeben, daß mein Vater kein großer Politikus war. Er war wohl zu gutmütig dazu. Aber es gab solcher guten Leute viele, und ich hörte, solange ich Kind war, immer dieselbe Meinung. Auch später, als ich selber Zeitungen las, vernahm ich das gleiche. Und so wurde auch in mir die Meinung fest: für Deutschland könne es nur einen Krieg geben: mit Frankreich. Als ich dann, zu meinem großen Mißvergnügen, im Hofe der Pleißenburg zu Leipzig ein Jahr lang zum Krieger dressiert wurde, sagte mein Feldwebel, wollte er mich zu exakteren Wendungen, schöneren „Griffen", hinreißenderem Stechschritt anfeuern: „Dadrrmit wärn Se Buhlangern nich imbonieren!" Es war die Zeit, wo General Boulangers Name als Wetterwolke figurierte. Aber auch nach dessen Tode, der viel mehr nach Liebe als nach Rache Durst gelitten hatte, blieb die Meinung bestehen, daß für Deutschland nur ein Krieg mit Frankreich in Betracht käme. Wir überdies, die Generation, die den Krieg mit Frankreich als Kinder erlebt hatte, wuchsen immer

mehr in die Zuversicht hinein, daß überhaupt an keinen Krieg zu denken sei. Wir sind, je älter wir wurden, immer friedenszuversichtlicher geworden, da uns Zeichen genug dafür aus Frankreich gekommen sind, daß die dort heraufsteigende Generation Wichtigeres ins Auge faßt als das Loch in den Vogesen. Wenn aber, so fragten wir uns, die Franzosen nicht mehr mit uns anbinden wollen: wem sonst sollte das einfallen?

Ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich vor ein paar Jahren zum erstenmal in einer Zeitung dem Gedanken begegnete: England sei der Feind.

Oh, wie bist du doch geduldig,
Zeitungsrotationspapier!
Dacht' ich mir.
Leitartikelpolitikaster
Zeugen in perversem Laster
Mondkalbsphantasien mit dir.

Aber siehe: die Mondkälber traten herdenweise auf. Und, wie bei uns, so bei den Briten. Ich hätte das immer noch nicht ernst genommen (weil meine Bewunderung für die anonymen Lenker der Weltgeschichte in den Zeitungen reichlich mit Skepsis untermengt ist), wenn ich nicht eines Tages von der erlauchten Stiefelsohle des vortrefflichen Poeten Rudyard Kipling einen Tritt gegen die Magengegend erhalten hätte. Die Grobheit, mit der der Verfasser des Dschungelbuchs uns „Teutonen" als Bar-

baren und Schlimmeres anbrüllte, gab mir zu denken. Wenn es in einem englischen Gehirne, dem für Phantasien der üppigsten Art ganz Indien zu Gebote steht, so daß es also gewiß nicht an Stoffmangel leidet, so aussieht, muß wirklich etwas los sein, das besser fest wäre, und sei es nur eine Zerebralschraube, kalkulierte ich. Die politischen Redakteure der großen Tageszeitungen mögen das Gras wachsen hören: aber das ist ein Vorgang, dessen Phonetik so schwach ist, daß auch die sensibelste Akustik in einem Redakteurgehirn sich täuschen kann. Die Gedanken eines rassigen Poeten aber sind sozusagen das Gras selber. Schießt das in so bedenkliche Halme, dann muß man wohl acht geben.

Ich tat's, und es dauerte nicht lange, so war auch ich in das große Netz von Fühlfäden eingesponnen, die jetzt zwischen Deutschland und Großbritannien, mit recht fataler Elektrizität geladen, hin und her gehen. Wird Kurzschluß eintreten? Oder werden Onkel und Neffe, die allem Anschein nach eine Weile auch reichlich geladen waren, noch rechtzeitig den Funkenstrom ausschalten können? Wird das schwarze Meer von Tinte einem roten von Blut Platz machen, oder werden wir in ein paar Jahren den Heroismus unserer politischen Schriftsteller, die hüben wie drüben sogar die großen Batterien dröhnender Kriegsromane in die Gefechtslinie rasseln ließen, so vergessen haben, wie

uns jetzt Held Buhlanger in Vergessenheit geraten ist?

Notwendigkeiten entgeht kein Mensch, kein Volk: auch dann nicht, wenn Mensch und Volk scheinbar ohne Not Notwendigkeiten vor sich aufrichten. Wenn zwei Bauernburschen ein Mädel haben wollen, so ist die Wahrscheinlichkeit gering, daß sie sich einigen: heute nacht du, morgen nacht ich. Viel größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß jeder auf einen günstigen Moment lauert, wo der andere mit möglichst großer Aussicht auf Erfolg an der Gurgel zu packen ist. Oder sie werden so wütig, daß sie bei erstbester Gelegenheit aufeinander losfahren. Manchmal gehen sie auch taktisch vor: warten irgendeine Kirchweih oder sonst ein Fest ab und sichern sich vorher Spezis zu Hilfe und Rückhalt. Was ist bei alledem die Notwendigkeit? Daß jeder allein genießen — herrschen will. Auch spricht cavalleria rusticana mit. Wer zurücktritt, gilt dem anderen als Lapp, und es hilft ihm nichts, wenn er beteuert, er habe ein anderes, ebenso gutes oder besseres Mädel gefunden, eine aus der Nachbarschaft. Es wäre bloß vernünftig, wenn er die andere nähme. Es könnten dann zwei gleich große Bauern nebeneinander sitzen, so dick im Fett, als es nur möglich ist, es auszuschöpfen, und sie könnten sich mit ihren Weibern Sonntags zum Kaffee besuchen und über die anderen lachen. Ich frage aber alle Verfasser von

Bauernstücken, ob sich aus solcher Vernunft ein rechtschaffenes Drama machen läßt. Nein, es läßt sich nicht! Schon weil Vernunft unwahrscheinlich ist. Denn es sitzt die Notwendigkeit in den Bauernburschen, zu raufen. Sie wird als Liebe und Ehre empfunden: was ist dagegen zu machen? Und sie führt zu prachtvollen Aufregungen, die stärker und verlockender sind als alle Vernunft. Denn: wohin führt die schließlich? Ins Fett? Gewiß! Aber im Fett ist die Langeweile, und so dick ist kein Bauernblut, daß es nicht einmal schäumen möchte.

Zwischen Deutschland und England scheint die Sache ähnlich zu liegen; nur kommt als verschärfender Umstand hinzu, daß England das Mädel schon sicher zu haben glaubt und über alle Begriffe erstaunt ist, kurz vorm Kirchgang einen Rivalen auf dem Plan erscheinen zu sehen, der bisher für einen zwar kräftigen, aber etwas einfältigen Knaben galt.

Diese Betrachtungen scheinen mit dem Thema der Yankeedoodlefahrt nicht das geringste zu tun zu haben, hängen aber durchaus damit zusamen. Denn jede Seereise führt irgendwie nach England und damit zu den Fragen, die heute als Holzpapierwürmer durch die Zeitungen rascheln. Die Grundfrage ist wohl die: hat England ein Monopol auf die alleinige Beherrschung der Meere? In welchem Grade

es die Vorherrschaft zur See besitzt, lehrt der Augenschein auch im Mittelmeer, wo die Engländer eigentlich gar nichts zu suchen hätten — hätten sie nicht ein paar recht derbe Brocken dort schon — gefunden. Im Finden und Behalten haben sie bisher den höchsten Rekord aufgestellt — dank ihrer Flotte. Und nun macht sie der Gedanke höllisch nervös, es könnte auch ein anderer zum Suchen flottmachen. Schon die kanonenlosen Schiffe à la Yankeedoodle sind ihnen recht sehr zuwider. Denn ein wie nobles Volk sie sonst auch sein mögen — sie sind geschäftsneidisch. Auch der adlige Kaufmann wird eklig, wenn Konkurrenten kommen. Und wenn's gar ein sogenannter Vetter ist, einer aus der Verwandtschaft, dem man bisher mit einigem Wohlwollen sein Budikchen gönnen durfte, dann wird's bös. Unter Cousins sind Eifersuchten am gefährlichsten.

Es läßt sich wohl begreifen, daß den Briten die schwarzweißrote Fahne (von der Kriegsflagge gar nicht zu reden) auf See ein unerwünschter Anblick ist, zumal wenn sie, wie im Mittelmeere, fast ebenso häufig auftritt wie die englische. Die deutschen Schiffe haben den englischen bereits fühlbar Abbruch getan. Amerikaner scheinen überhaupt nur unter den schwarzweißroten Streifen zu reisen. Dafür wird auf deutschen Schiffen der Geburtstag Washingtons genau so gefeiert wie der des Deutschen Kaisers, und die D. S. M. L. geht sogar so weit, besonders

anmutige und muntere junge Herren mit auf Reisen zu schicken, deren Hauptamt es zu sein scheint, mit den Amerikanerinnen zu flirten. Auch die Speisekarte hat einen deutlichen amerikanischen Einschlag, und das Englisch der Schiffsoffiziere, die, wenn sie bei Tische Ansprachen halten, es nie unterlassen, auf die deutsche Rede den englischen Speech zu setzen, huldigt den Yankees guttural. Da diese die teuersten Kabinen innehaben und überdies auch deshalb bessere Kunden sind als die Deutschen, weil sie ihre Reise in die oriental wonderlands nicht erst in Genua, sondern schon in New York antreten und ebenso weit zurückfahren, so ergibt sich, vom kaufmännischen Standpunkte, eine gewisse Bevorzugung der größeren Portemonnaies von selbst. Und die Amerikaner scheinen Leute zu sein, die auf Schmeichelbutterbröten selbst ein Uebermaß von Butter recht wohl vertragen, — während die Deutschen patriotisch genug sind, selbst einen scheinbaren Mangel an vaterländischem Selbstbewußtsein läßlich zu finden, wenn damit einem patriotischen Zwecke gedient wird; eben der Yankee-Kaptivierung. Allright. Ich bin weder Geschäftsmann noch Politiker und konstatiere die geschäftspolitischen Bücklinge bloß. Habe im Grunde auch gar nichts dagegen, „pourvue que le geste est beau". Daran fehlt's ein bißchen. Die Haltung könnte doch ein wenig mehr Zurückhaltung sein. Den Engländern Abbruch tun: schön. Nur

sollte man es vermeiden, dabei das ohnehin recht beträchtliche Selbstbewußtsein der Großbeutel-Yankees bis zur Ueberhebung hinaufzukitzeln. Die Briten befolgen die entgegengesetzte Taktik: sind steif, fast hochmütig. Servieren weder nationalamerikanischen Hirsebrei, noch die ebenso schmackhafte amerikanische Musik und reden natürlich englisches Englisch. Sie haben dadurch, wenn ich recht berichtet bin, die amerikanischen Passagiere verloren (und das tut ihnen bitter leid), aber der Respekt, den die Amerikaner vor ihnen haben, hat nicht die leiseste Nuance von — Wohlwollen (und das erfüllt sie mit einer Genugtuung, die ich vollkommen begreife). Daß sie uns gar nicht recht mögen, spürt man bei allen Begegnungen: sei es auf See, sei es an Land. Auch Schiffe besitzen die Möglichkeit, einen Gruß in der Art eines Mannes zu erwidern, der erst einen Moment den Ueberraschten spielt („Wer ist denn das? Wo hab' ich den denn schon mal . . . ? Ach so! Na ja!") und dann ein bißchen am Hute rückt. Mag es nun an der allgemeinen Stimmung liegen, die uns heute, wenn nicht schon beherrscht, so doch immer unheimlicher beschleicht, oder beruht es auf Tatsächlichem: man fühlt sich als Deutscher draußen sonderbar kühl, fast höhnisch und herausfordernd gemustert. Ich bin vielleicht übersensibel; aber wenn wir an der Seite eines englischen Schiffes lagen, kam es mir immer vor, als hüllte sich

Blick vom Yankeedoodle auf Malta

dies, während Yankeedoodle, nach seiner schlechten Gewohnheit, unausgesetzt Musik verübte und die Fülle seiner elektrischen Beleuchtung blendend zur Geltung brachte, aus feindseligem Degout in Stille und Finsternis. Einmal rückte eins sogar mitten in der Nacht von uns ab. Das mag irgendeinen nautischen Grund gehabt haben. Aber mir war, als sei es aus dem Gefühle geschehen: die Nachbarschaft gefällt mir nicht. Daß uns selbst die kleinen Seekadetten eines englischen Schulschiffes hochmütig-phlegmatisch von oben herab wie gelangweilte Masken über die Achsel ansahen, als wir nach Malta ausgebootet wurden, war, glaub' ich, keine Einbildung, sondern ein durchaus richtiger Eindruck.

Der Abschied von Syrakus (abends um sechs) war rötlichlila gewesen: einer der aquarellsten Sonnenuntergänge, die ich erlebt habe. Die Begrüßung von Malta vollzog sich (früh um sieben Uhr, nach einer wunderbar ruhigen Meerfahrt) auspiciis von Grau und Orange: ganz Pastell.

Der Anblick von Hafen und Insel gehört zu den stärksten Eindrücken, die uns die ganze Reise beschert hat. Er drängte sofort das Wort auf, das mir geblieben ist: Malta, die steinerne. Das Ganze eine große Bastion. Zu höchst ein Wachtturm, auf dem sich der berühmte elektrische Knopf befinden soll, durch den beim Nahen eines feindlichen Schiffes punktgenau

dann, wenn es die Minenlinie überfahren will, die hölliſche Granatenkette unter See zur Exploſion gebracht werden kann. Erzählte mir ein Herr, der bereit war, darauf zu ſchwören. Möglich, daß er trotz ſeines grauen Bartes phantaſierte. Aber ich traue den Engländern ſolche Punktgenauigkeiten ſchon zu. Und auch wenn's nicht ſtimmt: von der See aus dürfte es ſich kaum jemand unterſtehen, nach dieſer ſteinernen Seekrone Englands zu langen. Und mit der Zeppeline iſt's ein wenig weit. Ich ſchlage vor, wir laſſen das Vaterland der früheſten Kartoffeln unſern geliebten Vettern. Sie haben ein gewiſſes Anrecht darauf durch die muſterhafte Ordnung erworben, die ſie auf der Inſel verbreitet haben, auf der es ſonſt wohl immer etwas afrikaniſch zugegangen iſt, obgleich ſie die Herren oft genug gewechſelt hat.

Ein kleiner Abriß in den beliebten Sechsfüßern:

Malta, kartoffelberühmt in der Gegenwart,
früher durch Roſen,
Ragt wie ein ſteinerner Kamm Amphitritens
hervor aus der Salzflut.
Seltſame Inſel, vom Schickſal beſtimmt,
gewonnen, verloren,
Immer als Beute von Hand zu Hand
der Herren zu fallen:
Söhne Phöniziens; Griechen; Karthager;
Römer; Vandalen;
Goten; Byzanz; der Araber Fauſt; normanniſche Franken;

Arragon dann, bis der spanische Karl, ein Kaiser der Deutschen,
Hin sie gab den Rittern aus allerlei Blute Europens:
Deutschen, Franzosen, Spaniern und was noch sonst sich dem Schlitzkreuz
Keusch, gehorsam und arm unterwarf, großmeistergeleitet.
Doch ein größerer Meister erschien und nahm im Vorbeigehn,
Wie seine Art es war, das Inselchen: Held Bonaparte,
Bis Old England, geschickt in derlei Geschäften, sich freundlich
Selbst übertragenen Amtes beflißt: den Fels zu verwalten.
Ach, und er ward ihm so lieb, und die Bürde so süß, daß es höflich
Sprach: Ich bleibe, ihr Herrn von der keuschen gehorsamen Armut,
Da euch, wie sich's gezeigt, das heiße Klima nicht guttut,
Während für mich keine Hitze zu groß, kein Reichtum zu viel ist.
Und seitdem spaziert souverän der Rotrock auf Malta,
Der auf dem Welttheater die Rolle des lächelnden Erben
Wie kein anderer zu spielen versteht. — Der braune Malteser,

Araber halb, halb Grieche, soweit er nicht
sonst noch etwas ist,
Denkt sich: sei's wer es sei, geniert er nur
nicht die Kartoffeln.

Die guten Malteser, von denen meine Frau behauptet, daß sie halb wie Griechen, halb wie Affen aussehen, haben sich vermutlich nie so wohl geborgen gefühlt wie unter dem britischen Dreizack. Ganz sicher scheint es mir, daß es den Tieren auf Malta nie so gut gegangen ist, wie unter der Herrschaft der Engländer, deren Tierfreundlichkeit sich die Italiäner bezeichnenderweise damit zu erklären versuchen, daß sie annehmen, die Lords glaubten an Seelenwanderung und malträtierten die povera bestia nur deshalb nicht, weil englische Seelen darin stecken könnten. So gutgehaltene Pferde, Maultiere, Esel haben wir auf der ganzen Reise nicht zu sehen bekommen wie auf diesem britischen Dominium. Mit Ziegen und Hunden wird geradezu eine Art Kultus getrieben. Vor mehr als einem Hause sahen wir die dürren Meckertiere auf Teppichen liegen, und die Hunde, obwohl kein einziger „Malteser" darunter war (die Rasse scheint von den Ladies nach England exportiert worden zu sein), erfreuen sich Münchener Dackelembonpoints.

Die Hauptstraßen der Treppenstadt La Valette sind in einer Weise stattlich, sauber, soigniert, daß man den malerischen Dreck Siziliens beinahe vermißt. Da es Sonntag war, präsen-

tierten sich auch die Untertanen des Kings im „Staate", so daß nur die braune Hautfarbe und die unglaublich schwarzen afrikanischen Augen uns davor bewahrten, sie für waschechte Gentlemen zu halten, als welche, wie bekannt, die schönsten Apfelbäckchen unter allen Europäern haben und so blaue Augen, daß nur die friesischen sich daneben sehen lassen können.

Wie oft mögen die Eingeborenen schon das Kostüm gewechselt haben! Da wir schlecht imitierte Engländer auch bei uns zu Hause bewundern können, hätten wir natürlich lieber Nationaltrachten gesehen als diese vom praktischen England erfundene Normaltracht. Aber nur die Frauen haben davon etwas bewahrt: die Faldetta, eine Art Mittelding zwischen Kopftuch und Sonnenschirm, gleichzeitig auch Mantel. Ich bin nicht recht hinter den Mechanismus der Sache gekommen, die nach Art einer Wagenplane konstruiert zu sein scheint: schwarzer, dünner Stoff, auf einen beweglichen Reifen gespannt. Von weitem sieht es aus, als käme ein Schiff, das gegen den Wind kreuzt: so bläht sich nach der Sonnenseite der Stoff über den Reifen. Uebrigens fand ich die Malteserinnen hübsch, und es muß unangenehm gewesen sein, das Keuschheitsgelübde ernst zu nehmen gegenüber diesen rassigen Heißblütlerinnen, die etwas liebenswürdig Animales haben. Meine Frau behauptet, und ich glaube, sie hat recht (wie immer), daß das schönste Menschen-

kind, mit dessen Anblick uns diese Reise begnadete, ein malteser Baby war, das, auf dem Schoße seiner Mutter sitzend, uns sein Köpfchen zuwandte, wie wir vorüberfuhren. „Wenn es Engel gibt: das war ihr König", sagte meine Frau, die damit freilich einen für eine gute Katholikin unziemlichen Skeptizismus, aber auch die schöne Kunst bewährt hat, einen Eindruck kurz und gut in Worte zu fassen.

Zur Belobung dafür erhielt sie einen Orden: ein Malteserkreuz aus Silberfiligran und ein Medaillon in derselben Arbeit, gleichfalls schlitzkreuzdekoriert. Sowie in demselben Dekor ein paar Meter malteser Seidenspitze. Ich erwähne das nicht, um zu zeigen, wie generös ich sein kann, (obwohl dies Detail vielleicht dazu beitragen könnte, meinen Charakter reizend zu illustrieren), sondern einmal, um darauf hinzuweisen, wieviel besser treffende Worte honoriert werden, wenn sie, statt aus der Stahlfeder, aus einem Frauenmunde kommen, und dann, um auf diese hübschen malteser Industrien hinzuweisen: Silberfiligran und Spitzen. In ihnen wird das Malteserkreuz noch auf die Nachwelt kommen, die keine Ordenskreuze mehr kennt.

Vergeblich habe ich mich auf allen Plätzen nach den Kreuzen umgesehen, die, noch bis zum Schluß der Ordensherrschaft auf Malta, dort an die Mauern gemalt worden sind, wo ein Ritter im Duell gefallen war. Malta war nämlich das gelobte Land der unbedingten

Satisfaktionspflicht. Seine Gesetze verboten nicht einmal pro forma den ritterlichen Zweikampf. Gesetzlich bestimmt war nur der Ort, wo die Mensuren, öffentlich, auf einem bestimmten Platze, ausgefochten werden mußten, und es war ferner Konvention mit der Kraft eines Gesetzes, daß augenblicklich die Degen eingesteckt werden mußten, wenn ein Weib, ein Priester oder ein Ritter es befahl. Da aber die Weiber kein Interesse an den Rittern hatten, die Priester deren Diener und die Ritter selber Freunde des ehrehegenden Degens waren, so ist anzunehmen, daß eine Mensur auf Malta noch seltener aufgehoben worden ist als eine im Hirschgraben zu Heidelberg. Eine Geschichte aus der Zeit des letzten regierenden Ordensmeisters zeigt, wieviel gefährlicher ein Verruf wegen „Kneifens" unter diesen Rittern war als heute unter Korpsstudenten. Zwei Ritter hatten sich beim Billardspiel entzweit, und der eine hatte dem anderen einen Schlag versetzt. Darauf, natürlich, Forderung. Aber der, der geschlagen hatte, weigerte sich, zum Erstaunen ganz Maltas, das derlei für unmöglich hielt, Satisfaktion zu geben. Die Forderung wurde wiederholt: der sonderbare Ritter, ein allzu verfrühtes Mitglied der Antiduelliga, weigerte sich noch immer. Daraufhin wurde er nicht etwa c. i. dimittiert, sondern er erhielt folgende Strafen: 1. fünfundvierzig Tage hintereinander Kirchen- (Kirchen-l) Buße in der großen Kathedrale zu

St. Johann, 2. fünf Jahre Dunkelarrest in einem unterirdischen Kerker, 3. lebenslängliche Festungshaft, ein bißchen viel, aber schließlich optimo jure verhängt. Denn Ritter sollen nicht kneifen — am wenigsten, wenn sie sich vorher „in Realavantage gesetzt" haben. Arg aber ist, was der zeitgenössische Erzähler weiterhin berichtet: auch der andere blieb diffamiert. Die Ritter konnten sich nicht darüber hinwegsetzen, daß einer unter ihnen war, der einen empfangenen Schlag nicht mit dem Blute seines Gegners weggewaschen hatte.

Wir durchwanderten im Trupp die Räume des ehemaligen Großmeisterpalastes, in dem jetzt der englische Gouverneur residiert. Waffen, Waffen, Waffen. Aber alle diese Spieße, Beile, Schwerter, Flinten, Kanonen haben nichts ausgerichtet gegen den kleinen Bonaparte. Es scheint, die Ritter haben alle gerade Billard gespielt oder pp.-Suiten ausgefochten, als er ankam. Das Schönste ist der Gerichtssaal mit seiner prachtvollen Gobelins. Aber wir wurden vorbeigetrieben wie eine Herde am saftigen Raine. „Vorüber, ihr Schafe, vorüber, so will es das Reisebureau". Im Hofe eine erstaunliche Sehenswürdigkeit — für Malteser: ein paar ausgewachsene Bäume. Weil es deren auf der Insel sonst keine gibt, hat jeder ein Schild umgehängt gekriegt mit seinem Namen. Man taufft hier Bäume wie anderswo Schiffe. In der Tat, Goethe hatte recht, als er 1822

zu Parthey sagte: „Dieser dürre Kalkfelsen zwischen Sizilien und Afrika muß einen eigentümlichen Charakter haben". Das Eigentümlichste an ihm ist, daß er keinen Baumwuchs hat; nur der Johannisbrotbaum kommt auf ihm fort: vermutlich eine Aufmerksamkeit für die Johanniter.

Von der **Baracca superiore**, dem obersten Bollwerk dieser unglaublichen, zum großen Teile aus dem Felsen gehauenen Festung, genossen wir nicht nur den prachtvollen Blick auf den Hafen, sondern auch hinterwärts über das Land. Land? Wir sahen nur Gestein. Und worauf wachsen dann die berühmten Blutorangen? Die Baumwollstauden? Rosen? Limonen? Feigen? Alles auf diesem Steinicht. Es kommt einem ganz unwahrscheinlich vor, wenn man es hört, daß ein Fels ohne Erde zu den fruchtbarsten Flecken unseres Planeten zählt. Einiges Erdreich soll zwar früher aus Sizilien herübergeschifft worden sein; in der Hauptsache aber ist es die künstlich zerbröckelte Oberschicht des Felsens selber, die alle diese Pflanzenwesen hervorbringt nnd erhält. Es gibt nichts Totes. Alles lebt und zeugt. Wer weiß, was für schöne Sachen auf den Kratern des Mondes wachsen. Die Mondkälber (die wirklichen) sind am Ende fetter als unsere.

Unerhört schön ist die Kathedrale San Giovanni. Hier hat Aristokratie Pracht mit höchstem Geschmacke entfaltet. Es ist, als stünde man

in lauter Gold. Die Priester, wie lauter zelebrierende Könige, sangen die Messe. Der blaue Weihrauchdampf wölkte durch Licht und Glanz. Aber die Malteser (mehr Männer als Frauen: wieder eine Eigentümlichkeit dieses Kalkfelsens) sahen und hörten nichts; sie knieten nicht: sie lagen auf den Marmorfliesen und beteten. Den Katholizismus wird der englische Stahlbesen hier nicht fortfegen. Gütiger Himmel! wie brennt die Andacht in afrikanischen Augen.

Wir schritten durch die Seitenkapellen, die nach den verschiedenen Nationen der Ritter eingeteilt sind. Da glänzt silbern die Lilie Frankreichs, dort flammt golden der deutsche Adler; die Wappen der edelsten Geschlechter Europas durchsetzen mit ihren bunten Farben das überall dominierende Gold. Zusammengehalten aber wird das Ganze durch das immer wiederkehrende Kreuz des Ordens.

Unter den Bildern ist mir eins aufgefallen: ein Martyrium des heiligen Johannes. Der Adel seiner Linien, das Zurückgehaltene in seinen Farben, die schöne Einfalt im Ausdrucke seines Inhaltes lassen dieses bedeutende Kunstwerk als die kostbarste Einzelheit in diesem erstaunlich eindrucksvollen Ganzen erscheinen.

Als wir aus dieser alten katholisch-ritterlichen Pracht heraustraten, kam uns der Herr Konstabler mit seiner Londoner Nebelmontur denn doch etwas sonderbar vor.

VIII.

Von Eierkuchen und Sonnenuntergängen; von ordentlich und schief gewickelten Menschen; von allerhand Karawansen.

Von Malta nach Alexandrien ist es sehr weit: sechs Eierkuchen weit. Ich habe mich mich daran gewöhnt, zu jedem ersten Frühstück zwei Eierkuchen zu essen, und zwischen Malta und Alexandrien liegen drei Frühstücke.

Diese Eierkuchen sind so gut, daß ich den Küchenchef um das Rezept gebeten habe. Es ist aber gar nicht schwer, sie zu backen: man muß es nur können. Das Rezept ist nicht die Hauptsache. Natürlich. Sonst könnte man ja auch dichten, wenn man eine Poetik gekauft hat.

Ich hätte die Entfernung zwischen Malta und Alexandrien auch in Sonnenuntergängen angeben können, denn die waren gewiß eben so schön wie die Eierkuchen, aber ich habe sie leider nicht so ungestört genießen können, wie diese. Beim Frühstück war ich nämlich immer mit meiner Frau allein, denn ich halte auch auf dem

Schiffe ſtreng darauf, der letzte beim Aufſtehen zu ſein; aber die Sonnenuntergänge vollzogen ſich ſtets vor einem großen Publikum. Begreiflicherweiſe. Denn ein Sonnenuntergang iſt ein poetiſches Ereignis. Tauſende von Dichtern haben es unzähligemal des beſtimmteſten verſichert, und viele von ihnen haben goldene Worte dafür gefunden. Aber ich wette meinen indiſchen Lordshut gegen eine Yankeedoodlemütze: ſie waren immer allein (oder zu zweit mit ihrer Geliebten, oder ihrer Frau, oder einem Freund) wenn ſich die Transſubſtanziation des Sonnengoldes in poetiſches Gold vollzog. Hätten ſie das Phänomen zwiſchen Yankeedoodlern genießen müſſen, ſo würden ſie, wenn Apollo ſie nicht mit gnädiger Taubheit geſchlagen hätte, zu viel Poetiſches über den Vorgang vernommen haben, als daß ſie ſelber Poetiſches hätten empfinden können.

Ich wurde einmal im Morgengrauen aus dem Bette geriſſen, weil ich auf Rigikulm den Aufgang der Sonne bewundern ſollte, der im Bädeker zwei Sterne hat. Nun gut: ich ließ mich reißen, denn ich war damals verlobt, und meine Braut riß mit, — zwar nicht phyſiſch, aber kraft jener Suggeſtivgewalt, die auch einen prinzipiellen Langſchläfer zum Bruch mit ſeinen Grundſätzen zwingt. Was geſchah? Die Sonne ging pünktlich und in allen Prächten auf, aber genau in dem Momente, wo ſie alle die Firnen vergoldete, die ihr Herr Bädeker vorſchreibt,

wurde zwanzig Schritte von meinem Standpunkt entfernt ein Schwein geschlachtet. Ich kann nicht sagen, daß ich das erhebende Schauspiel der erwachenden Sonne mit Andacht genossen habe. Das schauerliche Schreien der hingemetzten Kreatur erfüllte mich mit einem derartigen Grausen, daß ich überhaupt nichts sah: nur hörte. — Ganz so schlimm erging es mir bei den Sonnenuntergängen an Bord des Yankeedoodle nicht; ich habe sie immerhin gesehen, und ich darf konstatieren, daß sie sehr schön anzusehen waren. Aber wenn irgend etwas, so erfordert dieses Schauspiel der heiligsten Ruhe, dieses hoheitvolle Verschwinden des Lichts in die Tiefe, die, eben noch glänzend wie bewegtes Gold, plötzlich zu Blei verstockt, eine ebenso vollkommene Stille: die Stille der Andacht. Auf dem Lande verstummen selbst die Vögel mit einem Schlage, wenn die Sonne versunken ist, und es kann geschehen, daß der Beobachter für einen Moment das Gefühl hat, als stände ihm das Herz still. Denn er erlebt das tiefste Symbol von Tod und Leben. Die Vergnügungsreisenden des Yankeedoodle jedoch, keine Vögel, sondern gebildete Europäer und Amerikaner, verstummten keineswegs und hatten ganz gewiß keine Herzzustände. Sie besuchten das Schauspiel, über dessen Pünktlichkeit sie leider gut orientiert waren, mit der bestimmten Absicht, seinen poetischen Qualitäten nicht bloß mit dem Gemüte, sondern auch mit

dem Munde gerecht zu werden, und so ließen sie es nicht an Beifall fehlen. Aber während der Mops, der den Mond anbellt, nur komisch ist, muß der Mensch, der die untergehende Sonne mit beifälligen Bemerkungen wohlwollend kritisiert, als eine durchaus üble und höchst lästige Kreatur bezeichnet werden. Ein unbewußt sich von den Lippen lösendes Oh!, ein Ah! des hingerissenen Entzückens, irgend ein Ausruf der Ergriffenheit: ein Wort aus vollem Herzen, einfach, unüberlegt, banal, —: wer möchte solch ein Echo des Gefühls bemängeln wollen. Das „Thalassa! Thalassa!" der Griechen, als sie das Meer sahen, muß ergreifend gewesen sein wie das Donnern der Brandung selber. Es hatte das Elementare echter Menschennatur: war selbst Natur. Das Herz der Menge traf sich mit dem Meere und überbrauste sein Rauschen. Zwei große Dinge trafen sich: das eine so frei von Eitelkeit wie das andere. Wenn aber eine belesene deutsche Bürgerstochter angesichts der in den Fluten untertauchenden Sonne die Resultate ihrer Pensionsbildung produziert und ihrem courmachenden Assessor zeigen will, wie fein sie sich auszudrücken vermag, indem sie lispelt: „Nein, diese Tinten!", so ist das um aus der Haut zu fahren, und es hält schwer, eine höchst ungebildete Aeußerung zurückzuhalten, wie etwa: Infame Gans! Und wenn ein wahres Geschnatter derartiger Läppischkeiten um Dich herum-

ganst und gänsericht, oh Vergnügungs- und Gesellschaftsreisender, so schwöre bei der untergehenden Sonne: Einmal und nicht wieder! Nur wenn du selber zu den Menschen gehörst, die auf dem Meere Maskenbälle brauchen, wenn sie sich nicht langweilen wollen; denen das Meer eine umfangreiche Wasserfläche, die Sonne ein Anlaß zu gebildeten Redensarten, alles Gewaltige, Schöne, Heilige, Alte gerade gut ist, schnodderige Bemerkungen dazu zu machen; die überall wieder nur sich in ihresgleichen sehen wollen und überall und immer die unbewegt, ungerührt, unbereichert Gleichen bleiben: nur dann begib Dich auf eine Vergnügungs- und Gesellschaftsreise. Dann ist auf einer solchen für Dich in unübertrefflicher Weise gesorgt. Bist Du gar ein Amerikaner, so kannst Du sicher sein, auf geradezu ideale Art gereist zu werden. Und wenn Du überdies das überschwengliche Glück hast, eine Amerikanerin zu sein, so wüßte ich nicht, was Du Dir vom Leben überhaupt noch wünschen solltest. Denn Du hast auch noch den Flirt als Zugabe gratis, und er wird von jungen Herren der Reiseleitung ausgeübt, die augenscheinlich darauf trainiert sind. Mag ihnen sonst auch einiges abgehen: darin sind sie so vollkommen, wie die Speisekarte des Yankeedoodle. Bist Du aber von anderer Art (also schief gewickelt, denn es ist gewiß verkehrt, von andrer Art zu sein), so

schimpfe nicht etwa auf die Onkel-Sam-Michel-Linie (denn sie kann ihre Dividenden nicht durch Rücksichtnahme auf eine schief gewickelte Minorität gefährden und muß mit der Masse rechnen), sondern bedenke, daß ihre schönen Schiffe auch andere Reisen machen: reguläre, die nicht um jeden Preis Amüsement en masse und für die Masse bieten wollen, aber eben deshalb für Dich und Deinesgleichen eine Fülle von echten Reisegenüssen haben. Sieh Dir aber genau die Kabine an! Nimm keine, an deren Fenster die Falltreppe vorübergeht! Keine, deren Fenster so nahe über dem Wasserspiegel liegen, daß sie nicht immer geöffnet werden können! Und laß es eine sein, die Dir einen Platz in dem ersten Speisesaale gewährleistet, der höher und daher luftiger ist, als der zweite. Ueberhaupt: spare nicht! Es sei denn, Dir fehlte das Gefühl für Nüance im Komfort und Du wärest so glücklich, im Punkte des Wohnens nicht verwöhnt zu sein. Bedenke, daß auf einem Schiffe, auch auf einem sehr großen, die Enge herrscht, und daß selbst die größten Kabinen notwendigerweise noch klein sein müssen. (Vielleicht ist das nicht so ganz notwendig, wie es scheint. Denn es ließe sich wohl denken, daß man auf die großen Gesellschaftsräume verzichtete, oder sie, die Speisesäle ausgenommen, kleiner gestaltete und dafür die Kabinen erweiterte. Doch läßt sich darüber als

Vor Alexandrien

Laie schwer urteilen.) Eine reguläre Seereise ohne krampfhaften Vergnügungscharakter wird auch deshalb interessanter sein, weil sie Zwischendeckpassagiere mitführt. Denn für unsereinen ist es interessanter, Menschen von mancherlei Art um sich zu haben, als von einerlei Art. Die Vergnügsfahrten betonen die Einschichtigkeit ihrer Reisegesellschaft geflissentlich, indem sie ihre Passagiere nicht in solche erster und zweiter Klasse einteilen. Mir scheint, es handelt sich da im allgemeinen um eine Klasse für sich. Wie es, nach Hartleben, in allen Schichten der Menschheit „Hilfsbremser" gibt, so gibt es auch so etwas wie eine Klasse der Karawanenfahrer. Wer sich, ohne dazu angelegt zu sein, in eine solche Karawane verirrt, erweitert zwar seine Menschenkenntnis, kommt aber um die eigentliche Frucht, die er, nach seiner Art, von einer Reise erhofft. Uebrigens kann ebensowohl ein Fürst von Geblüt zu den Karawansen gehören, wie ein reichgewordener Metzgermeister. Innerhalb einer Karawane ziehe ich aber den Handwerksmeister vor. Ich lernte einige kennen (es waren nicht gerade Metzger), die mir wieder aufs Erfreulichste bewiesen haben, welch ein Fond von Tüchtigkeit, anständiger Gesinnung und aufwärtsstrebenden Tendenzen im selbständigen deutschen Gewerbsmanne liegt und tätig zutage tritt. Diese Leute haben mich nie gestört. An ihnen habe ich auch nicht die Unart herrischen Auf-

tretens gegenüber den Eingeborenen bemerkt; auch nicht das ewige Absprechen und Vergleichen mit heimatlichen Zuständen. Ihnen war die Reise auch mehr als bloßer Bummel, und es war rührend, sie immer wieder darauf zurückkommen zu hören, daß, durch Erzählungen und mitgebrachte Bilder und Kuriositäten, auch „die Kinder" etwas von der Reise haben sollten.

Am erfreulichsten war uns die Bekanntschaft mit zwei älteren dänischen Damen. Beide hatten im Verein vor fünfundzwanzig Jahren eine Mädchenschule in ihrer Heimat gegründet, und zur Feier des fünfundzwanzigsten Bestehens der nun zu großer Bedeutung, ja zu nationalem Ansehen gelangten Anstalt hatten ihre Schülerinnen (gegen 400) als Ehrengabe das Reisegeld für diese Fahrt nach dem Orient zusammengeschossen. Die eine der beiden war die Direktorin, und die andere, etwas jüngere, hatte eine entzückende Art, in ihr die Bedeutendere, nicht etwa die Vorgesetzte, anzuerkennen und sie dementsprechend zu behandeln. Wenn ich die Kultur Dänemarks nach diese beiden Lehrerinnen beurteilen darf, so verdient sie den höchsten Respekt. Jedenfalls beneide ich die jungen Däninnen, die von so klugen, klaren und gütigen Wesen ins Leben geleitet werden. Diese beiden reisten mit einen stillen Enthusiasmus, und was sie in sich aufnahmen, genossen sie nicht bloß für sich, sondern vornehmlich auch für ihre Schülerinnen. Dabei

hatten sie, obwohl die ältere ausgesprochen auch Schriftstellerin war, gar nichts Blaustrümpfisches an sich. Sie gehörten auch nicht zur skandinavischen Amazonengarde, aber von weiblicher Spießbürgerei waren sie dennoch völlig frei. Nicht so vom dänischen Chauvinismus, aber ich lernte den gerade im Umgange mit ihnen verstehen. Es ist die alte Geschichte: Deutschland wird immer mit Preußen verwechselt, und vom preußischen Wesen wirkt ins Ausland nur die Büttelei und Feldwebelei. Dieses Imponderabile wird dem deutschen Imperialismus mehr zu schaffen machen als die ganze englische Flotte. Ich für meinen Teil möchte wünschen, daß dieser Imperialismus, der fürs erste wohl nur in der ausschweifenden Phantasie von Politikern mit unverantwortlichem Federhalter existiert, nicht eher versucht, sich in Taten umzusetzen, als bis das deutsche Wesen, an dem die Welt genesen soll, selber einige Kinderkrankheiten der Macht überwunden hat. Im übrigen aber laßt uns darnach trachten, gute Europäer zu werden, oh meine schief gewickelten Freunde. Die angeborene Liebe zum Vaterlande brauchen wir deshalb nicht zu verletzen, aber ich sehe keine Möglichkeit, deutsche Landsleute, die das kulturelle Ansehen Deutschlands schädigen, mehr zu lieben, als Leute fremder Zunge, mit denen mich die Gemeinsamkeit aller kulturellen Ideale und Regungen verbindet.

Eine Fahrt auf dem mittelländischen Meere ist für den guten Europäer eine Kulturreise. Dieses Meer hat uns alle Götter geboren. Noch Nietzsche-Zarathustra kam hier zur Welt.

Eine Strophe von ihm hat mich begleitet:

Das weiße Meer liegt eingeschlafen,
Und purpurn steht ein Segel drauf.
Fels, Feigenbäume, Turm und Hafen,
Idylle rings, Geblök von Schafen, —
Unschuld des Südens, nimm mich auf!

IX.

Vom Läbeln; vom Reisen in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts; vom Schnobern bei Hunden und Menschen; von meiner Frau und dem Nillande; vom guten Essen; vom Kalauern; vom Alleinessen; von künstlichen Paradiesen.

„Wir sind in Alexandrien!" rief meine Frau früh um 7 Uhr des 26. Februar. Sie war schon angezogen und wußte zu erzählen, daß der Hafen „riesig" sei und voller Schiffe und Leben. Ferner sagte sie: „Wenn du nicht gleich aufstehst, mußt du in Unterhosen nach Kairo fahren." „Das erschreckt mich wenig," antwortete ich, „ich habe gewiß schon zehnmal geträumt, daß ich in Unterhosen und Frack auf einem Ball erschien, bin also an derlei gewöhnt." Trotzdem stand ich hurtig auf, frühstückte in unanständiger Eile und legte die äußerste Sorge für unseren großen Koffer an den Tag, der diesmal mit an Land sollte. „Kümmre dich nicht um das," gebot meine Frau; „er ist richtig geläbelt." „Was ist er

richtig?" „Geläbelt." „Ich rede noch nicht Aegyptisch." „Das ist doch Deutsch!" Ich erkundigte mich und erfuhr, daß es Yankeedoodledeutsch ist und soviel heißt wie „er ist richtig bezettelt". To label heißt nämlich bezetteln, aber bezetteln versteht der Yankeedoodle-Deutsche nicht, denn das Wort ist selten. Auch klingt label viel feiner wie Zettel.

Die Ausbootung erfolgte um 8 Uhr unter den üblichen Erscheinungen, die sich wohl bei jeder Herde zeigen, die aus der Hürde gelassen wird. Alexandrien selber ist nach der erfahrenen Karawansen-Psychologie des Yankeedoodle-Reisebureaus für eine Karawane nicht interessant genug, und so wurden wir ohne Verweilen prompt nach dem Bahnhof transportiert, wo ein Extrazug erster Klasse sehr temperamentvoll erstürmt wurde. Da wir uns an diesem kriegerischen Spiele nicht beteiligten, bekamen wir einen recht guten Platz in einem der hintersten Wagen. Sodann blieb der Zug noch eine Weile stehen, und wir genossen auf dem Bahnhofe zu Alexandrien genau das gleiche Schauspiel wie auf jedem anderen: es wurden Zeitungen und Ansichtskarten ausgerufen, sowie Apfelsinen und Zigaretten. Orientalisch war nur, daß der Polizist eine kleine Peitsche trug, mit der er allzu lebhafte Handelsleute in ihrem Geschäftseifer regulierte. Auch roch der ganze Bahnhof sehr gut nach ägyptischem Tabak (der aber bekanntlich in der Türkei und nicht in Aegypten gebaut wird). In einem

Zollschuppen lagen riesige Ballen davon aufgestapelt.

In den Coupés machten Wandbilder für die Pyramiden und für die Eisenbahnlinie nach dem Inneren Reklame. Alle Mitreisenden waren in die Lektüre des Baedeker vertieft. Ich wünschte mir ein Kamel herbei, auf ihm nach Kairo zu reiten.

Ein Grölen (von der Lokomotivpfeife wie in heftiger, heiserer Wut ausgestoßen) und der Extrazug erster Klasse verließ den Bahnhof.

In vier Stunden waren wir in Kairo. Semilasso, obwohl er doch ein Fürst war und als Fremder von ganz besonderer Distinktion sein Schiff vom Gouvernement gestellt erhielt, brauchte etwa eine Woche, und auch die Gräfin Ida Hahn-Hahn hat, stromababwärtsfahrend, (von Kairo nach Alexandrien) und teilweise das Dampfboot benützend fünfzig Stunden gebraucht. Das war in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Ich beneide keine Fürsten (obwohl der von Pückler-Muskau ein beneidenswerter Fürst war, da er keinen Thron, aber viel Geld und außerdem Geist und Talent hatte), aber so wie er gereist ist, möchte ich auch reisen. „Die Nacht öffnete schon ihre dunklen Fittiche" (wie er sich ausdrückt) als er die „Kangsche" bestieg, die das Gouvernement ihm „nebst einem Kawas zu bewilligen die Artigkeit gehabt hatte" (artig gesagt). Nachdem er „bis zum Morgen sehr sanft geschlafen", stieg er früh

aus der Gondel, um auf die Jagd zu gehen, „denn der Wind war uns entgegen und die Matrosen mußten das Fahrzeug am Strick ziehen, was ziemlich langsam von statten ging.“ Er schoß dreißig Lerchen, frühstückte in einer Fellahhütte und war abends in Halfah. Dort, wo er ein anderes Schiff besteigen mußte, blieb er die Nacht. Am nächsten Tage mittags erhielt er eine andere Regierungskangsche und fuhr bis Fuah, wo er ans Land stieg, „um sich recht nach Herzenslust im Grünen zu ergehen“. Dann besuchte er die von Mehmed-Ali angelegten Fezfabriken und die Bazars und verlor seinen Hund Susannis. Ihm zuliebe blieb er die ganze Nacht in Fuah, bis sich Susannis auf der Kangsche eingefunden hatte. Am nächsten Tage wieder Jagd, neben der Kangsche herwandernd. Diesmal Schnepfen, Tauben, Krammetsvögel. Am nächsten Tage, nachdem auch die Nacht übergefahren worden war, ging die Reise durch Nilnebel, und abends wurde in dem Dorfe Sidi Ibrahim eingekauft. Nachts blieb man, da es „eine wundervolle milde Mondnacht“ war, im Freien. Die zwei folgenden Tage hielt er sich, mit Schreiben beschäftigt, in seiner Kajüte auf, „die vorüberziehenden Bilder, wie durch ein Fenster betrachtend“. Dort, „wo die Wüste in glatten Sandhügeln bis an den Nil herantritt“, stieg er an Land, und wie es wieder fruchtbare Erde gab, blieb er erst recht dort

Laufjunge in Kairo

und jagte wilde Enten und Gänse. An einem der folgenden Morgen zeigten sich ihm „gleich blauen Felsenkuppen am Horizont die Pyramiden von Dschiseh". Nun rückte er der Hauptstadt (die er noch Kahira nennt) näher: „Einzelne Landhäuser mit Mauern umgeben unterbrechen die grünen Fluren rechts und links des Flusses, die Zitadelle am Fuß des dunklen Mokatamm blitzt in der Ferne auf, man kommt bei den prachtvollen Gärten von Schubra vorüber . . . . . und so von Ueberraschung zu Ueberraschung fortschreitend erreicht man endlich Bulac, den Hafen Kahiras von der Meerseite."

Es begreift sich, daß Semilasso auf diese Weise von Alexandrien nach Kairo beträchtlich mehr gesehen und erlebt hat als ich, und so empfehle ich auf das lebhafteste, sich in sein interessantes Buch „Aus Mehmed Alis Reich" (1844 bei Hallberger in Stuttgart) zu vertiefen. Auch die „Orientalischen Briefe" der Hahn-Hahn empfehle ich sehr. (Im gleichen Jahre bei Alexander Duncker in Berlin erschienen. 3 Bände.) Ist es nicht merkwürdig, daß heute, wo das Reisen so erleichtert wird, wirkliche Reisebeschreibungen von dieser Bedeutung nicht mehr zutage treten? Nein, es ist nicht merkwürdig. Denn unsere leichten Reisen sind eben keine wirklichen Reisen mehr. Dies ist das A und O, das meine Yankeedoodlefahrt predigt. War ich wirklich in Aegypten? Nein, ich war es

weniger als Susannis, der Hund Semilassos. Ein Hund hat genug von einem Lande, wenn er es durchschnobert; für einen Menschen ist das nicht genug. Wenigstens nicht für jeden.

Was zeigte uns die vierstündige Kinematographenvorstellung zwischen Alexandrien und Kairo?

Ich will meine Frau reden lassen, die, die Nase am Fenster breitgedrückt, mich auf folgendes aufmerksam machte: „Da, ein Neger! Wieder einer! Sieh nur, er hat einen hellblauen Mantel an! Entzückend! Das dort ist gewiß ein Beduine! Sieh nur, wie stolz er reitet! Ah! Ah! Ah! Kamele! und Palmen! Wie ruhig die Kamele schreiten! Sie wiegen sich! Aber die kleinen Esel können unglaublich rennen! . . . . Die Landschaft ist doch eigentlich wie bei euch in der Ebene! Nur eben die Palmen. Und alles ist viel saftiger grün. Und dann wohnen eure Bauern nicht in Backöfen aus Schlamm. Und es sind keine Wälder da. Immer wieder Palmen. Prachtvoll! Aber es ist schon wahr: Der Nilschlamm ist auch bloß Dreck. Und es ist traurig und komisch, daß die Leute in Dreckquadraten wohnen. Nicht einmal Fenster haben sie. Der Rauch quillt aus der Türe. Und der Kehrichthaufen ist auf dem Dache. Aber selbst da wächst Gras. Das ist der fruchtbarste Dreck auf Erden. Da sitzt einer vor der Türe und macht ihn noch fruchtbarer. Das ist wirklich

überflüssig. Dort watet einer ganz nackt im Wasser herum und fängt Fische. Und dort eine endlose Reihe von Kamelen. Es sieht aus, als ob sie zu ihrem Vergnügen spazieren gingen, wie ein Pensionat. Nein, wie üppig die Felder sind. Und das sind' ich nett: die Pferde, Esel, Kamele können nach Herzenslust fressen. Auch die Ziegen und Schafe. Der Bauer arbeitet, pflockt seine Tiere an, und die rupfen im Kreise herum gemütlich ab, was sie wollen. Ah! ein Neger ganz in gelb! Ueberhaupt: diese Farben! Nur die Frauen sind alle schwarz angezogen, bis zu den Augen. Aber wundervolle Körper müssen sie unter den Lumpen haben. Diese Bewegungen! Wie stolz sie ausschreiten! Sie halten mit antiker Grazie die schönen Wasserkrüge auf dem Kopfe im Gleichgewicht. Sonderbar wie sie mit den Armen schwenken. Ich glaube, darin liegt die Balance. Dort schöpfen welche Wasser aus dem Nil. Ich muß an die Bibel denken. Und dort sind auch die alten Wasserräder, die von Ochsen gedreht werden und das Wasser hochbringen. Alles geht in diesem langsamen, schleppenden Schritt, wie die Füße dieser Ochsen. Nur die Eselchen rennen. Es ist doch wunderschön und sonderbar. Etwas Feierliches liegt über allem. Man hat immer das Gefühl von etwas Unendlichem. Alles ist weit und klar. Dabei aber unglaublich farbig. Das kommt gewiß von der Feuchte in der

Luft. Aber ich weiß nicht — ist das nun Frühling oder Sommer? Ich will es Afrika nennen. — Nein, wie merkwürdig: Wir sind in Afrika! Aber nein: Aegypten ist wohl etwas für sich: das Nilland. Man sieht wirklich, daß der Nil hier der liebe Gott ist. Er segnet zwar mit Dreck, aber dieser Dreck ist heilig. Oder vielmehr: die Sonne macht ihn heilig. Und deshalb ist die Sonne die oberste Göttin." Ich hätte am liebsten gesagt: „Nein, du", aber dann hätte ich sie aus dem Konzepte gebracht, und ich wäre um das Hübscheste dieser Eisenbahnfahrt gekommen: um das Entzücken meiner Frau.

In Kairo auf dem Bahnhofe wirkte noch immer der babylonische Turmbau nach. Allerhand Menschen riefen arabisch, italiänisch, deutsch, englisch, französisch durcheinander. Wir lauschten aber nur auf das internationale Wort „Savoy", denn die Yankeedoodle-Vorsehung hatte es diesmal gut mit uns gemeint und uns für das beste der Hotels von Kairo geläbelt.

Wir wurden von einem schweizer Stubenmädchen, der Gebieterin von zwei Sudanesen-Stubenknaben, in Empfang genommen, nachdem wir nach einer endlosen Korridorwanderung bei unserer Zimmernummer angekommen waren. Die Wohltat einer ausgiebigen Waschung dehnten wir so lange als möglich aus, aber des Lunch-Gongs ewig gleichgestellter Klöppel rief uns Punkt 1 Uhr zum Mahle. Und siehe da: es war sehr gut. In dieser Hinsicht hat

es auch Fürst Pückler (der seine Unsterblichkeit nicht seiner Literatur, sondern seiner „Bombe" verdankt) in Kairo nicht besser gehabt, als wir. Ich glaube, daß die Küche des Savoy-Hotels ebenso sehr dazu beigetragen hat, daß die ganz Reichen so gerne in Kairo überwintern, wie die Pyramide des Cheops. Sie ist, modern zu reden, first class, oder was, glaube ich, noch mehr besagen will, „Klasse für sich". (Man lernt auf dem Yankeedoodle allerhand Sprachfinessen kennen. So hörte ich: „Das Mädchen hat Klasse". Anfangs meinte ich, mich verhört zu haben, aber es war wirklich „Klasse", nicht Rasse, doch sollte der Ausdruck ein hohes Lob sein.) Zumal das Dessert war immer berückend gut, und es lockte mich einmal von Kairo nach Kalau. Da aber jeder, der ein bißchen Französisch gelernt hat, den Kalauer selber machen kann, wenn er gleichzeitig an die Nähe der Wüste (Siehe Sachs-Villate) denkt, so will ich ihn meiner Kugelspitzfeder ersparen. Sie könnte stumpf davon werden, denn diese Wortassoziationen sind eigentlich zugespitzter Stumpfsinn. Wir wollen aber nicht darüber schelten. Selbst Shakespeare hat diesen Spaß geliebt (was seinen Uebersetzern viel Kopfzerbrechen gekostet hat) und die großen Musiker haben ihm so sehr gefrönt, daß man von einer ihnen spezifischen Abart des Kalauers reden kann: dem Musikalauer. (Wagner war geradezu gefürchtet

deswegen, aber auch von Mozart wird es berichtet, und Bülow war Virtuos darin. Selbst der etwas feierliche Max Schillings macht welche, und ein Musiker hat mir gesagt, Richard Strauß verbreche Kalauer sogar in Noten. So habe er in seinem Zarathustra, dort, wo er den Nietzschischen Kalauer vom Hinterweltler vertonen wollte, diesen überkalauert, indem er eine unspielbare Note schrieb.) Dem Menu entsprach das Service. Wir aßen nicht alles, aber doch einiges von Silber (fast wie die Bauern in Tirol im 16. Jahrhundert); doch war das nicht das erstaunlichste. Das erstaunlichste war die Menge der Hände, die uns bediente und ihre Verschiedenfarbigkeit: vom schönsten Sudanschwarz über arabisches Braun zum wohlsoignierten Weiß der tadellosen Gentlemen aus Deutschland, die natürlich auch in Kairo alle Kellner anderer Herkunft siegreich verdrängt haben. Da die Sudanesen und Araber überdies sehr schön bunt gekleidet waren, so konnten wir Augen und Gaumen gleichzeitig weiden, und es fehlte auch nicht der obligate Ohrenschmaus. Das Schönste von allem war aber doch, daß wir einen Tisch für uns allein hatten. Die allgemeine Gasttafel, die man durch die französische Bezeichnung als Table d'hote vergeblich zu adeln versucht hat, mag amüsant sein, wenn sie die Ausnahme ist; als Regel und mit stets den gleichen Tischgenossen, die ja nicht immer Wahlverwandte sind, geht sie auf die Nerven.

Nach Tisch eine Ueberraschung. Der wunderbare Duft des Kaffees und ägyptischer Zigaretten verführten mich zu tun, was mir alle Aerzte des Westens verboten haben: ich trank Kaffee und rauchte Zigaretten. Und siehe da: es ergab sich, daß die westliche Medizin nur für den Westen recht hat: hier im Osten bekamen mir die beiden narkotischen Genüsse ausgezeichnet. Und so ist es geblieben, so lange wir im Orient waren. Woran mag das liegen? Einbildung war es nicht, denn, als ich, natürlich, die Debauche nach unserer Rückkehr in Italien fortsetzen wollte, stellten sich augenblicklich die von früher her bekannten unangenehmen Folgen: Müdigkeit und Verdrossenheit ein. Es gibt also Gifte, die am Orte ihrer Herkunft nicht giftig wirken. Ist das ein Gesetz? Ewig schade, daß ich es ganz vergessen habe, in Kairo Haschisch zu rauchen. Wer weiß, um welche paradis artificiels ich dadurch gekommen bin. Ich werde es das nächste Mal nachholen. Denn ich bin sehr für künstliche Paradiese, da es natürliche nicht gibt. Alle Kunst ist schließlich ein Versuch, das von Ungnaden Gottes verlorene Paradies durch eines von Gnaden der Kunst zu ersetzen. Deshalb sollte ein jeder nur solche Kunst genießen, die ihn in eine Art Rausch erhöht, in eine Sphäre intensiv gesteigerten Lebensgefühls: in ein Paradies des Fühlens ohne Schwere und irgendwelche Befangenheit. Ich erlebe

dies, wenn ich Mozart höre, ein Shakespearesches Drama verfolge, Bilder alter Italiäner sehe, Goethe lese. Es mag ästhetische Zurückgebliebenheit sein, daß ich das Gegenteil (Schwere und Gefangenschaft) empfinde, wenn ich Richard Strauß höre, ein Drama Gerhart Hauptmanns verfolge, Bilder M. Liebermanns sehe, R. Dehmel lese. Soll ich mich aber deshalb um meine Paradiese bringen, soll ich mich auch nur für die Dauer einer Viertelstunde in Empfindungen verstricken lassen, die mir genau ebenso das Leben bietet, wenn ich aus ihm nicht in mein Paradies fliehe? Es wäre genau der gleiche Unsinn, wie wenn ich mir eine moderne Frau genommen hätte, statt einer, die ich liebe. Nur soll man darum die Nachtigallen der anderen nicht Eulen heißen. Am wenigsten dann, wenn sie uns selber einmal wie Nachtigallen vorgekommen sind. Aber das ist gewiß: der wirkliche, beglückende, bereichernde, froh- und freimachende Kunstgenuß stellt sich erst in der reifen Zeit des Menschen ein, da er seine Nachtigallen wirklich gefunden hat. Helfen kann ihm dabei ebensowenig ein Mensch, wie beim Entdecken der Frau, die wirklich seine Frau ist.

Vor dem Hotel Savoy in Kairo

X.

Vom raſtloſen Genießen; vom Knoblauch als Sprachferment; von den vier Klaſſen der Aegyptenreiſenden; vom Backſchiſch; vom blamierten Mitteleuropäer; vom Wirbel des Volkes; von verſchiedenen Freiheiten; vom Obelisken von Onu und ſeiner verſchiedenen Wirkung auf verſchiedene Menſchen; von der Sykomore der heiligen Jungfrau und anderen Legenden; von der Dummheit und dem Magenſafte des Vogels Strauß; von der Wüſte; von einer ſchwarzen Megäre; von einem Millionenrendezvous; von einer entſetzlichen Furcht.

Da unſerer Karawane die Aufgabe geſtellt war, Kairo und Umgebung inkluſive die Wüſte Sakkarah in 175 Stunden kennen zu lernen, galt es, keine Müdigkeit vorzuſchützen, ſondern das Penſum raſtlos zu erledigen. (Ich ſagte es ſchon einmal: wer ſich auf eine Geſellſchaftsreiſe begibt, kommt darin um ſein vielleicht anſtändigeres Lebenstempo. Wenn er ſich darüber beſchwert, ſo tut er es mit keinem beſſe-

ren Rechte, als der Nachtwächter, der seine verlorene Nachtruhe beklagt. Er ist kontraktlich verpflichtet, atemlos zu genießen.) Kaum hatten unsere Ohren die weißen Schlummerkissen des Savoy-Hotels berührt, da erschien auch schon unser Leib-Sudanese, zeigte uns lachend seine Zähne und deutete auf sinnreiche Manier an, daß wir das Zimmer zu verlassen und hinab zu fahren hätten. Dort erwartete uns der Dragoman, dem wir mit gottlob nur zwanzig anderen Karawanseñ für die 175 Stunden überantwortet waren.

Dieser Dragoman vereinigte zwei Nachschlagebücher in sich: einen Baedeker für Aegypten und ein polyglottes Lexikon. Er sprach armenisch, arabisch, türkisch, griechisch, deutsch, englisch, französisch, italiänisch, spanisch, russisch und hebräisch. Das Ferment, das alle diese Sprachen in ihm hielt und gleichsam konservierte und imprägnierte, war der Duft des Knoblauchs. Was er auch sprach: alles knoselte. Aber diese kleine Eigenheit hinderte nicht, daß er ein sehr gescheiter und höflicher Führer war. Nur protzte er etwas gerne mit seiner Wissenschaft und schloß seine Erklärungen: „Ich könnte Ihnen noch viel mehr erzählen, aber das geht nur bei Privatführungen, nicht bei Karawanen." Er hatte ja recht, aber nett war es nicht von ihm, uns immer wieder daran zu erinnern, daß wir Reisende dritter Klasse waren, Karawanseñ. (Die erste Klasse ist die

der Fremden von Distinktion, die offizielle Kawassen als Führer haben; die zweite ist die der Reisenden auf eigene Faust, die sich einen Privatführer mieten; die dritte kennen wir schon (wie kenne ich sie!); die vierte ist die der ganz gescheiten Leute, die ohne Führer herumbummeln; dazu gehören zum Beispiel Archäologen, Künstler, Handwerksburschen. Wenn ich wieder reise, reise ich vierter Klasse, da ich erster nicht reisen kann, mangels der Distinktion.)

Zuerst geleitete er uns nach Heliopolis. Wir fuhren in einem sehr stattlichen Zweispänner, dessen Kutscher mir sofort ganz vertraut vorkam, weil er wie ein älterer Bruder von Felix Salten aussah. Gewiß hätte er auch so schön erzählen und phantasieren können, wie dieser (denn in seinen Augen saß das Glühlicht des Märchens), aber der Unmensch hatte sich eine Sprache angewöhnt, die aus dem Arabischen, Englischen, Französischen und Italiänischen immer nur die Worte bevorzugte, die mir unbekannt sind. Meine Frau sagte zwar immerzu: Si, si, capisco, aber es war gar nicht wahr, denn, wenn sie mir Felixens Mixtum Polyglottosum übersetzt hatte, merkte ich, klug, wie ich nun leider bin, sofort, daß sie orientalisch schwindelte. (Auch sie hat das Glühlicht.)

Nun, wir brauchten seine Kommentare gar nicht. Was wir sahen, war auch ohne Randbemerkungen verständlich. Das erste was uns

auffiel, war die unglaubliche Menge von schönen Wagen: lauter Zweispänner. Ich glaube, wenn ein Mensch in Kairo in einem Einspänner fahren würde, (ausgenommen einen Eselswagen), so würde er einen Straßenauflauf hervorrufen. Wien hat ja auch viele Wagen und darunter eine Menge schöner Zweispänner, aber neben Kairo wirkt es in dem Punkte, wie München neben Wien wirkt. Die Kutscher in Kairo aber (auch unser Felix nicht ausgenommen), sind genau wie ihre Wiener Kollegen; zwar tragen sie keinen Melonenhut, sondern einen Tarbusch, aber unter diesem Tarbusch wohnt nur der eine Gedanke: Backschisch, zu deutsch Trinkgeld, und dieser Gedanke nimmt noch phantastischere Dimensionen an, als an der Donau, denn Backschisch heißt nicht bloß Trinkgeld schlechthin, sondern Trinkgeld im Quadrat.

Die Mohammedaner teilen sich bekanntlich (einen Augenblick: ich sehe im großen Meyer nach), in Sunniten und Schiiten: alle aber sind Bakschischiten. Es ist ratsam, sich dies fest einzuprägen, wenn man eine Reise in den Orient macht, und man darf in dieser Hinsicht auch die orientalischen Christen und Juden zu den Muselmännern rechnen. Weiß man dies von vornherein, und ist man zu der Erkenntnis durchgedrungen, daß der Bakschischismus ein Bestandteil östlicher Religiosität ist, so wird man, denke ich, so weise sein und sich nicht

darüber ärgern, sondern sein Vergnügen daran haben. Was wollen alle diese Hände? —: Sich demütigen und der deinen Gelegenheit schaffen, über ihnen zu schweben. Nehmen ist keine Schande, aber Geben ist Verdienst. Sie wünschen, daß auch du, Giaur, in den Himmel kommst. Das ist doch sehr hübsch von ihnen, und du solltest keineswegs darüber schimpfen. Willst du nichts geben, verzichtest du auf die Wollust der guten Werke und ihren himmlischen Lohn, so schweig, aber gebärde dich nicht zornig und rede wild. Das hat gar keinen Effekt und amüsiert die Bakschischiten bloß. Ja, es kann dir geschehen wie mir, und du wirst zum blamierten Mitteleuropäer. Als ich nämlich noch nicht weise war, ärgerte ich mich manchmal über das, was ich noch nicht als Ausfluß demütiger Herzen erkannt hatte, sondern für Aufdringlichkeit hielt, und ich wurde grob, wenn mich ein fanatischer Bakschischite durchaus nicht in Ruhe lassen wollte. Aber Beschämung hat mich kuriert. Die gelindere Kur war diese: Ein junger Mann wollte mir unter allen Umständen ein kleines lebendiges Krokodil verkaufen, hielt es mir unausgesetzt vor die Nase und lispelte: „Sehr niedlich, Herr Baron! Oh ja, sehr niedlich"! (Diese intelligenten Bürger von Kairo wissen nämlich sofort, ob einer ein Engländer, ein Deutscher oder was er sonst ist, und sie wissen auch, daß ein Deutscher entweder Baron oder Professor an-

zusprechen ist, und überdies schnappen sie Worte jeder Sprache auf, ihren Sinn meist richtig erratend.) Erst sagte ich bloß: Nein!! (mit zwei Ausrufungszeichen.) Im Echo klangs arabisch süß: Nein??? (mit drei Fragezeichen.) Dann: „Ich will nicht." Er: „Sehr niedlich, Herr Baron, o ja!" Ich: „Zum Donnerwetter, nein!" Er: „Donnerwetter, Donnerwetter, Donnerwetter, o ja!" Ich: „Fahr ab." Er: „Nein? will nicht? Donnerwetter? Fahr ab? Sehr niedlich! Sehr niedlich!" Ich: „Himmelkreuzdonnerwetter noch mal!" Er (akzentuierend): „Himmel-Kreuz-Donnerwetter noch mal? Noch mal? Donnerwetter? Will nicht? Nein? Fahr ab? Oh Herr Baron? Sehr niedlich! Niedlich!" — Ich hatte die Empfindung, daß der Mensch mit dem Krokodil mich bewußt verhöhnte, und ich schrie ihn an: Fahr zum Teufel!!! Und er? Was tat er? Er repetierte sämtliche Flüche und Verwünschungen, die er je von Deutschen vernommen hatte, wie eine Maschine, aber alles mit süßestem Tone und dem Fragezeichen dahinter: „Rutsch mir den Buckel lang? Frecher Halunke? Infamer Schweinehund? Pack dich? Pack dich? Pack dich? Weg da, weg da? Aufdringliches Gesindel? Impertinentes Ungeziefer? Marsch, oder ich hau dir eine?" Und es war mir wirklich eine rechtschaffene Beschämung, daß er als Krone dieser deutschen Freundlichkeiten zuletzt mein „Fahr zum Teufel" lispelte. Ich

bezahlte sie mit einer kleinen Silbermünze (sie war mehr wert) und er zog mit seinem Krokodil höflich von dannen, indem er nun bloß nochmals „Sehr niedlich, oh ja, Herr Baron“ flüsterte. — Die drastischere Kur war diese: Ein älterer Bakschischite, würdigen Auftretens, nicht sehr schmutzig, Silberbart, dem verstorbenen Hermann Levi ähnlich in dem etwas melancholischen und doch lebendig geistvollen Blick, drängte sich nachts an mich, lächelte und sagte: Backschisch. Ich hatte es eilig und ging schnell an ihm vorüber. Er aber, immer sich dicht an mich drängend, hörte nicht auf, mir die Hand vorzuhalten und Backschisch zu säuseln. Als ich zu rennen begann, setzte auch er sich in Trab. Wenn ich aber schimpfte, so bediente er sich nicht der Technik jenes jüngeren, sondern wiederholte immer nur: Backschisch? Endlich war ich des Laufens müde, blieb stehen und schrie ihm ins Gesicht: Nein! Er, nochmals höchst süß: Backschisch? Ich nochmals, höchst grob: Nein! Und da geschah etwas Verblüffendes. Er griff in seinen Busen und drückte mir ein Kupferstück in die Hand, indem er, die Brauen majestätisch hochziehend, die Lippen aber höhnisch nach unten, kurz und gar nicht süß sagte: Backschisch! Drehte sich um und ging würdevoll weg. Erst wollte ich ihm das Kupferstück nachwerfen, aber dann besann ich mich eines besseren und steckte es ein. Ich habe es mir zum Andenken aufgehoben. Es

ist ein lehrreiches Stück Kupfer und mehr als Kupfer wert. —

Wir fuhren also nach Heliopolis. Durch einen „Wirbel von Volk", wie meine Frau aufs treffendste sagte. Auch hatte sie recht, wenn sie meinte, daß, gemessen am Lärm Kairos, Neapel eine tote Stadt ist. Ich begriff jetzt, warum den Weisen des Orients Ruhe gleichbedeutend mit Glück ist. Dieser Lärm, dieses Gewusel von gehenden, reitenden, fahrenden Menschen, deren keiner, ein paar Vornehme ausgenommen, schweigt, deren jeder in jedem Augenblicke irgend einen höllenheißen Wunsch zu haben scheint, den er frenetisch hinausbrüllt, ist wie eine Vision des Lebenswahnsinns. Auch ich würde die Wüste und eine im übrigen unkomfortable Säule als Standort dem dauernden Aufenthalte in einer belebten Straße Kairos durchaus vorziehen. Schon dieser erste Blick in das ameisenhafte einer großen orientalischen Stadt läßt es klar werden, warum die Weltflucht im Oriente geboren werden mußte. Es war die Flucht aus der Oeffentlichkeit. Ein komtenplativer Mensch hat hier die Wahl nur zwischen Wahnsinn und Eremitage. Für den Pöbel aber ist es ein Paradies, denn er befindet sich in fortwährender Fühlung mit seinesgleichen, und jeder Augenblick ist eine Sensation. Ich habe in der Tat immer wieder die Empfindung gehabt, daß die Masse im Oriente auf ihre Weise glücklich ist. Das

„Feuer gefällig?"
(Kairo)

Problem des Tages ist die Magenfrage, aber zu ihrer Lösung bedarf es nicht in dem Maße, wie bei uns der Verdingung unter das Joch eintöniger, streng geregelter Arbeit. Unsere Proletarier sind reich im Vergleich mit den Armen des Orients, und ihre Existenz ist überdies durch allerhand Fürsorgegesetze gesichert, so sehr, daß das bourgeoise Ideal des Rentiers den proletarischen Verhältnissen von Staats wegen gleichsam aufgepfropft erscheint, aber es fehlt ihnen in den Jahren der Kraft an freier Zeit. In dieser Hinsicht führen die Aermsten der Armen im Osten ein Herrenleben, und ich glaube nicht, daß sie es für alle die Sicherheiten unserer Handarbeiter hergeben würden. Sie sind viel ungebundener und daher, äußerlich wie innerlich, elastischer. Dazu das Glück, eine Religion zu haben, deren Maß und Schnitt nach ihren Seelen genommen ist. Ihnen wird der Sozialismus wohl kaum je beikommen können. Aber auch unsere mehr spirituellen Freiheitstendenzen werden keine Bresche in die Mauer des Islam brechen. Die Jungtürken werden das vermutlich erfahren, wenn nicht von den Osmanen, so von den Arabern. Diese östlichen Völker sind zu jeder Art Knechtschaft geeignet, die ihrem Wesen entspricht, das insbesondere äußeren Zeichen der Untertänigkeit leicht Eingang gewährt, aber nicht zur Knechtschaft unter fremde Ideale, die, auch wenn sie Freiheiten ausrufen,

doch immer eine andere Freiheit meinen, als die, die der Mensch dieses Ostens braucht und wesentlich hat. Mohammed ist unter den großen Religionsstiftern der ärmste an idealem Gehalt, aber weitaus der reichste an national-psychologischer Vernunft. Man darf es Napoleon glauben, daß es ihm nicht schwer gefallen wäre, zum Islam überzutreten. Denn dies ist die Religion der realen Macht. Ich glaube nicht, daß diese Macht ausgespielt hat.

Doch dies ist vorgegriffen: Einstweilen sahen wir nur den „Wirbel des Volks" und waren froh, aus ihm ins Freie zu gelangen

Schön fand ich diese Seite Kairos gar nicht. Mir kam sie bloß öde vor, und ich möchte wahrhaftig keine dieser Villen im Sande bewohnen, wenngleich sie in hübschen Gärten liegen. Selbst das Landhaus des Khedive würde mich nicht reizen.

Der Obelisk von Heliopolis ist vor allem deshalb merkwürdig, weil er nicht in London oder Berlin oder Paris, sondern noch ebendort steht, wohin ihn nun vor fast viertausend Jahren König Senwosret*) I. als Wächter am Tempel des Sonnengottes Re gestellt hat in der Sonnenstadt Onu, die die Griechen Heliopolis nannten. Von dieser Sonnenstadt ist nichts übrig geblieben, als diese dauerhafte

*) Es ist unnötig, sich diesen Namen zu merken; in der nächsten Auflage des großen Meyer wird er anders geschrieben sein.

Nadel von rotem Granit. Und doch war diese Stadt einmal das Ziel der Pilgerschaft aller der Geister, die wir heute noch als Nährväter unserer Kultur verehren. Denn ihre Nahrung war die Weisheit Aegyptens. Dreizehn Jahre soll hier Plato studiert haben, und die Gräfin Hahn-Hahn, die offenbar mehr als den Baedeker gelesen hat, als sie nach Aegypten reiste, behauptet sogar, daß schon Orpheus da war und Dädalus und Homer und Lykurg und Solon und Pythagoras und Demokritos, — von Herodot gar nicht zu reden, der bekanntlich überall war. Und nun nichts als diese verwitterte Säule, einsam zwischen Obstgärten, — und wo die Tempelweisheit der ägyptischen Priester geheimnisvoll tönte, macht irgend ein witziger Herr aus Berlin urkomische (denn andere Berliner lachen darüber) Anmerkungen zum Kapitel der ägyptischen Götterlehre, und unser Dragoman knofelt eine Vorlesung über den Sonnengott. Erstaunt aber stehen ein paar ägyptische Frauen und wundern sich offenbar über die Heiterkeit einer deutschen Offiziersdame, die unausgesetzt schmetternd lacht. Ein Glück, daß der Obelisk nicht achttausend Jahre alt ist; in diesem Falle würde sie vermutlich einem Lachkrampfe erlegen sein.

Die Gräfin Ida sagt in ihren „orientalischen Briefen" über diesen Obelisken: „Solche Stätten machen ungeheuren Eindruck. Man wird dermaßen von der Nichtigkeit des Irdischen durch-

drungen, daß das menschliche Leben mit seinem Bemühen, dauernd tuen und schaffen zu wollen, ganz kindlich erscheint."

So verschieden wirken die gleichen Dinge auf verschiedene Menschen. Es gibt eben sehr verschiedene Menschen. Fatal ist nur, daß die plumpen ihrer Anlage gemäß merkbarer in die Erscheinung treten als die feinen.

Nicht weit von diesem Obelisken, in dem Dorfe Matariye, steht eine alte schöne Sykomore, der die orientalischen Christen eine hübsche Legende angedichtet haben. Die meisten Mitglieder unserer Karawane fanden das Märchen freilich kindisch, und sie waren allem Anscheine nach sehr mit ihrer Intelligenz zufrieden, weil sie die Unmöglichkeit der Geschichte sofort eingesehen hatten, aber ich meine, daß die Phantasie, die die Marienlegende um die Sykomore von Matariye gewoben hat, immerhin mehr Spiritus verrät, als das bißchen Kritikvermögen, das aus reiner Geistlosigkeit Nebensächliches bemängelt, weil es blind für das Wesentliche einer so schönen poetischen Vorstellung ist. Es wäre törichte Zeitvergeudung, davon Notiz zu nehmen, wenn die ruchlose Vordringlichkeit einer pseudokritischen, dummnüchternen Sinnesart nicht leider typisch wäre für eine gewisse mächtige Mittelschicht unserer deutschen Bildung, die immer noch dem braven Nikolai näher steht, als Goethen. Die unmögliche Legende lautet so: Maria rastete unter diesem

Baume; als sie ihre Verfolger nahen sah, da kroch sie in den hohlen Stamm, und eine Spinne wob eilig ein so dichtes Netz vor die Oeffnung, daß die heilige Jungfrau ihren Verfolgern unsichtbar blieb. — Das ist ganz echte Poesie: rein aus dem Gemüt durch die Anschauung geborene. Nicht alle Legenden der orientalischen Christen sind so rein und darum so schön, denn die meisten haben einen pfäffischen Beigeschmack von Absichtlichkeit; sie sind oft konstruiert und gewaltsam wunderhaft. So, wenn die Heiligkeit einer Kapelle nahe bei Bethlehem dadurch gestützt werden soll, daß erzählt wird, hier habe Maria ihrem Kinde zum ersten Male die Brust gereicht, und es sei ein Tropfen Milch auf den steinernen Boden gefallen, der dadurch Schwammstein geworden sei. Man erkennt ohne weiteres, daß diese Legende nicht aus dem Gemüte gekommen ist, sondern aus dem Gehirn und zwar aus einem grundunpoetischen, wahrscheinlich theologischen. Denn dieses Wunder der Zersetzung des Steines durch einen Tropfen Milch der Gottesmutter ermangelt jeder eigentlichen Vorstellung, und, versucht man sie sich zu machen, so ist sie häßlich.

Was mich vor der Sykomore von Matarije mit ihrem Marienmärchen am wunderlichsten berührte, war aber dies, daß sie so nahe der Sonnentempelnadel von Onu steht, gleichsam als eine lebendige Erinnerung daran, daß Christus als Kind in Aegypten war, und es ist etwas

in mir, das gerne glauben will, es hätten die Kinderaugen Jesu diese rote Granitspitze aus der Frühzeit ägyptischer Weisheit gesehen, auf der auch Platos Augen geruht haben. Wenn der kindliche Jesus die Augen gehabt hat, die ihm Raffael auf seiner Sixtina sah und gab, so wird dieser Anblick ihm mehr vermittelt haben, als eine Impression von rötlich und spitz. Vielleicht aber hat er auch nur nach Kinderart gerufen: „Haben! Haben!" Und dieser Wunsch wäre dann wirklich in Erfüllung gegangen.

Von der Marien-Sykomore zur Straußenzucht. Dort werden achthundert dieser barbarisch häßlichen Vögel gehalten, um zum Schmucke unserer Damen bei lebendigem Leibe gerupft zu werden. Ihren ausdruckslosen, kugeligen, riesigen Augen nach zu schließen, sind sie wirklich so dumm, wie die Erzählung behauptet, nach der sie glauben, alle Gefahr sei vorüber, wenn sie ihren Anblick vermeiden, indem sie ihren Kopf in den Sand stecken. Es kann dies aber auch als Resignation ausgelegt werden, und dann wäre es eher weise. Jedenfalls wird an Menschen die Dummheit nicht so grausam bestraft, wie an Straußen, sonst würden wir weit mehr glatzköpfige als behaarte Vertreter unserer Gattung sehen. Gourmets scheinen die Strauße nicht zu sein, aber ihr Magensaft muß außerordentliche Qualitäten haben. Wer weiß: vielleicht haben sie auch den Geschmack im Magen. Im Gaumen oder auf der Zunge haben sie ihn

kaum, denn sie schlucken alles unverkleinert tel quel hinunter: ganze Mandarinen und Orangen. Ein witziger Karawanse bot ihnen auch ein paar große Nägel an, die er sich offenbar zu diesem Zwecke mitgebracht hatte. Aber er sollte nicht das Vergnügen haben über ihre Dummheit zu triumphieren: sie würdigten das Gastgeschenk des Europäers keines Blickes.

Das schönste an der Straußenzucht ist der Blick von ihrer hohen Terrasse auf die Wüste Sahara. Es ist schwer zu sagen, warum dieser Anblick so ergreifend schön ist. Er ist das nämlich auch dann, wenn man sich keiner sentimentalen Nebengeräusche bewußt ist und als „moderner Mensch" nur darauf ausgeht eine „Impression" aufzufangen. Wahrscheinlich ist der Mensch als Aufnahmeapparat eben doch nicht exakt geistlos genug, und er fühlt, ob er nun will oder nicht, ob er sich darüber klar ist oder nicht, doch immer Sensationen mitschwirren, die aus ihm selber kommen. Die Linse meines Kodak hat, obwohl sie doch eine Görz-Linse ist, eigentlich nichts gesehen, und mich hat der Anblick überwältigt. Aber nicht so, daß ich das Gefühl der Kleinheit, Machtlosigkeit, Vergeblichkeit alles Menschlichen gegenüber dieser ungeheuren Weite, Oede, Dürre gehabt hätte, sondern ich fühlte mich frei, gehoben, gleichsam ausgedehnt. Es war wie ein Einatmen der Unendlichkeit. Dieses aber nur so lange, als nichts Menschliches auf dieser gelbgrauen hügeligen Fläche sichtbar war.

Als einzelne Reiter durch mein Gesichtsfeld sprengten, kam Romantik in das Bild, obwohl es sicherlich keine Wüstenräuber waren, die dort ritten, sondern hygienisch bedachte Engländer, die sich und ihren Pferden die nötige Bewegung machten. Aber: sie ritten am Rande der Wüste, die Unendlichkeit im Hintergrunde, und so war es, als ob sie aus der Leere zu Menschen flöhen, gerettet aus unerhörten Abenteuern.

Wir fuhren langsam nach Hause, mit Fleiß hinter der Karawane zurückbleibend. Ich hatte das Gefühl einer glücklichen Geborgenheit an der Seite des besten und reinsten Menschen, der mir in der großen Einsamkeit des Lebens (jedes Menschenlebens, das kein Pöbeldasein ist) begegnete: meiner Frau. Daß ich es gestehe: ich sah nicht viel. Meine Augen hatten ihr Pensum getan. Aber da hörten wir plötzlich einen gräßlichen Schrei. Uns umwendend gewahrten wir eine Negerin, die ihr Kind, das auf die Trambahngeleise gelaufen war, an den Haaren gepackt hielt und herumschwenkte wie ein Handtuch. Dann schmiß sie es auf die Erde und sich mit voller Leibeswucht darauf, drei-, vier-, fünfmal sich erhebend und wieder niederwuchtend. Es war entsetzlich anzusehen, und meine Frau wurde totenbleich. Ich mußte sie halten, sonst wäre sie aus dem Wagen gesprungen und hinübergelaufen. Aber jetzt stand die Megäre auf und schritt trotz der rührend erhobenen Händchen ihres Kindes zum zweiten Teile der Züchti-

Der Baum der Jungfrau Maria

gung: Hieben und Stößen überallhin, rücksichtslos, rasend, bis das kleine schwarze Wesen wie tot am Boden lag. — Ich hätte es meiner Frau fast übelgenommen, als sie meinte: im Grunde habe gewiß auch diese Mutter ihr Kind lieb. Aber sie hatte doch wohl recht. Nur ist die Wahrheit nicht sehr tröstlich, daß auch die Liebe schinden kann.

In der Halle des Hotels wunderbar gekleidete Damen mit leuchtenden Schultern und Busen, behängt mit Perlen und Diamanten, lächelnd, plaudernd, Fächer regend, und die schönsten Fräcke, die ich in meinem Leben je gesehen habe. Ein Mitglied der Dynastie Rothschild unterhält sich mit einem englischen Herzog; Herr Jakob Schiff aus Amerika tritt zu den beiden. Der Direktor des Hotels flüstert mir in die Ohren wieviel hundert (oder tausend, es kommt nicht drauf an) Millionen da beieinander stehen.

„Du hast doch hoffentlich meinen Frack nicht vergessen," fragte ich von entsetzlicher Furcht ergriffen, meine Frau.

„Ich vergesse bekanntlich nie etwas," antwortete sie.

Wohl dem, der eine Vorsehung hat, auf die er sich verlassen kann.

Ohne Frack hätte ich in diesem hochherrlichen Hotel Savoy Hungers sterben müssen.

XI.

Vom Reichtum und vom Laster. (Schreckenskammer! Empfindliche Seelen werden gewarnt, einzutreten.)

Das Savoy-Hotel von Kairo werde ich nie vergessen, denn hier sah ich zum ersten Male wirklich und aus der Nähe das, was man „die große Welt" oder „la grande vie" nennt (sofern man nicht augenblicklich einen anderen Ausdruck dafür hat). Ein bischen hineingesehen hatte ich wohl auch früher und anderswo, aber erst hier war das Kraut richtig fett.

Es war eine lehrreiche Woche, die ich als Frack unter Fräcken verlebt habe, — lehrreich genug, um mir für mein ganzes Leben Stoff und Modelle zu Romanen aus der Welt der grandiosen Langeweile zu geben, falls mir das dazu einfallen sollte, was allein dieses Milieu interessant machen kann: die poetische Fabel. Nur als Objekt zum Fabulieren könnte mich diese Welt reizen; auf die Dauer

Ein Barbier in Kairo

darin leben möchte ich nur im gehirnweichen Zustande.

Damit ist keine Kritik ausgesprochen, auch nicht die, als ob die allerhöchst wohlhabenden Herrschaften, die diese Welt ausmachen, mir blödsinnig vorgekommen wären. Es soll damit lediglich gesagt werden, daß ich mich zu Tode langweilen würde, müßte ich dieses Leben führen. Ich bin zu genußsüchtig dazu und zu sehr auf starke Reize und Kontraste erpicht. Toujours perdrix — jamais de ma vie! Ich begreife es vollkommen, daß der Reichtum gerne pervertiert. Zumal die Prügelsucht ist mir verständlich geworden, sowohl die aktive wie die passive. Vor allem aber ist mir die schauderhaft grausame Gerechtigkeit der Weltordnung aufgegangen, die das bischen Glück überall und immer blos als Kontrastwirkung spüren läßt, — vielleicht die Weisen ausgenommen, die bis zur Verinnerlichung des Glückes gelangt sind; wobei es dann ziemlich gleichgültig ist, wie das Gefängnis von außen aussieht, in dem sich einer wohlfühlt.

Da ich sonst garnicht zu dieser Art Weltbetrachtung angelegt bin, wird es wohl die Atmosphäre des Orients gewesen sein, die mich dahin gebracht hat. Im Orient fiel zweierlei von mir ab, wie die Kruste eines Geschwürs: Neid und Mitleid. Der tollste Reichtum, das greulichste Elend, beides wurde

zum Objekte ruhiger Beschaulichkeit. Ich sah Aussätzige auf fußlosen Stümpfen heranhumpeln und mir handlose Stümpfe entgegenstrecken — und photographierte sie, ohne mit dem Apparate auch nur zu wackeln, der mir in Europa aus der Hand gefallen wäre vor Entsetzen, und ich sah Damen in goldenen Kleidern, die Millionen an sich hängen hatten an Perlen und was weiß ich, und hatte hier eher ein Gefühl von Bedauern, als bei jenen. Im Grunde konstatierte ich das eine wie das andere mit einem Gefühle von ergebener Gleichgültigkeit, und mir kam immer die etwas blödsinnige Phrase ins Gedächtnis, die eine zeitlang im Schwange war „Das gibts". Sie deckt sich dem Sinne nach etwas mit dem chinesischen Ausdrucke ko—ji, für den keine genaue Uebersetzung möglich ist.

An einem Abende der Woche, die wir in Kairo zubrachten, war Ball der Elite im Savoy-Hotel. Die eleganten englischen Offiziere in ihren roten Liftboy-Jäckchen über den ausgeschnittenen Westen und Hemdbrüsten mit weißen Stehkragen und schwarzen Binden (halb Uniform, halb Zivil nach unseren Begriffen; einige mit schottisch gemusterten Hosen, alle mit erstaunlich langen Beinen) tanzten mit märchenhaft schön angezogenen Damen, und meine Frau und ich guckten, vom Hoteldirektor dorthin geleitet, weil da der beste Ueberblick war, von einer Balkonestrade zu,

Ein bresthafter Neger in Kairo

in deren Hintergrunde die Stubenmädchen und Diener nach derselben Musik tanzten. So saßen wir zwischen Herrschaft und Gesinde als unbeteiligte Zuschauer, den einen so wenig zugehörig wie den andern, mit dem Gefühle, daß Dienende und Herrschende gleichermaßen ihre Bewegungen zu keinem anderen Zwecke drehten, als um uns zu zeigen, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist. Es war recht amüsant.

Sonst pflegte ich abends allein auszugehen, denn die nächtlichen Vergnügen Kairos sind nicht für Damen schicklich. Trat ich aus dem Hotel, so umgaben mich sofort dienstfertige Führer durch das dunkelste Kairo, die mir in allen Sprachen ein ziemlich vollzähliges Lasterprogramm entrollten. Ich machte dabei wiederum die Erfahrung, daß die deutsche Sprache sich am wenigsten dazu eignet, geschlechtliche Divertissements mit einiger Delikatesse auszudrücken. Französisch klangs blos frech, aber doch mit Grazie; italiänisch hatte es etwas antik Schamloses; englisch machte es sich gleichsam blutig, roh; aber deutsch wars die reine Schweinerei. — Ein einäugiger Kerl mit so konfiszierter Visage, daß ich bereit war, ihm seine Photographie für drei Lire abzukaufen, produzierte Zeugnisse mit amtlichen Stempeln, denen zufolge man hätte annehmen dürfen, er sei ein Mitglied der Wohlfahrtspolizei, und unterbot überdies die Preise aller

übrigen. Zum Schluß schlug er mir ein Arrangement (englisch ausgesprochen) vor, wonach er mir für 100 Francs vom gewöhnlichsten Bauchtanz bis zu den unerhörtesten Spezialitäten ungefähr alles zeigen wollte, was der „Fischmarkt" von Kairo zu bieten hat. Ich fand das zwar billig, aber nicht nach meinem Geschmack und forderte ihn auf, zum Teufel zu fahren. Das war nun wieder nicht nach *seinem* Geschmack, und so schwang er sich, als ich einen Wagen genommen hatte, auf den Bock und begleitete mich zum Fischmarkt, fortwährend auf mich einredend und beteuernd, ich würde ohne ihn das Dreifache bezahlen müssen und außerdem nicht lebendig nach Hause kommen. Erst als ich ihm erklärte, ich sei Major der Heilsarmee, verließ er mich mit allen Zeichen der Verachtung. Die Fahrt für ihn mußte ich aber doch bezahlen, denn, so meinte der Kutscher, wenn es nicht mein Wunsch gewesen wäre, mich während der Fahrt mit dem Herrn zu unterhalten, so hätte ich ihn vom Bock werfen müssen. „Das wäre Ihre Pflicht gewesen," sagte ich. „Oh, Herr," entgegnete er, „es war mein Bruder." Ich beglückwünschte ihn zu der Verwandtschaft und begab mich mutig mitten in den Sumpf.

Unseligerweise hatte ich meinen Lordshut auf und wirkte daher einesteils kapitalistisch, anderenteils komisch. Der Kapitalist wurde mit lockenden Lauten in allen Sprachen (auch berlinisch

war darunter) begrüßt; der gefühllos weiterwandelnde und daher sofort als komische Figur bewertete wurde schallend verlacht und überdies teils trocken, teils flüssig beworfen. Ich war nicht blos aus Tugend unempfindlich dagegen, sondern auch aus Mangel an Appetit nach nicht mehr frischen Fleischresten. Alles was recht ist: aber diese Priesterinnen der großen Astaroth scheinen von sämtlichen Sittlichkeitsvereinen beider Hemisphären nur zu dem Zwecke auf einen Haufen zusammengekehrt zu sein, daß sie abschreckend wirken. Doch könnte es auch sein, daß ihre Scheußlichkeit eine Spekulation auf die Übersättigten des hypertrophischen Reichtums war. Ich sah (und roch) eine Französin, die durchaus einem jener Bovisten ähnelte, die wir Jungen Ochsenfurz nannten, weil sie, wenn man drauftritt, auseinanderplatzen und ein braunes Gestäube von sich geben. Diese Person, ihrer schwammigen Entsetzlichkeit vollkommen bewußt, rief mich mit den Worten an: „Komm zu deiner lieben, dicken Großmama, mein Junge!" Als ich nicht kam, spuckte sie mir auf den Hut. Eine andere flüsterte unablässig: Je suis un cochon, oh, un cochon! Und diese sah genau so aus, wie sich der Maler Thumann ehedem Fausts Gretchen vorzustellen pflegte. Nicht bloß deswegen fiel mir Fausts Wort in die Seele: Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an. Ich gehöre sonst nicht zu denen, die über die Prostitution

weinen, denn ich glaube im allgemeinen nicht an das Elend der Prostituierten, aber hier gab es Dinge und Menschen zu sehen und zu hören von einer so greulichen Widerwärtigkeit, daß ich traurig wurde. — Doch nur im europäischen Viertel des Fischmarktes. Im orientalischen gewann ich die sonderbar kühle Objektivität wieder, von der ich schon sprach. Da waren ungeheuer dicke Negerinnen, die nach ranzigem Fett stanken und ihre Bereitwilligkeit zu zärtlichen Szenen durch ein komisch girrendes Rülpsen kundgaben. Kleine Araberinnen von gertenhaftem Körperbau miauten dagegen ganz allerliebst, indem sie gleichzeitig mit dem Finger in der Nase bohrten, — ein Gestus, der vielleicht „rassetümlich" zu nehmen ist. An einem beleuchteten Fenster saß ein gänzlich nacktes, rosenrot angestrichenes Wesen, das seine Bestimmung in blau tätowierten Zeichnungen auf dem Leibe trug. Bei dem lebhaften Interesse für erotische Kunst, das gegenwärtig in Deutschland herrscht, würde ich betriebsamen Spezialverlegern empfehlen, sich auf diese Haut zu abonnieren. In bibliophiler Aufmachung dürfte sie einen sensationellen Erfolg haben, zumal sie ein Unikum ist.

Der Gesamteindruck war der eines Jahrmarkts, auf dem Monstrositäten zur Schau gestellt werden. Lustig war's garnicht, obwohl aus den meisten der höhlenartigen Häuser Beckenrasseln und Flötenquietschen klang.

Ein Wasserverkäufer in Kairo

Ich habe mich im Verdachte, daß ich keine dieser Liebeshöhlen besucht haben würde, hätte ich nicht gesehen, wie der fromme Prophet Fressaias, von dem ich bereits berichtet habe, daß er das heilige Land zu besuchen gesonnen war, zwischen zwei Hängeteppichen verschwand, die als Portieren vor dem Eingange eines in allen Stockwerken erleuchteten Hauses hingen. Dieses Etablissement ist sicher sehenswert, sagte ich mir, denn dieser ebenso gründliche wie fromme Mann hat sich gewiß vorher genau über den Ort orientiert, wo er sich den Stachel der Lust ins Fleisch stoßen will. Und so verschwand auch ich zwischen den Hängeteppichen.

Oh, daß ich nie verschwunden wäre! Wer war es, der mich empfing, als die Teppiche hinter mir zusammenschlugen? Der Einäugige mit der konfiszierten Visage. Er hatte alle Beleidigungen vergessen, die ihm von mir zuteil geworden waren, und er erklärte sich noch immer bereit, mir zu Vorzugspreisen die Genüsse zu verschaffen, die diese Anstalt spendete. „Geben Sie mir 30 Franken," sagte er, „und ich mache mit dem Besitzer ein Arrangement" (englisch gesprochen!) „für Sie, über das Sie sich nicht zu beklagen haben werden. Sie können dafür alle drei Stockwerke besuchen und, je nach Wahl, in einem auch etwas konsumieren." — Konsumieren sagte er, aber er meinte etwas anderes, als etwa Limonade. Denn, wenn seine Worte auch, sozusagen,

schamhaft waren, seine Gesten waren es nicht. Da ich mich einmal hinter den Teppichen befand, ging ich auf seinen Vorschlag ein, handelte aber, wie es sich gehört, die Hälfte des Preises herunter. Als er darauf eingegangen war, fragte ich ihn, welchen Beziehungen er es zu verdanken habe, daß er hier mit so billigen Preisen dienen könnte. „Ich bin der Bruder des Besitzers," antwortete er. „Es ist ein Glück, einer weitverzweigten Familie anzugehören," entgegnete ich. Und er sagte ganz ernsthaft: „Ein großes Glück."

Dann führte er mich in die Parterrelokalitäten. „Der Tanz der Henne," flüsterte er mir zu. Ich sah eine melancholische Jüdin, die mit untergeschlagenen Beinen auf einem Teppiche saß und sofort mit dem Bauche zu wippen begann, wie ich eingetreten war. Dazu gluckste sie. Ich verstand den Titel ihrer Produktion und verließ die Parterrelokalitäten.

Wir krochen eine enge Treppe zwischen glitscherigen Wänden hinauf zum ersten Stockwerke. Dort lagen in einem europäisch möblierten Salon von märchenhafter Schmierigkeit eine Anzahl türkisch behoster Mädchen auf niederen Divans herum und rauchten Zigaretten. „Harem!" flüsterte der Einäugige. „Das habe ich mir gleich gedacht," sagte ich und verlangte weiter. „Nichts konsumieren?" fragte der Vielverbrüderte. „Merci," sagte ich.

Während wir wieder eine Art Hühnerleiter

emporkrochen, bemerkte mein Führer: „Wir kommen jetzt zu den beglaubigten Jungfrauen. Um diese zu sehen, müssen Sie aber noch fünf Francs zahlen." „Und mein Errentschment!?" rief ich. „Das gilt nicht für die Extrakabinetts" entgegnete er. Ich verzichtete auf die beglaubigten Jungfrauen und warf nur einen Blick durch die Portieren. Er war mehr als fünf Franken wert, denn er enthüllte mir den Propheten Fressaias, der zwischen lauter kleinen nackten Mädchen saß. Ich war boshaft genug, ihn anzurufen: „Wie geht's, Herr . . . .?" Der Prophet erschrak sichtlich.

Wir kletterten nochmals. „Wissen Sie was?" sagte ich zu der konfiszierten Visage. „Nun?" fragte die entgegen. „Das Etablissement Ihres Bruders steht nicht auf der Höhe." „Seine Stärke liegt in den Extrakabinetts," war die Antwort, „im dritten Stock haben Sie die Wahl zwischen . . ." und er repetierte sein großes Programm, das ich schon einmal vernommen hatte. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich empfand plötzlich einen heftigen Widerwillen gegen diese in einen Preiskurant katalogisierten Laster und äußerte das Verlangen nach frischer Luft. Aber nun wurde der Kerl auf einmal vertragsehrlich und erklärte, ich müßte unbedingt wenigstens in eins der Kabinette einen Blick werfen. Schwachheit, dein Name ist Mann! Ich tats — und prallte entsetzt zurück. Ich sah ein Weib, das

zweimal Weib war, ein Monstrum schauderhaftester Art, von dem ich hoffen will, daß es eine Wachsfratze gewesen ist, kein lebendes Wesen.

Aber die einäugige Bestie, die ich jetzt hätte prügeln mögen, beteuerte mir, daß diese Person viel Zulauf habe von den vornehmsten Fremden. Selbst die stinkende Luft der Fischmarktsgassen erschien mir wie ein Schwall von Ozon nach der Stickatmosphäre dieses Hauses, die mir jetzt auf die Nerven ging.

Aber ich weiß nun eins (und das ist wohl 15 Franken wert): auch die wüsteste Phantasie ist nicht imstande, das Leben zu überstinken. Oder, was auf das Gleiche herauskommt: Wir Phantasiemenschen sind der Wirklichkeit nicht gewachsen.

Flaneurs in Kairo

XII.

Ein paar Ansichtskarten.

1.

An Herrn Schwartz in Oldenburg.

Ob Sie noch leben, Herr Schwartz, dies weiß ich nicht, aber das weiß ich,
Daß Ihr Genie zuerst eintausendachthundertundsiebzig
Einen Gedanken empfand, der heute Millionen gemein ist
Und viel tausend Maschinen bewegt im rührigen Deutschland.
Nie war ein Menschengehirn phosphorischer hell, als das Ihre,
Wie die erlauchte Idee der Ansichtskarte ihm aufglomm.
Sicherlicht ist Ihnen schon ein ragendes Denkmal errichtet
Irgend im Vaterland wo, das seinen führenden Geistern

Gerne marmornen Dank darbietet, oder in Bronze
Die auf die Nachwelt bringt, die Unvergängliches schufen.
Denn zu diesen, Herr Schwartz, gehören Sie. Daran zu zweifeln,
Wäre frivol und verriete erheblichen Mangel an Einblick
In das Genie der Zeit, das Sie als Erster erahnten.
Und so wag ich es denn, mit zitternden Fingern dem Sockel
Ihres Denkmals hier die allzudürftigen Worte
Einzugraben des Danks, den Ihnen die Ewigkeit schuldet:
Dieser erkannte zuerst das Bild als bündigsten Dolmetsch
Nicht gedachter Gedanken und nicht gefühlter Gefühle;
Dieser befreite erst ganz vom Briefe die eilige Menschheit,
Ihn auf die Unterschrift (gepriesen sei er!) beschränkend;
Dieser machte zuerst die Kunst im billigen Abklatsch
Allen gemein und schuf Museen in jeglicher Kammer;
Dieser fügte zuerst dem Sittengesetze der Menschheit
Neu eine Pflicht hinzu und erweiterte damit die Ethik:

Wo du immer auch sei'st, gedenke der Onkel und Tanten!
Dieser ahnte voraus des zwanzigsten Säkulums Seele:
Überall hin und von überall her ein eiliges Bißchen,
Massenkonsum in Klischees: kein Weltbild, aber viel Bilder.

2.

An einen Gläubiger.

Sehr geehrter Herr! Ihre werte Rechnung wurde mir eben überreicht, als ich ausfuhr, den Basar von Kairo zu besuchen. Also zur Unzeit. Es gibt hier unendlich viel zu kaufen; darunter Sachen, an denen man schwer vorüberkommt, zumal wenn man seine Frau bei sich hat. Wie sollte ich da so leichtsinnig sein und meine ohnehin geringe Reisekasse angreifen? Nein, das werden Sie nicht verlangen. Dazu sind Sie ein zu glänzender Psychologe. Ich will Ihnen statt dessen einiges mitteilen, das mir hier aufgefallen ist. Vor Allem dies: die moslemitischen Kaufleute sind sehr fromm, viel frömmer als ihre christlichen Kollegen. Sie, mein werter Herr, habe ich noch nie, wenn es zum Gebet läutete, niederknieen und Ihre Angelegenheiten mit Gott ordnen sehen. Dagegen lassen sich Ihre Kollegen hier, wenn

zum Gebete gerufen wird, augenblicklich auf ihren Teppich nieder, wenden das Antlitz nach Mekka und beschäftigen sich ausschließlich mit Allah. Manche laufen sogar in die nächste Moschee und waschen sich die Füße. Sie würden dies, wie ich auf Erkunden erfahren habe, auch dann tun, wenn sie eben einen Mahnbrief schrieben. Kredit haben sie mir freilich nicht gegeben. Auch hatte ich die Empfindung, daß wir ihnen ziemlich komisch vorkamen, und manche schienen uns geradezu zu verachten, so hochnäsig sahen sie uns an. Das passiert in Europa nur, wenn die dritte Mahnung erfolglos geblieben ist. — Leben Sie wohl, mein wertester Herr, und haben Sie keine schwarzen Gedanken. Ich habe Ihren Gruß aus der Heimat gut aufgehoben.

3.

An Professor Witkowski in Leipzig.

Was würden Sie sagen, lieber Freund, wenn plötzlich, während Sie über Goethes „Faust" vortragen, eine Schar Araber in Ihren Hörsaal käme, Sie anguckte, Ihre Hörer anguckte, Bemerkungen über Ihren Bart machte, den Stoff Ihres Gehrockes betastete und dann in angeregten Gesprächen um Ihren Katheder herumspazierte? Sie würden das für eine Vision halten. Wir haben das heute

Der Zwerg vor den Mamelukengräbern

Ein Mann aus der Wüste bei Giseh

aber wirklich getan, und es ist mir jetzt noch rätselhaft, daß wir nicht herausgeworfen worden sind aus der Moschee „El Azhar," wo wir diesen Unfug verübt haben. Diese Moschee umschließt eine der größten Universitäten des Islam. Eine tolerantere Religion, als diese, ist schwer zu denken. Wie könnte sie es sonst ungläubigen Hunden erlauben, in ihren Heiligtümern herumzuschnobern? Das einzige, was von uns verlangt wurde, war, daß wir Pantoffeln anziehen mußten. Gewiß nehmen auch andere Götter mit recht billigen Aeußerlichkeiten fürlieb, aber so bescheiden wie Allah ist doch keiner. Oder tut er blos so? Verstellt er sich, weil er invalide ist? Wird er uns vielleicht mal anders kommen? Einige der Professoren gaben uns Blicke zu kosten (nur ganz kurze, verächtliche), die nicht eben demütig schienen, und der Säbel, der hinter der Moschee-Kanzel steckte, ist zwar blos ein Symbol aus Holz, aber es gibt doch zu denken, daß hier mit dem Säbel in der Faust gepredigt wird. — Ich habe einen großen Eindruck von dem ungeheueren Lehrsaal mit seinen Hunderten von Säulen empfangen, zwischen denen, auf dem Boden kauernd, gewiß ein halbes Tausend junger Moslems von ihren Lehrern unterrichtet wurde. Das Interessanteste war die eisige Gleichgiltigkeit, mit der diese Menschen uns Gaffer an sich vorbeiziehen ließen. Kaum daß uns hie und da einer mit einem Blick streifte.

War ein Professor mit seiner Vorlesung zu Ende, so erhoben sich die Schüler und küßten ihm die Hand, oder die linke Schulter, oder den Saum des Kleides. Dann entfernten sie sich leise mit dem schönen Gruße, den meine Frau „sinnlich und herzlich" nannte: die rechte Hand erst zur Stirn, dann zum Herzen und dann zum Munde führend. — Mir war den ganzen Tag andächtig zu Mute.

4.

An Anna Croissant-Rust in Pasing.

Du beneidest uns? Laß das bleiben. Wir sind zu beneiden wie die Gänse beim Nudeln. Drei Moscheen an einem Tage, das ist, mit Jesus Sirach zu reden, zum Bauchgrimmenkriegen. Trotzdem haben wir beide das Gefühl, eine Art Gnade zu erleben. Es ist eine Strapaze und ein Unfug, aber es bleibt dennoch eine Menge Köstliches. Nur, eben, daß man die Empfindung von einer Art Unfug nicht los wird. Es ist doch, wie wenn man, statt den „Faust" zu lesen, in dem Buche herumblätterte. Da fängt man wohl auch das Eine und das Andere auf, aber den „Faust" hat man nicht kennen gelernt. So kann ich dir von der Alabastermoschee nur berichten, daß hunderte von Teppichen in ihr liegen und tausende von Silberketten von ihrer Decke herabhängen für die

Im Hof der Alabastermoschee

Ampeln, die leider jetzt elektrisch montiert sind. Und von der Hassan-Moschee weiß ich nur zu sagen: sehr blau. Auch beteten dort ein paar Fromme auf höchst melancholische Manier. Es klang, als ob ihnen garnicht wohl wäre. — Ah, aber der Blick von der Zitadelle auf Kairo! Das duftigste Pastell: blau, rot, gelb, aber Alles wie mit grau überstäubt. Gerade unter uns, tief unten, wälzte sich ein Esel auf dem Rücken und strampelte vor Seligkeit, seiner Bürde entladen zu sein, mit den Beinen in der Luft herum. Glückselige Kreatur! (Die Esel von Kairo sind die schönsten Esel der Welt und haben's imgrunde gewiß gut. Du weißt doch, daß ich die Esel liebe? Sie sind klug und eigensinnig, gelenk und stark.)

5.

An Dr. Georg Winckler in Dresden.

Die Pyramiden von Giseh ... Aber darüber kannst du bei Meyer dem Großen alles „Nötige" erfahren. Ich bestätige, daß sie sehr groß sind, und daß man den Eindruck nicht besser ausdrücken kann, (das klingt fast ekelhaft) als durch banale Interjektionen. Sind sie nicht selber banal? Aber: was für Seelen gehörten dazu, so riesige Banalitäten zu konzipieren, vorher zu sehen, ehe sie da waren! (Garnicht zu reden von dem Geheimnisvollen

der gigantischen Maßverhältnisse.) Mir hat übrigens die Sphinx unmittelbarer ins Gemüt gewirkt. Gemma mußte lachen, weil ich sie wohl dreimal umkreiste, immer wieder beteuernd: prachtvoll! wunderbar! — Sollte dir jemand hinterbringen, daß ich ein Kamel bestiegen hätte, so darfst du ihn Lügen strafen. Ich wollte es nur, aber diese Tiere sind zu hoch für mich. Gemma dagegen ritt, begleitet von zwei Beduinen, hoch zu Kamele, bis zu den Pyramiden. Ich beabsichtigte, ihr auf einem Esel zu folgen, aber dieses Tier fand, daß es für mich gesünder sei, zu laufen, und wußte es mit großer Geschicklichkeit so einzurichten, daß ich immer gleich wieder neben ihm stand, wenn ich eben auf ihm gesessen war. — Lebe wohl, mein alter Rodolphe! P. S. Das Licht der Wüste ist so stark und flimmernd, daß es Leute in hellen Kleidern gleichsam transparent scheinen läßt. Ich hatte einmal eine verrückte Empfindung: noch heller, und es wird schwarz.

6.

An Dr. Georg Elb in Dresden.

Verehrtester! Vive l'empereur! Ich meine den, von dem Sie so viele schöne Bilder in Ihrer Wohnung hängen haben. Man muß ihn immer aufs neue bewundern. Wohin er

Madame und die Sphinx

auch kam, er schuf etwas. Deutschland gab er die Pappel-Alleen, in Venedig legte er schnell einen öffentlichen Garten an und schuf dem Markusplatz seinen Abschluß; — in Aegypten baute er Windmühlen. Sie stehen noch da und sehen von weitem wie Bienenkörbe aus. — Von hier wollte er nach Indien, um England auf trockenem Wege zu erreichen. Es kam ihm der Gedanke, Mohamedaner zu werden und die Kraft des Islams zu einer Weltherrschaft zusammenzuballen. Der Wille zur Macht ist nie sublimer lebendig geworden, als in ihm. Es ist eine Wollust, dieses Ungeheuer zu bewundern.

7.

An Frau von Königsbrun-Schaup in Dresden.

Sie sind erpicht auf Kuriositäten: Sie müssen nach Aegypten. Aegypten ist das Kuriositäten-Kabinett der Erde, Castans Panoptikum im großen. Wir sahen heute das alte Kairo, wo die Kopten wohnen: von allen Christen die jüdischesten, und gleichfalls dort ist eine der ältesten Synagogen der Welt. „Treten Sie ein, meine Herrschaften, hier sind zu sehen die zehn Gebote Mosis, von ihm selbst geschrieben. Der Eintritt ist frei, doch wird man gebeten, nicht blos Kupfer in die Sammelbüchse zu legen. Die Stimme Gottes

aus dem feurigen Busche kostet extra." Ganz so sprach unser Führer ja nicht, aber es fehlte nicht viel, und die Stimme Gottes wird blos deshalb nicht vernommen, weil es damals keinen Phonographen gab. Dafür flogen Spatzen in der Synagoge herum, die über den Gesetzen Mosis ihr Nest hatten. — Die Kopten-Kirche war noch dreckiger, aber sehr stimmungsvoll. (Notieren Sie: Die Stimmung wächst in der Welt mit dem Drecke. Mit dem Dreck wird überall die Stimmung weggeräumt. So in Santa Lucia-Neapel.) Ich hätte unendlich gerne ein paar alte Heiligenbilder gestohlen, aber Gemma wollte nicht Schmiere stehen. — Eine Kirche, die ein Stall ist; ich sage es ernsthaft und wünsche, daß Sie es nicht frivol nehmen: es wurde mir intensiv christlich zumute. Auch waren viele Lahme und Krüppel da, und unweit der Kirche heulten Klageweiber aus einem Hause heraus. Wenn die schmutzige Tugend (dieses Wort von Ihnen ist ausgezeichnet) unserer Frömmlerinnen Konsequenz hätte, müßte sie sich hier ansiedeln. — Hübsch ist auch, daß die koptischen Christen sich ihr Kreuz (sie haben ein extraes) blau auf die Hand tätowieren lassen. Halten sie diese dann bakschisch-heischend auf, so sieht man gleich, daß man zu einer christlichen Liebesspendung aufgefordert wird. — Uebrigens wurde ich das Gefühl nicht los, daß das koptische Alt-Kairo das

christliche Ghetto ist, in dem die arabischen Eroberer die Nachkommen der alten ägyptischen Christen, die ja auch altägyptisches Blut haben sollen, eingesperrt halten. Abends werden die Tore geschlossen. — Das ägyptische Panoptikum ist lehrreich liebe Freundin.

8.

An Frau Agnes Behrends-Süßkind in München.

Liebe Agnes, hier siehst du Gemma mit ihrer neuesten Eroberung: einem ägyptischen Zwerge, der sehr stolz darauf war, sich mit ihr am Eingang zum Grabhause der Mameluken photographieren zu lassen. Der junge Mann ist 26 Jahre alt. Er wohnt in einem der Häuser, die hier für die Toten errichtet werden. D. h. aber doch eigentlich für die Nachlebenden, die an gewissen Feiertagen in diesen Häusern zusammenkommen, um im Gedenken der Toten Kaffee zu trinken und Gutseln zu essen. Pietät mit Komfort. Die Häuser sind zum Teil sehr hübsch eingerichtet. Gibt es keine Nachlebenden mehr zur Abhaltung dieses sinnigen Kaffeekränzchens, so verfallen die Häuser, und die lebendige Armut nimmt von ihnen Besitz. — Die Mamelukengräber sind mehr bunt und prächtig, als schön. Du weißt von den Mameluken vermutlich

nur, daß sie Mut zeigen und daß sich auf Mameluk der Schmuck reimt, mit dem der gehorsame Christ bei Schiller so gut abschneidet. Diese Mameluken sind aber noch dadurch interessant, daß sie Mehmed Ali umbringen wollten, aber nicht fix genug waren, und so lud sie Mehmed Ali zum Essen ein und brachte sie um. Von da beginnt die modernste Geschichte Ägyptens, die jetzt bei den Engländern angekommen ist. Auch ihr kann mal ein mamelukisches Intermezzo beschieden sein.

„Trüffeln der Wüste“ (Giseh)

Dorfweg nahe „Memphis“

XIII.

Vom Nilschlamm und seinen Produkten; von meinem Mangel an Humor; vom Sandmahlen; von Ramses-Guliver; von Memphis; von meinem Freund Bartels und anderen Heiligen; von einem lustigen Geheimrat; von meinem Egoismus.

Die großen Flüsse waren in früheren Zeiten den Menschen viel mehr als heute. Sie waren ihnen so viel, daß man ihnen göttliche Ehren erwies, sie zu Göttern versinnbildlichte, und heute noch haben Namen, wie Rhein, Donau, Wolga einen besonderen Klang. Es tönt aus ihnen Dank, Ehrfurcht, Bewunderung. Kein Name aber hat mehr Majestät, als der des Stromes von Ägypten. Der Nil! Er ist auch heute noch nicht bloß die Lebensader Ägyptens: er ist die Lebensquelle des Landes, das überall Wüste ist, wohin sein Schlamm nicht reicht.

Millionen Menschen haben diesem Strome gedient, haben ihm gehuldigt als dem großen Lebensbringer, und er hat auf seinem Schlamme

eine Bildung erstehen sehen, die uns nicht nur durch ihr Alter ehrwürdig ist. In diesem Schlammboden lagen die Keime auch unserer Kultur und wurden Frucht. Wie alle Erde ist er mit Schweiß und Blut gedüngt worden, und er hat ebensoviel Leben gefressen wie geboren.

Vielleicht ist die alte Weisheit der Ägypter so tief und reich, weil sich diese Menschen ihrer Herkunft aus dem Schlamm so deutlich bewußt waren. Sie mußte zur Mystik werden, mußte Götter bilden, weil das unbegreiflich Wunderbare der Lebensentstehung hier so augenfällig und in so kolossalem Maßstabe vor sich geht, und immer Tod und Leben: Wüste und Nilschlamm dicht beieinander liegen. Man mußte glauben, d. h. dichten, um sich neben dieser Macht zu behaupten. Aus demselben Grunde baute man hier so kolossal und gleichsam für die Ewigkeit: aber immer in Symbolen und ausschließlich Werke von allgemeiner Bedeutung. Was dem gewöhnlichen Menschendasein diente, wurde in vergänglichstem Material nur eben zur Not aufgeführt, aber die Bauten, die Göttliches repräsentieren sollten, die Tempel und Staatsgebäude, türmten sich in ungeheueren Quadern. Desgleichen wurden für die Toten die allerfestesten Kammern gemauert und die Leichen selber mit unglaublicher Kunst konserviert. Das sieht fast wie Trotz aus. Auf alle Fälle ist es Ausfluß einer ungeheueren

Entschlossenheit, Menschliches als das Bleibende im ewigen Wechsel zu stabilieren. Sie wollten durchaus nicht wieder zu Dreck werden, diese merkwürdigen afrikanischen Menschen, die doch den Dreck als heilig erkannten: als Lebens Herkunft. (Und wem haben sie ihre Mumien aufbewahrt? Den Museen, d. h. den Gaffern und Gelehrten. So kommt Hochmut vor dem Falle.)

Geilheit und Öde umgab sie in schroffem Kontrast; sie sahen zum Himmel empor und ahnten Gesetze unabänderlicher Gewißheit. Das Rechnen, das sie vom Nile gelernt hatten, wandten sie auf die Gestirne an. Aber alles wurde ihnen göttlich, denn sie waren noch keine Gelehrten, sondern Weise, und also waren sie Dichter. Aber sie waren auch Priester, und aus Priestern kommen immer Pfaffen. So wurde aus der Weisheit und Poesie ein wirres Gewusel von bestioformen Göttern: eine ungeheuerliche Groteske (die Religion als Ueberbrettl.)

Amenhotep IV. fand diese Menagerie unwürdig und erkühnte sich, zu befehlen, daß nur ein Gott sei: Aten, die Sonne. Ihr (die hier unten dem doppelten Namen Re und Atum angerufen wird) galt der schöne Hymnus:

Anbetung dir, o Re, beim Aufgang, Atum beim Untergang!
Du gehst auf, du gehst auf, du strahlest, du strahlest

Mit leuchtender Krone, du König der Götter.
Des Himmels, der Erde Herr bist du.
Du bist der, der die Sterne da oben, die
Menschen hier unten schuf.
Du bist der einzige Gott, der war schon zu
Anfang.
Länder ließest du werden, und Völker hast du
geschaffen.
Du hast die Wasser der Feste, hast den Nil
uns erschaffen.
Alle Gewässer hast du geschenkt und Leben
dem, das darin ist.
Du warst, der der Berge Ketten verband
und Menschen und Erde ließ werden.*)

Aber es war (um 1400 vor Christus) zu spät. Das Volk liebte bereits sein Spielzeug und wollte nicht von seinem heiligen Tiergarten lassen. Schon Amenhoteps Nachfolger mußte von sich sagen: „Ich muß die Kniee beugen vor Göttern, die ich verachte."

Auf so nachdenkliche Dinge führt eine Fahrt auf dem Nil, dessen Gottheit sich die Aegypter als doppelgeschlechtliches Wesen dachten: mit Bart und Frauenbrüsten und blauhäutig. (Schöner ist der Gedanke, daß das Steigen des Nils von einer Träne der Isis

*) Ich entnehme die Verdeutschung dem schönen Werke von Svante Arrhenius „Die Vorstellung vom Weltgebäude im Wandel der Zeiten" (Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H. — der ich auch das Bild des Sonnengottes verdanke.)

Der ägyptische Sonnengott,
einer aufblühenden Lotosblume entschwebend

herrührt. Denn es hat viel für sich, zu glauben, daß Götter weinen müssen, um Menschen glücklich zu machen. Das Christentum ruht ja auch auf dieser Vorstellung.)

*

O ihr grundgütigen Leser! Verzeiht diese hartgesottene Einleitung! Man fährt nicht ungestört zwischen Palmen auf dem Nile mit einer Yankeedoodlegesellschaft. Denn diese ist so unendlich fidel, daß man notgedrungen an das Variete der lieben alten ägyptischen Götter denken muß, die ganz gewiß unsterblich sind, obwohl sie schon König Ai, des direktionslosen Amenhotep Nachfolger, verachtet hat. Hei, was für Witze habe ich auf dem Nil genießen dürfen! Ein wahres Feuerwerk prasselte auf, als wir an der Stelle vorüberkamen, wo die Legende will, daß Moses in seinem Körbchen von der Tochter des Pharao gefunden worden ist. Wie oft mußte ich mir da sagen, daß ich ein grundhumorloser Mensch bin. Kein Wunder also, daß ich traurig wurde.

Ja, mir war sehr ernsthaft zumute. Nicht einmal die Wettfahrt erheiterte mich, die unser Yankeedoodleboot mit dem Cook-Dampfer veranstaltete, der Miene machte, vor uns am Ziele anzukommen. Und dann hätten die Cook-Engländer uns die besten Esel weggegrabscht. Es war gewiß gut, daß diese Absicht der

Konkurrenz vereitelt wurde, aber eine nationale Angelegenheit war es doch eigentlich nicht.

Der Nil war nur von wenig Booten belebt mit seltsam schräg gestellten Segeln an dünnen gebogenen Stangen. Genau die selben Segel haben wir später auf alten ägyptischen Malereien abgebildet gesehen.

Immer wieder kamen wir an Schöpfwerken vorbei, — gleichfalls den selben, die schon die alten Ägypter hatten: von Stieren bewegt, die mit verbundenen Augen im Kreise schritten.

In der Ferne Palmenpflanzungen; an den Ufern wasserholende Frauen. Manche tragen statt der alten schönen Gefäße moderne Conservenbüchsen aus Blech auf dem Kopfe. Einmal kamen wir an einem Gefängnis vorbei. Sträflinge mit Ketten an den Füßen schleppten Steine. Das hat der heilige Nil wohl am ofteſten gesehen. Mühsal mahlt im gleichen Takte . . .

An unserem Bestimmungsorte angelangt, empfing uns eine kleine Armee von Eseltreibern mit ihren schönen Tieren. Ich hatte mich leider entschlossen, einen Sandwagen zu bestellen, da ich meine Erfahrungen mit dem Esel von Gisch nicht wiederholen wollte. Ich wäre gescheiter gewesen, wenn ich mutiger gewesen wäre. Die Fahrt im Sandwagen war eine Tortur, weil das Pferd nicht imstande war, das schwere Gefährt mit zwei Personen

Toskana auf dem Kamele

O. J. B., Moses und Hassan

zu ziehen (denn außer mir fuhr noch eine Dame von gleichfalls beträchtlicher Leiblichkeit mit). Daß ich zuweilen im Wüstensande laufen mußte, war nicht weiter schlimm, aber die Qual der vierbeinigen Kreatur mit ansehen zu müssen, war schauderhaft. Dafür entschädigte mich das Vergnügen, das meine Frau am Eselreiten hatte, und der Anblick, den sie dabei bot. Sie hatte einen der hübschesten und stärksten Esel erwischt, der eigentlich Moses hieß, ihr zu Ehren aber von seinem Führer Kaiser Wilhelm genannt wurde. Dieser Führer war ein hübscher Kerl und hieß Hassan. Daß er etwas italiänisch sprach, erwarb ihm die Sympathie meiner Frau, aber daß er zu der in Ägypten weitverbreiteten Zunft der Pizzicatori gehörte, die es lieben, ihre Hände mit weiblichen Körperteilen in Berührung zu bringen, wo sich nicht alle Damen von jedermann betasten lassen, brachte ihm einige Male Namen aus der italiänischen Zoologie ein, bis er diese Vertraulichkeiten ließ. Dafür erklärte er dann unablässig, meine Frau sei „kolossal", wollte damit aber nicht sagen, daß sie riesig, sondern daß sie überhaupt etwas besonderes sei, denn er hatte das Wort von Deutschen aufgeschnappt, die ja wirklich gerne „kolossal" sagen, wenn sie Bewunderung ausdrücken wollen. Natürlich sagt er das gewohnheitsmäßig zu jeder Dame, die jeweils auf seinem Moses sitzt. Warum auch nicht? Auch wir sagen ja zu jedermann „Herr"

und versichern alle Welt schriftlich einer Hochachtung, von der wir sogar voll zu sein vorgeben.

Wir ritten also (ich mahlte) zur Wüste Sakkarah. Bald kamen wir durch Palmenwälder, bald ging's durch Sand und Sand und nochmal Sand, zwischen enormen Kaktusstauden. Ich sagte eben: Palmenwälder. Das ist eine Übertreibung, insofern man sich unter Wald das vorstellt, was bei uns so heißt. Palmenanpflanzungen wäre richtiger gewesen. Es sind Kulturen, und jede Palme ist in den Steuerlisten Ägyptens numeriert. Trotzdem haben diese Versammlungen von Palmen mitten in der leeren, riesigen Ebene etwas Schönes, fast Heiliges. Da die Palmen weit auseinander stehen, kann von einem dichten Schatten nicht die Rede sein. Vielmehr sieht man das Schattenbild jedes einzelnen Baumes klar und scharf auf dem sandigen Boden. Das gibt einen sehr sonderbaren Anblick.

Die erste Rast machten wir an der Kolossalstatue des zweiten Ramses, die es längst vorgezogen hat, sich lang hinzulegen, statt aufrecht dazustehen. Da unsere Zeit in der Dramatik die horizontalen Helden liebt (wie Franz von Königsbrun-Schaup G. Hauptmanns „Männer" nennt), würde eine Abbildung dieses liegenden Königs als Kapitelleiste über den Aktanfängen moderner Theaterstücke ein recht sinniger Buchschmuck sein. Noch

sinnfälliger symbolisch wirkte der Anblick auf mich, den ich hatte, wie ich als Letzter der Karawane in meinem Sandwagen ankam: die ganze Yankeedoodlegesellschaft stand und saß auf dem steinernen Riesen und ließ sich photographieren. O Gulliver! — Die andere Riesenbildsäule desselben Herrschers liegt überdacht da, und man kann auf Treppen an ihr herumkriechen.

Erstaunlicherweise wurden hier keine Ansichtspostkarten verkauft. (Oder waren sie schon vergriffen, als ich ankam?) Dafür liefen Beduinen mit kleinen Mumienfiguren herum, für die sie 10 Franken verlangten, um sie schließlich für einen herzugeben. Es sind brillante Imitationen der Holzpuppen, die, wenn ich nicht irre, mit Kinderleichen begraben wurden. Ich habe sie, naiv wie ich bin, lange Zeit für Holz gehalten, bis mir einmal eine zerbrach und es sich herausstellte, daß sie aus gebackenem Dreck besteht. Seitdem ist sie mir noch wertvoller, denn nun habe ich etwas Nilschlamm im Hause.

Unweit der Ramsesstatuen beginnen die Ruinen der Stadt Memphis. Ruinen? Wo denn? Unser Freund Knofelduft, der uns auch hierher begleitet hatte, aber selten zu sehen war, weil sein Trupp nicht zusammenhielt, preschte auf seinem Esel an mir vorüber, machte eine gewaltige Armbewegung und rief pathetisch: „Memphis!" „Wo denn?" schrie ich. „Überall!" rief er. „Wir reiten durch

Memphis mitten durch!" Und er hatte noch die Güte, einige Angaben über die Millionenzahl der Einwohner dieser alten Hauptstadt Ägyptens für mich fallen zu lassen. — Also: wir ritten durch „Memphis" mitten durch, aber von einer Stadt war nicht mehr zu sehen, als auf einem riesigen Kartoffelacker. Hier hat der Zahn der Zeit gründliche Arbeit getan. Nur von dem Tempel des Weltengottes Ptah sollen Trümmer übrig sein. Ich habe nichts davon gesehen. Aber ich bin „durch Memphis durch" geritten und habe der Worte gedacht, die Horatius an seine Leuconoe gerichtet hat: . . . carpe diem! Quam minimum credula postero! Zu deutsch etwa: Pfeif auf die Zukunft, Schatz! Nimm, was du hast!

Kurz hinter „Memphis" mußte ich mich von meiner Frau trennen, die mit der Eselkarawane weiter galoppierte, während ich, der mit Recht bestrafte Sybarit, in meinem Sandwagen einsam einen kürzeren Weg dahinmahlen mußte, denn das arme, kranke Pferd konnte kaum mehr. (Nie vergeß ich sein Röcheln.)

Was meine Frau gesehen hat, hat sie in einem Brief sehr hübsch beschrieben. Ich setze diese Stelle hierher: „Ich kam durch einen entzückenden Dorf von Beduinen. Die Frauen saßen vor den Türen und bereiteten das Essen für ihre Männer, die sicher im Feld arbeiteten." (Oh du Idealistin! Diese Beduinen arbeiten nie. Sie nähren sich als Eseltreiber und Pizzi-

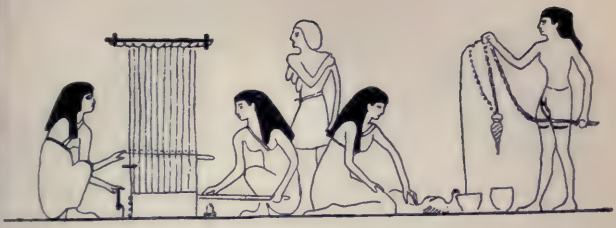
catori.) „Kleine Kinder mit dünnen und zerlumpten Hemdchen, aber Armbänder an den Fußgelenken“ (Armbänder an den Fußgelenken? Holla, Madame, Logik! Aber nein: man sagt ja auch: ein silbernes Hufeisen. Ich nehme alles zurück!) „schreiteten wackelnd von Frau zu Frau und erlaubten sich auch mit den Händchen, die sicher zweimal schwarz waren, in den Schüsseln herumzusuchen. Von den Frauen sah ich, leider, wieder sehr wenig, aber die Augen lachten immer, wenn man ihnen freundlich zunickte“ (und das tatest du gewiß!). „Man konnte auch manchmal einen Teil der Brust sehen, denn fast alle Weiber hatten ein kleines Kind. Aber die Brüste waren Flaschen. Das ist die Rasse.“ (Ich hüte mich, zu widersprechen) „Komischerweise war ich immer sehr beliebt bei den Schwarzen“ (darin finde ich gar nichts Komisches) „und mein Hassan war sehr stolz darauf“ (ich wäre es auch gewesen) „und machte seine Schwestern“ (Schwestern? das kenn ich) „auf mich aufmerksam, indem er sagte: ‚Sehr gute Madam, sehr schöne Madam‘. Er wollte nur die Räder schmieren für den Bakschisch“ (Sehr kluge Madam!) „Wir verließen das Dörfchen und kamen durch Felder, auf denen herrliches fettes Gras wuchs, endlich auf eine Hochfläche: ‚das Totenfeld von Sakkarah‘. Vorher aber mußten wir auf einen Bahndamm hinauf.“

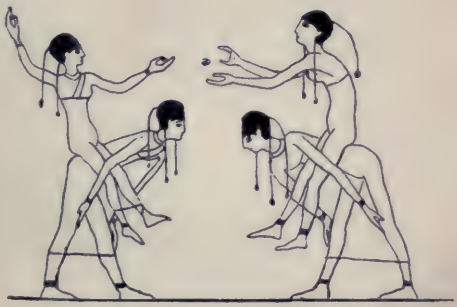
Dort trafen wir uns und hatten gemeinsam

einen Anblick wie aus der Zeit der Pyramidenbauten, der nicht zu meinem Zweifel an der Arbeitsfreude der Beduinen zu stimmen schien. Denn wir sahen große Karren, bepackt mit enormen Säulen (eben entdeckten Altertümern, die nun für das Museum in Kairo bestimmt waren), durch Menschenkraft auf Gleisen gezogen und geschoben. Vorn lagen die braunen Kerle in den Seilen, hinten wuchteten sie mit dem ganzen Leibe gegen den Wagen, aber die vorderen wie die hinteren sangen zu ihrer Plage, die am Ende nicht so groß war, wie sie aussah. Es waren aber keine Beduinen.

Die Sonne brannte wie durch ein großes Vergrößerungsglas; die Strahlen sprangen uns gleichsam vom Sande her wie Pfeile ins Gesicht. Aber sonderbar: diese Hitze tat mir nichts. Je weiter ich nach dem Süden komme, je mehr Hitze kann ich vertragen.

Hirten badeten ihre Schafe in einem Teiche. Ein Zeltlager war in einer Palmenlichtung zu sehen. Vor uns lag endlos Sand und Sand und immer wieder Sand: gleißend, flimmernd. In der Entfernung ragten wie Schemen, gelbrosa, ein paar Pyramiden auf: körperlos, ganz nur farbige Erscheinung. Und der Himmel schien eher weiß, als blau. Hier allein, und ich würde mich nicht wundern, wenn Engel vom Himmel stiegen und mit mir in fremden Zungen redeten, die ich plötzlich verstünde. Ja, wenn der alte böse Judengott selber käme,





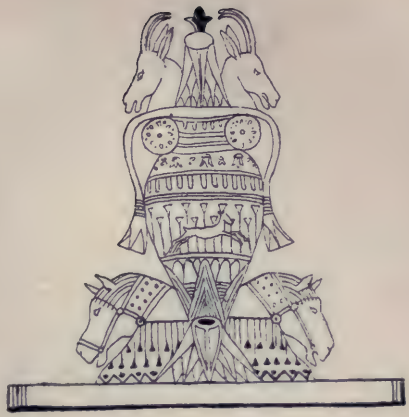
Aus der Grabkammer des Ti

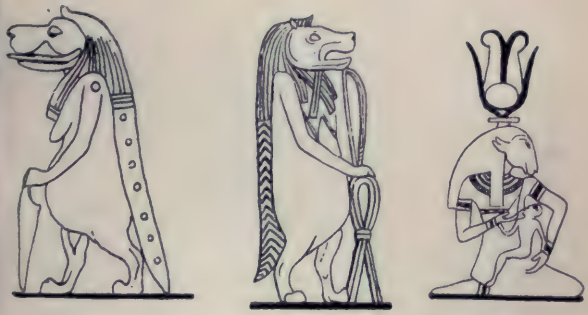
in einem weißen Burnus, sonst aber ganz wie Hermann Bahr (letzte Allüre) aussehend, und spräche mich hebräisch an: ich wäre gar nicht erstaunt und würde antworten wie ein Rabbiner. (Himmel: wenn das mein guter Freund Bartels liest! Dann wird seine Liebe zu mir keine Grenzen mehr haben. Denn er wird endlich merken, daß ich wirklich ein Judensprößling bin. An mein Herz, Alfred, holdester aller Germanen! Ich glaube zwar, daß du übel riechst, aber deine Seele ist rein, seitdem du das Dichten gelassen hast. Oh, liebe mich weiter und höre niemals auf, mich zu lieben! Du bist mein Labsal, Alfred; glaub es nur! Die zwanzigste Auflage des Prinzen Kuckuck werde ich dir widmen und keinem andern. — Doch mein Gefühl überwältigt mich. Ich muß die Parenthese schließen, mit der ich meinen Bartels umklammert habe, und zu den heiligen Ochsen kommen.)

Doch nein: Vorher besuchten wir das Grab des Ti. Dieser Mann war ein Wirklicher Geheimrat, Exzellenz. Aber das ist schon lange her. Ich glaube 4000 Jahre. Die Bilder aber, mit denen er seine Grabkammer hat ausschmücken lassen, leuchten in so frischen Farben, daß jeder verständige Antiquar sie erst in ein Kaffeebad tun würde, um ihnen den Reiz von echten Altertümern zu geben. Man sieht auf ihnen, wie lustig Herr Ti gelebt hat. Er aß gerne Gänsebraten und liebte es, nackte Mädchen vor sich tanzen zu

lassen. Auch mußten diese, zu seinem, wie zu ihrem Plaisiere, auf einander reiten und dabei Ball spielen. Ti war ein raffinierter Geheimrat.

Nun gelangten wir zu den Apis-Gräbern. Jeder Besitzer eines Konversations-Lexikons weiß, daß man bei den alten Ägyptern für heilig gehalten wurde, wenn man ein weißer Stier mit einem schwarzen Stirnfleck war. Aber, während es die christlichen Heiligen zu Lebzeiten meistenteils recht schlecht hatten, wurden die Apisse auf jede Weise verwöhnt. Daß sie neben dem Könige wohnen durften, war ihnen am Ende gleichgültig, und auch für die dargebrachten Weihgeschenke aus Gold und Silber und Edelstein hatten sie wohl wenig Sinn; eher behagte ihnen gewiß das auserlesene gute Futter, das ihnen von schönen Mädchen serviert wurde, aber das schönste und ganz nach ihrem Geschmack war, daß man ihnen einen Harem aus den feistesten Kühen des Landes gab. Nur an Bewegung wird es ihnen gefehlt haben, und es wird ihnen vermutlich verwehrt gewesen sein, zu raufen, und das ist doch wohl die stiermäßigste aller Vergnügungen. Item: Ganz vollkommen war auch die Wollust dieser Existenz nicht. Dafür wurden sie nach ihrem Tode einbalsamiert und auf eine Weise begraben, über die sich heute noch die Menschen den Kopf zerbrechen.





Aus der ägyptischen Göttermenagerie

Auch ich wollte mir Gedanken darüber machen, aber die Hitze in diesen Stiergrabkammern war so ungeheuer, und das Gedränge von einer Unzahl flüsternder Menschen in den engen Gängen so unangenehm, und ich wurde so oft von den Wachskerzen meiner Genossen beklecket, und der Vortrag unseres Dragomans über das Rätsel: Wie diese riesigen Granitsärge hier herunter gekommen sein mochten, knofelte so stark, daß ich fluchtartig das Weite und Helle suchte. Ich glaubte, blind zu werden, wie ich an das Tageslicht kam; noch mehr überraschte es mich aber, daß die vorher als brennend empfundene Sonnenhitze mir plötzlich wie Kühle erschien nach der Backofentemperatur da unten. Heiß wie in den Apisgräbern: das ist der Superlativ von Hitze.

Wir ritten (ich mahlte) zurück. Zum Glück durfte ich den Wagen tauschen. Jedoch nahmen es mir meine dänischen Freundinnen sehr übel und legten es als preußisch-deutschen Egoismus aus, daß ich ihr gesundes Pferd für uns (meine beleibte Begleiterin und mich) requirierte und unserem kranken Gaule wenigstens die Erleichterung verschaffte, daß er die geringere dänische Last zu schleppen hatte, aber ich wußte mich mit dem Gedanken darüber wegzutrösten, daß auch sonst anständige Handlungen der Rücksicht auf andere Wesen als Eingebungen der Selbstsucht bei

mir ausgelegt worden sind. Schließlich kommt es doch immer auf die Sache und nicht auf die Auslegung an. Und: wer Verkennungen nicht auf seinen Buckel zu nehmen vermag, ist schwach im Rückgrate.

Kurz bevor wir die Einschiffungsstelle erreichten, lief ein reizendes Beduinenmädchen mit erstaunlicher Ausdauer neben unserm Wagen her, unablässig „Bakschisch" auf eine so süße, suggestive Art flüsternd, daß ich gemein genug war, sie das sehr lange tun zu lassen, nur um den Genuß des Hörens länger zu haben. Sie kriegte dafür doppelt, und ich bereue meine Schändlichkeit garnicht, denn noch heute höre ich dieses wundersame holde Gezwitscher.

Noch ein kurzer, aber heftiger Kampf mit Kutscher und Eseltreiber wegen des Lohns, dann gingen wir an Bord unseres Dampfbootes.

Die Heimfahrt war schöner, als die Herfahrt, denn die Genossen und Genossinen unserer Wüstenwanderung waren etwas müde und darum weniger laut und lustig. Auch war es frisch geworden, und das tat wohl.

Abends fielen mir ein paar Verse ein:

Klein Moses lag im Binsen-Korb
Und schwamm den Nil hinunter.
Ihn fand die Tochter Pharaos
Und nahm ihn, als ein Spielzeug blos,
Und päppelte ihn munter.

Wär auf der andren Seite er
Des großen Nil geschwommen:
Die ganze Weltgeschichte wär,
Wer weiß wohin, die kreuz und quer:
Anderswohin gekommen.

Denn, wenn kein Mann sie führt,
So läuft die Menschenherde
Ins Ungewisse, Irre. Nur
Der Genius erkennt die Spur
Der Gottheit auf der Erde.

XIV.

Von einem freien Nachmittag; von Blinden; von den Engländern; vom deutschen Buchhandel; von deutschen Kellnern; von schweizer Stubenmädchen; vom Photographieapparate; von Geiern.

Ehe wir Kairo verließen, hatten wir einen Nachmittag frei. Das tat uns wohl, wie Schulkindern, wenn der Unterricht ausfällt. Wir fuhren und bummelten durch die Stadt und die Basare. Dabei fanden wir, daß diese orientalischen Handelsleute garnicht so orientalisch sind, wie wir gedacht hatten. Deutsche Marktfrauen sind im Allgemeinen lebhafter darauf bedacht, Vorübergehende zum Kaufe zu animieren. Die meisten Händler und Handwerker saßen stolz und still auf ihrem Teppich und betrachteten uns mit demselben Kuriositäteninteresse, wie wir sie. Blieben wir stehen, so gaben sie auf Fragen ruhig und mit Würde ihre Antwort. Daß sie etwas vorboten im Preise, ist Landesbrauch. Aber auch das hielt

sich in anständigen Grenzen. Ich bin nicht blos in Italien, sondern auch in Deutschland schon mehr geprellt worden als Fremder. Kommt man ihnen, durch Freundlichkeit, etwas näher, so entwickeln sie oft eine reizende Art von Humor. So war ein altes Herrchen, das sudanesische Fliegenwedel und Flechtwaren verkaufte, ungemein drollig in seinem Vergnügen über die Winzigkeit seines Lädchens. Daß die Schuster auch in Kairo Humor haben, wunderte mich nicht; Schuster haben überall Humor. Woher mag das kommen? — Übrigens sind die Saffianschuhe von Kairo Meisterwerke an Leichtigkeit. Ich wünschte, daß ich mir mehr als ein Paar gekauft hätte. Dagegen taugen die orientalischen Parfümerien nichts. — Wir kauften allerhand Kleinigkeiten für sehr wenig Geld und hatten als Zugabe das bunte, amüsante Leben um uns herum. Zum ersten Male begegneten wir hier jenen Gestalten aus dem alten Testament, die man im Oriente immer und immer wieder sieht: den Blinden, die mit ihrem Stabe so ruhig durch das größte Gewühl tasten. Sie sind im Osten überhaupt sehr zahlreich; nirgends aber in dem Maße wie in Ägypten, wo die Augenkrankheiten so häufig zu sein scheinen, wie bei uns der Schnupfen und in Mexiko die Syphylis. Manchmal war es, als seien mehr Einäugige da, als Leute mit zwei heilen Augen. Die Engländer sollen schon viel dafür getan haben,

die Augenleiden zurückzudrängen, und sie haben überhaupt manches getan in der Fürsorge für ihre Schutzbefohlenen, in denen sie bereits britische Untertanen erblicken möchten, aber die Liebe, die sie dafür gewonnen haben, ist doch wohl recht mäßig. Kein Wunder. Was man nicht aus Liebe tut, sondern aus Berechnung, erweckt keine Liebe; kaum Dank. Liebe ist eine Reflexerscheinung; sie beruht auf Gegenseitigkeit. Und die Engländer sind selbst dazu zu stolz, Liebe zu heucheln. Sie geben sich nicht die mindeste Mühe, liebenswürdiger zu erscheinen, als sie sind. Es genügt ihnen vollkommen, Respekt einzuflößen, und dazu haben sie alles Talent. Ihre Haltung ist tadellos: Zurückhaltung, immer von oben herab. Und ihr Blick geht immer aufs Ganze. Sie verstehen durchaus, zu imponieren, ohne die Absicht merken zu lassen.

Bemerkenswert ist, daß noch immer die italiänische Sprache von allen fremden die ist, die die Eingeborenen am meisten beherrschen. Dagegen ist das Französische schnell vor dem Englischen zurückgewichen.

Deutschland wird, wie auch sonst im Oriente, am bedeutsamsten durch den deutschen Buchhandel repräsentiert. Die deutsche Buchhandlung in Kairo ist ein imposantes Etablissement. Der Deutsche fühlt sich hier umgeben vom Besten seiner Kultur und der westlichen überhaupt. Das alte deutsche Weltverständnis (das

dem deutschen Imperialismus hoffentlich nie zum Opfer gebracht wird!) hat hier sich gleichsam als geistige Macht etabliert. Wenn etwas würdig ist der Förderung durch das Reich und jeden einzelnen Deutschen, so ist es der deutsche Buchhändler, der einen Laden im Auslande eröffnet. Er tritt uns überall als der sympathischste Pionier deutschen Wesens entgegen; immer frei von nationaler Engherzigkeit und stets doch im besten Sinne für das Deutschtum wirkend. Er betätigt sich als Kulturverknüpfer von Metiers wegen. Auch er ist Ausdruck und Folge der deutschen Reiselust, die ich wahrlich nicht bemängeln will, wenn ich karrikierte Äußerungen von ihr mit Abschätzigkeit behandle.

Auch der deutsche Kellner im Auslande ist kein schlechter und wertloser Repräsentant des Deutschtums, und für den deutschen Reisenden bedeutet er überdies eine sehr angenehme Erscheinung deswegen, weil man mit ihm nur so lange englisch zu reden braucht, bis er mit schöner Offenheit erklärt: Mein Herr, ich bin aus Perleberg. Unser Oberkellner im Savoy-Hotel (es gibt bekanntlich nur noch Oberkellner) hatte in Wien als Piccolo begonnen, sich in London vervollkommnet, in Paris die höchsten Weihen empfangen und fungierte nun im Sommer 1400 Meter überm Meere im Engadin, im Winter aber in Kairo unfern der Wüste. Kein Wunder, daß er ein Mann von Welt war. Aber sein Ideal sah er doch in einem

kleinen Gasthause Thüringens, zu dessen Erwerbung ihm nur noch die Trinkgelder der nächsten Engadiner Saison fehlten. „Überall" sagte er mir, „sind die Stubenmädchen aus der der Schweiz, die Köche aus Frankreich, die Kellner aus Deutschland." „Und wie vertragen sich diese Nationen miteinander?" fragte ich. „Ausgezeichnet," antwortete er, „doch würde das Einvernehmen noch herzlicher sein, wenn nicht alle Stubenmädchen so merkwürdig alt wären." Dieses Phänomen ist auch mir schon aufgefallen. Es läßt sich nur damit erklären, daß die schweizer Stubenmädchen in ihrer Jugendblühte sämtlich schweizer Gouvernanten gewesen sind. Daher denn auch ihre unnahbare Würde, ihre beklemmende Bildung und ihr resignierter Gesichtsausdruck.

*

Ich habe die Empfindung, längst nicht alles erzählt zu haben, was wir in Kairo sahen. Man vergißt so viel, wenn man photographiert.

Der Kodak ist ein Fluch, von dem man nicht loskommt. Wie oft habe ich es mir schon vorgenommen, ihn zu Hause zu lassen, aber immer wieder baumelte er über der Mitte meines Leibes und lockte mein Auge von den Dingen, um seine Linse daraufzurichten, mit deren Bedienung ich dann so viel zu tun hatte, daß das Leben selber für mich

ausgeschaltet war. Wir werden immer mehr zu Sklaven irgendwelcher Maschinen. Es geschieht aus einer Art Gier und Habsucht, die wie Besessenheit ist. Wir möchten mit allen möglichen technischen Mitteln mehr erraffen, als es unsere persönlichen lebendigen Kräfte und Sinne vermögen, und wir werden im Grunde von den toten Apparaten elend beschummelt. Um nur vom photographischen Apparat zu reden (es gilt auch vom Automobil und noch manchem anderen): Er gibt uns zwar ein Bild, das wir schwarz auf weiß nach Hause tragen können, aber dieses Bild hat für uns nicht entfernt die Bedeutung irgend eines Anblicks, den wir mit konzentriertem Augengenuß in uns selber: nicht in einen Apparat, sondern in unsere Seele aufgenommen haben. Und dieses tote Glasauge im schwarzen Kasten beherrscht uns, daß wir ihm wie Knechte dienen müssen. Wir sehen nicht mehr das Ganze, sondern suchen Ausschnitte für seinen Gesichtskreis. Statt uns zu Künstlern des persönlichen Sehens auszubilden, bescheiden wir uns mit einer Ausbildung als Amateurphotographen: wir entziehen uns intensiver (und daher beglückender) seelischer Arbeit unter dem Gesetze einer Trägheit, die lebloses für sich arbeiten lassen möchte und doch zur Dienerin von etwas Totem wird. Es ist ein Stumpfsinn, doch er hat Methode.

Wie sehr ich ihm gefröhnt habe, zeigt auch dieses Buch.

Ein Glück, daß man nicht alles photographieren kann. So z. B. nicht die Geier (oder was für Aasvögel es sind), die über Kairo kreisen als die Hauptbeamten seiner Gesundheitspolizei. Denn sie sind für Kairo das, was für die anderen größeren Städte des Orients die herrenlosen Hunde sind: ihr Magen ist die Abfuhrgrube der Stadt. Ihr Flug über Kairo ist das erste, was dem Fremden auffällt, wenn er sich nähert, und dieses Bild bleibt fest in seiner unheimlichen Symbolik. Es ist aber auch ein schönes Bild, denn es hat etwas feierliches, eine ruhige, hohe Gelassenheit. — Diese großen Vögel (kein Eingeborener tut ihnen etwas zuleide) nisten mitten in der Stadt auf den Sykomoren und anderen Bäumen. Als ich einmal auf der Terrasse von Shephards Hotel saß, sah ich ein Nest mit nackthälsigen Jungen schräg über mir. Nie aber werde ich den von einem jagenden Engländer angeschossenen Geier vergessen, der hinter unserem Nilboot ins Wasser fiel und wild mit den Fängen um sich schlug, während die gelben Nilwellen rot von seinem Blute wurden. Andere seiner Art kreisten kreischend über ihm; ich weiß nicht, ob sie ihn beklagten, oder auf sein Aas warteten. Vielleicht hieß ihr Kreischen: „Herzlichst willkommen!"

Uns winkte dieser gemütvolle Gruß vom

Auf der Zitadelle von Kairo

Yankeedoodle entgegen, als wir wieder seine Falltreppe emporklettern durften. Die Musik bot gleichfalls all ihr Blech auf, unser Herz mit Heimatswonne zu erfüllen, und das schöne Schiff hatte Flaggengala angetan. Als wir uns aber auf Deck umsahen, fehlte manch teures Haupt. Ein Teil der Passagiere weilte noch, tiefer ins Innere dringend, in Ägypten. Wir waren froh, uns an dieser Expedition nicht beteiligt zu haben, denn schon das Genossene hatte uns genugsam angestrengt. Allein die Strapazen eines allzu heftigen und daher nicht genügend vertieften Genusses hatten doch nicht in dem Maße Abspannung hervorgerufen, daß wir das viele Schöne und Merkwürdige, an dem wir vorübergeeilt waren, nicht mit Dankbarkeit als eine Bereicherung unseres inneren Lebens empfunden hätten.

Wir sagten uns: als Vorbereitung zu einer wirklichen Reise nach Ägypten war diese Exkursion sehr gut, und selbst wenn uns eine solche Reise nicht beschieden sein sollte, dürfen wir immerhin eines dauernden Gefühles der Genugtuung froh sein: denn es bedeutet viel, im persönlichen Augenschein einen Begriff von den ungeheuren Dingen gewonnen zu haben, die eine alte Kultur uns hier hinterlassen hat.

XV.

Vom dilettantischen und vom richtigen Reisen; von einer Amerikanerin, der ich auf dem Schoß saß; von der Libanonfahrt; von einer hammlischen Station; von armen Pferden; von großen Dingen; von kleinen Mädchen.

PArtant pour la Syrie . . .! Was für ein wunderliches Gefühl das ist, nach Baalbek zu reisen zwischen Libanon und Antilibanon. Schon im Klang der Worte liegt Suggestion.

Aber ich mußte, während wir nach Beirut dampften, immer wieder daran denken, wie leichtfertig wir reisen: wie dilettantisch. Aus den Papieren, in denen Goethe die Vorbereitungen zu seiner zweiten italiänischen Reise hinterlassen hat, ist in der Weimarer Ausgabe seiner Werke ein dicker Band zusammengestellt worden. Er kannte das Land bereits aus eigener Anschauung und wußte überdies in seiner Geschichte, Kunst, Literatur und Natur Bescheid. Trotzdem umklammerte er es gleichsam mit allen Sinnen seines Erkenntnistriebes nochmals,

korrespondierte mit allen möglichen Vertretern der verschiedenen Interessengebiete darüber, vertiefte sich in Spezialstudien, sammelte überall her Materialien. Er warf sein inneres Auge voraus, um mit dem äußeren nicht bloß zu sehen, sondern zu begreifen. Es sollte nichts in Italien zu seinen Sinnen reden, das er nicht innerlichst verstanden hätte. Das Gaffen war ihm verhaßt: sein Blick wollte mit Verständnis umfassen. Er ging nicht auf Zerstreuung aus, sondern auf Sammlung. Die Strapazen, die eine Reise zu seiner Zeit mit sich brachte, wären ihm als Kraftvergeudung erschienen, hätte er sie nicht als Mittel zu einer Bereicherung seiner stärksten Lebenskräfte empfunden. Wir nehmen das Reisen leichter, weil es uns leichter gemacht wird. Das bequeme und schnelle Reisen hat das Reisen entwertet, — fast um seinen Sinn gebracht. Wenn Perlen in allen Gossen lägen, würden wir ihren Schimmer verachten. Die Kartoffelblüte ist eine sehr schöne Blume, aber kein Mensch bindet sie in einen Strauß. Die Wunder des Orients sind keine Wunder mehr, seit sie den Vielzuvielen gemein geworden sind. Wenn im Markusdome zu Venedig ein Café etabliert sein wird, rettet der Glanz aller seiner Mosaiken nicht die Heiligkeit des Ortes. Ich kann in einer tiroler Dorfkirche künstlerische Andacht empfinden vor ein paar alten Ölschwarten, wenn ich allein oder mit Gleichgestimmten zusammen bin;

und wenn ich einen halben Tag lang steigen mußte, um dahin zu gelangen, so ist mein Entzücken doppelt groß. Zum rechten Sinn einer Reise gehört, daß sie etwas Mühe erfordert. Wirklich köstlich wird sie erst, wenn sie den Reiz des Abenteuerlichen hat. Die Handwerksburschen reisen immer noch am sinnvollsten.

Einer Reise in ungemäßer Gesellschaft ist der Besuch eines Kinematographentheaters durchaus vorzuziehen. Nur die Menschenkenntnis gewinnt auf solchen Reisen, und sie sind eine vollgültige Belastungsprobe für den Humor.

Aber ich wiederhole es nochmals: das gilt nur für uns Schiefgewickelte, meine Freunde! Und, da wir ja wohl alle etwas Humor haben, dürfen wir uns nicht beschweren. Humor ist, wenn man trotzdem lacht. Der Mensch fängt bein Nein an, hat der alte Björnson gesagt. Aber dieses Nein muß auf ein großes Ja zielen. Wir lachen nein und meinen ja.

*

Wir dampften nach Beirut, immer der Küste nahe. Sie ist öde und baumlos. Selbst die Häuser der Menschen sehen wie große Steine aus. Das Hohe in der Ferne ist der Libanon. Es liegt Schnee auf seinen Höhen. In der Nähe der Ortschaften wird die Erde bunter: rötlich und milchkaffeefarben. Wohl Felder. Gebäude mit leuchtenden Ziegeldächern wurden uns als Hospize bezeichnet. Das Meer ist

klar und spiegelglatt. Der Abend kommt, und die Farben werden tiefer. Flammrot geht die Sonne unter. Die meist hellblau bemalten niederen Häuser von Beirut, das nun, sehr malerisch zusammengewürfelt, erscheint, leuchten scharf in das Feuerwerk hinein. Fast alle zeichnen sich durch sehr große Fenster aus; sie müssen also verhältnismäßig hohe Räume haben. Eins von ihnen stand auf dicken Pfählen gleichsam im Meere selbst.

Es wurde schnell dunkel. Yankeedoodle brüllte zur Küste: Wir sind da! Dann blieb er stehen. Eine Dampfbarke im Hafen schrie gell: Ich komme gleich! Machte los und holte unsre Post. (50 Kilo Ansichtskarten.) Ein Herr im Fes redete mit dem Kapitän. Jemand wollte das Wort Cholera gehört haben, und der Schatten der Quarantaine hing einen Augenblick über uns. Aber er verschwand wieder. Die Schiffskapelle bedankte sich dafür mit einem reichhaltigen Programm.

Wir schliefen an Bord. Die ordre de bataille lautete auf: fertig zum Ausbooten früh $^1/_2$8.

Dies hatte am nächsten Morgen zur Folge, daß ich zwei Eierkuchen bestellte, aber nur einen aß. Als letzter wurde ich hinter meiner Frau her in eine Barke geworfen, die recht neckisch auf den Wellen tanzte. Trotzdem fing mich ein Neger an seiner breiten Brust auf. Seine gefletschten Zähne begrüßten mich mit

dem Worte Bakschisch. Ich antwortete darauf sehr höflich: Guten Morgen, mein Freund. Er setzte mich einer Amerikanerin auf den Schoß, die keine Schätzung dafür besaß, einen deutschen Dichter auf ihren Knieen zu schaukeln, weshalb sie ebenso erschreckt wie zornig aoh! rief. Ich sagte der Wahrheit gemäß, daß es nicht gerne geschehen sei und mit meinem Willen gewiß nicht wieder vorkommen solle. Dabei bemerkte ich, daß die Dame einen weißen Schnurrbart hatte, erzeugt durch den Schaum der Zahnpasta, und daß in ihren schweren Augensäcken noch viel Schlaf lag. Auch die übrigen Amerikanerinnen hatten jenen Zug im Gesichte, den Gott Morpheus erzeugt, wenn ihm nicht genügend gehuldigt worden ist. Einige sahen wie empörte Igel aus.

Meine Frau, frisch wie immer, wurde plötzlich auch gelb im Gesichte. Dann wurde sie grün. Und dann sagte sie: mal di mare. Ich beeilte mich augenblicklich, das Mittel dagegen anzuwenden, das immer probat ist, wenn man weiß, daß man in zehn Minuten festen Boden unter den Füßen hat: ich lachte sie aus. Sie wurde wütend. Die Krankheit war gehoben.

Wir defilierten durch eine Zollbaracke, brauchten aber auf Grund eines offiziellen Yankeedoodle-Bakschisch die Interieurs unserer Koffer den Zöllnern und Sündern von Beirut nicht zu enthüllen. Ein paar Schritte, und Beirut war erledigt. Wir bestiegen einen

Extrazug und fuhren ab. Erst gings der Küste entlang, dann wandte sich die Fahrt ins Land. Viel Blumen rechts und links: dunkelrote Anemonen und Kornblumen. Dann schöne Orangengärten, Olivenkulturen, riesige Feigenbäume, — alles von äußerster Üppigkeit. Zumal die Orangen waren enorm groß. Als aber das Gebirge begann und mit ihm eine Zahnradbahn, hörte wie mit einem Schlage die Üppigkeit auf, und es wurde öde. Nur die Rebe kroch mit uns mit. Im eigentlichsten Sinne. Die sich in Italien hoch in die Ulmen schlingt, liegt hier am Boden. Zum Teil war sie gegen die Kälte gedeckt. Station auf Station bis zur Höhe des Libanon. Es wurde frisch, kühl. Dann, auf dem Plateau zwischen Libanon und Antilibanon, weite, grandiose Blicke. Hier war ehedem eine der großen Kornkammern der alten Kultur. Auch heute noch weite Äcker. Aber kaum ein Baum. Zuweilen kamen wild aussehende Leute an den Zug und Kinder mit Blumensträußen. Alle etwas scheu. Mein Kodak hat ihnen tief ins dunkle Auge geblickt, aber der schurkische Photograph in Jerusalem fand, daß die Bilder sich sehr zu Ansichtskarten eigneten, und so erzählte er mir, sie seien verdorben. Hätt ich doch die Mädelchen und Jungen selber ordentlich angesehen!

Die Mittagsstation hieß Rajak, zu deutsch: Hammelopolis. Schon die Luft war mit Ham-

melduft geschwängert. Das Menü aber lautete wie folgt:

Hammelbouillon,
Hammel als Rindfleisch,
Hammelbraten mit Reis, imprägniert von Hammelfett,
Hammel-Pudding,
Verhammelte Datteln, Rosinen und Nüsse.

Wir sammelten diese Gerichte in die Papierservietten, die gleichfalls mit Odeur de mouton parfümiert waren, und brachten sie den wilden Hunden von Rajak und Umgebung, die sich regelmäßig und pünktlich einfinden, wenn hier ein Zug hält. Sie haben den Fahrplan im Magen. Diese Tiere sind zu bedauern, denn in dieser Gegend wohnen nicht bloß Mohammedaner, die gut mit ihnen umgehen, sondern auch Christen, die das nicht für geboten halten, und Drusen, die überhaupt sehr wild sind. Man weiß nicht genau, woran diese glauben; aber viele unter uns wissen das ja von sich selber nicht. „Ich glaube, ich bin Monist", sagte mir einmal ein Yankeedoodler. „Wieso?" fragte ich. Seine Antwort lautete: „Meine Eltern waren Juden; ich ließ mich protestantisch taufen; da meine Frau katholisch ist, sind es auch meine Kinder; ich aber habe Haeckels Welträtsel gelesen und gehöre zu dem Monistenbunde. Aber das ist eine sehr schwierige Religion, die andern verlangen bloß, daß man glauben;

sie will, daß man wissen soll. Nun könnte ich mir ja damit helfen, daß ich glaubte, ich wüßte; aber dazu bin ich noch zu jüdisch: was ich nicht wirklich habe, von dem bilde ich mir auch nicht ein, daß ich es hätte. Denn: was hätte ich davon? Also glaube ich einstweilen bloß, daß ich Monist bin. Dazu bin ich doch einigermaßen berechtigt als Mitglied, nicht wahr?" „Gewiß" antwortete ich, „und dann werden Sie ja auch schließlich mal dahin kommen, das Wissen ruhig den Oberen Ihrer Gemeinschaft zu überlassen und an sie zu glauben. Sind Sie aber da angelangt, so können Sie ruhig von sich behaupten, daß Sie Religion haben. Sie glauben dann an das alleinseligmachende Gehirn, und das ist eine große Sache mit vielen Windungen." Der Herr meinte, ich verhöhnte ihn, aber das lag mir ganz ferne. Ich selber gäbe wer weiß was drum, wenn ich wenigstens an einen Professor glauben könnte, da mich die Propheten enttäuscht haben.

*

Selbst der Lokomotive unseres Extrazuges wurde der Lokalgeruch von Rajak zu viel. Sie prustete und schrie fortwährend und gab schließlich Wasser von sich. Dann lief sie fort. Als sie wieder kam, hatten sich ihr einige Wagen mit Eingeborenen angehängt. Da sah ich zum ersten Male einen Harem.

Denn so heißen die Frauenkupees. Die Haremsdamen aber waren recht garstige Wesen, und ich bedauerte, daß sie nicht wie ihre ägyptischen Genossinnen das ganze Gesicht verhüllt trugen.

Endlich durften wir diesen hammlischen Ort verlassen. Der Zug kroch wieder in die Höhe. Es wurde immer öder. Bauern sah man wenig, aber manchmal galoppierte neben dem Zuge mit flatternden Armeln ein reitendes Waffenarsenal vorüber. Vielleicht ein Druse, der seinen Mangel an Religion durch Schieß- Stich- und Hiebgewehre ersetzt hatte.

Nach einer Stunde: Baalbek. Ein schmutziger, armseliger, trostloser Bahnhof. Dicht aneinandergedrängt wie Ungeziefer standen unglaubliche Karreten mit unseligen Pferden, denen der Hunger die Rippen durch die Flanken spießte, und warteten auf uns. Die Kutscher aber, schreckliche Gesellen mit widerlich wilden Gesichtern, warfen sich über uns her, als wollten sie ein Massaker beginnen. Da es längst nicht soviel Wagen wie Passagiere gab, wünschte ein jeder dieser furiosen Kerle, möglichst oft vom Bahnhof zum Hotel zu machen. Daher ihr kriegerisches Ungestüm. Ich verdankte es nur meiner Korpulenz und dem fechterischen Geschick, mit dem ich meinen Handkoffer gleich einem Morgenstern des Mittelalters handhabte, daß ich nicht zu einer mir gänzlich fremden Amerikanerin in einen Wagen geworfen

wurde, dessen eines Hinterrad gefährlich schlingerte, wie die erste Fahrt losraste. Sie verschwand in einer dicken gelbgrauen Staubwolke, die mit Teufeln bevölkert schien: ein solches Brüllen, Knallen, Rattern klang aus ihr her. Nach kurzer Zeit kam die ganze Bande wieder, die Pferde in noch bejammernswerterem Zustande als vorher. Es war sehr scheußlich. Wenn ich an die Seelenwanderung glaubte: ich hätte keinen ruhigen Augenblick mehr; denn ich würde immer fürchten, es könnte mich das Los treffen, nochmals auf die Welt zu kommen als Baalbeker Gaul. Beim großen Baal: ich wünsche definitiv tot zu sein, wenn ich tot bin; unauferstehlich tot. Die Unsterblichkeit ist ein unerträglicher Gedanke, ganz gleich, in welcher Maskerade er auftritt. Alles muß ein Ende haben: das ist der Trost des Lebens und seine wundervolle Wehmut.

Im Tore des Hotels de Palmyre begrüßte uns ein überlebensgroßer Grieche mit einer gestickten Kappe, der auf den Namen Perikles Mimikaki hörte und sehr oft sagte: J'ai l'honneur. Wir hätten ihn gerne genauer in Augenschein genommen, aber unser Stundenplan erlaubte uns nur, den Schwamm gerade einmal über das bestaubte Antlitz zu führen. Dann mußten wir uns wieder an der Pferdeschinderei beteiligen. Diesmal ging es so toll zu, daß wir uns weigerten und lieber auf gut Glück zu Fuße gingen. Die armen Krea-

turen waren auch durch die fürchterlichsten Hiebe nicht zu bewegen, von der Stelle zu gehen. Da Baalbek nur aus ein paar elenden Hütten besteht, über denen die Ruinen der Tempel (denn es sind mehrere) emporragen wie Heiligtümer aus einer anderen Welt (und das sind sie auch) so hätten wir den Weg auch ohne die Kohorte von Männern, Weibern und Kindern gefunden, die uns begleiteten.

Und so ungeheuer ist die Erhabenheit dieser Reste einer riesenhaften Vergangenheit, daß sie mit einem Male allen Dreck und Quark großer und kleiner Kümmernisse vergessen macht, unter denen wir Toren leiden.

Hier war es, wo ich den stärksten Eindruck auf unsrer Reise erhalten habe.

Möge Meyer der Große meine Leser darüber belehren, was Baalbek archäologisch bedeutet. Ich könnte mir leicht einen Anstrich von Gelehrsamkeit verleihen, indem ich Auszüge aus dem sehr guten Führer machte, den der eingeborene Kustos dieser heiligen Trümmer, ein sehr gebildeter und gescheidter Herr, geschrieben hat. Aber das gäbe ein falsches Bild meiner Stimmung, die mit der Wonne des Archäologen wenig gemein hatte. Mir war pathetisch zumute. Nur hier habe ich das Yankeedoodlegewimmel völlig vergessen, ganz übersehen. Nirgendwo konnte man sich freilich so von ihm fernhalten, wie in diesen riesigen Dimen-

stonen, in denen die Passagiermenge eines modernen Ozeanriesen völlig verschwindet.

Vermutlich haben diese Bauten, als sie noch standen nie so ungeheuer gewirkt, wie jetzt als Trümmer. Denn jetzt wirkt der Himmel hinein, jetzt ist das Licht Herr über den Lichttempel. Man kann sich, hat man es nicht genossen, keinen Begriff von der Klarheit dieser Luft machen, und es ist unmöglich, mit Worten dem Eindruck nahe zu kommen, den diese riesigen Steinmassen, ob sie nun noch gestaltet stehen, oder zerrissen herumliegen, dem Auge, bereiten in diesem Lichte, das zugleich jede Einzelheit von einander scheidet und doch das Ganze zu einer Gesamtwirkung von dramatischer Wucht zusammenhält. Es ist eine unsagbare Wollust des Sehens: Pathos des Auges, leidenschaftlicher Genuß. Ich hatte plötzlich die Empfindung: hier lebt der Geist, den R. Dehmel vorgeben möchte und Nietzsche besaß, der einzige Moderne, der der Antike gewachsen war. Hier fallen Binden vom Auge. Wer dies sah, weiß, was groß und was gernegroß ist. Baalbek sehen heißt echtes Pathos erleben, heißt unfähig werden, sich jemals wieder an Aufgeplustertes hinzugeben. Man fühlt, was hier in Resten steht, in Trümmern liegt, ist das Werk inspirierter Konstruktion großer Seelen, in denen rechnen und dichten eins war.

Was war, auf eine Formel gebracht, das architektonische Problem? — Mit Libanon

und Antilibanon zu konkurrieren, zwischen zwei kolossalen Naturwerken ein kleineres Menschenwerk zu errichten, das doch nicht gedrückt erschien, sondern gehoben: Kern und Inhalt dieser Natur, die zu seinem Rahmen herabgebändigt wurde. Welch eine Tat! Nicht einmal die Pyramiden von Gisch reichen daran. Denn an ihr hat mehr als eine Kolossalkultur gearbeitet. Wie ein Wunder, nicht wie ein glücklicher Zufall, erscheint es, daß eine der anderen gewachsen war: daß der griechisch-römische Geist, wie in einem letzten Zusammenfassen seiner Kräfte, die Macht besaß, auf den Substruktionen einer gigantischen Vorzeit in denselben Riesenmaßen weiterzubauen.

Und nun zu denken, daß diese Riesenkraft unterminiert werden konnte durch einen Gedanken: den vom Kreuze. Er hat diese Räume nicht ausfüllen können, aber er hat sie ausgehöhlt.

Immer wieder mußte ich an Nietzsche denken. Seinem Zarathustra wäre diese Trümmerwelt der rechte Tempel und diese Luft die eigentliche Atmosphäre seines Geistes. Hier ihn zu lesen — welch ein Erlebnis!

Verkrieche sich, wer eine letzte Decke hat!
Ins Bett mit euch, ihr Zärtlinge!
Nun rollen Donner über die Gewölbe,
Nun zittert, was Gebälk und Mauer ist,
Nun zucken Blitze und schwefelgelbe Wahrheiten —
Zarathustra flucht . . .

Löwenfries in Baalbeck
(Der Löwenkopf hat fast Mannshöhe

Dann aber ginge man in die Barokschatulle der Aphrodite nahebei, das Venuskapellchen, und brächte sein Honigopfer:

Bringt Honig mir, eis-frischen Wabenhonig!
Mit Honig opf'r ich allem, was da schenkt,
Was gönnt, was gütig ist — erhebt die Herzen!

Amorosissima! Pia! Caritate vole! Ich rufe dich an. Ruf ich ins Leere?

*

Als wir zurückgingen, hatte ich in den armseligen Gassen des heutigen Baalbeck für eines Augenblickes Dauer die Vision der alten Sonnenstadt mit ihrem Völkergewimmel zur römisch-griechischen Zeit, und ich sah zum ersten Male Gelasimus den heiligen Mimen, dem ich dann in meinen Sonderbaren Geschichten ein Denkmal errichtet habe. Als ich damit beschäftigt war, sah ich die alte Heliopolis genauer: abends, wenn mir gegenüber das Schlernmassiv vom Silberlichte des Mondes konturiert wurde. Diese Zauberlaterne, die ihr Licht vom großen Baal borgt, hat eine magische Kraft. Sie leuchtet Leichen lebendig — doch nur den lebendigen Seelen, die von sehenden Augen bedient werden.

Herr, Gott, Baal, ich danke dir! Ich bin zwar nur ein phosphoreszierender Wurm und werde mich nie des Größenwahns erfreuen, daß ich ein feuriger Busch sei, aus dem

Gott Gesetze verkündet, aber ich empfinde die Wollust des Lichtes tief und dankbar, und ich bin glücklich, daß alles Dumpfe, Düstere, Glosende mir zum Ekel geworden ist, seit ich dich erkannt habe.

Perikles Mimikaki begrüßte uns mit einer sprühenden Suada, indem er uns beglückwünschte, daß uns das Los gefallen sei, in seinem Hotel de Palmyre zu wohnen, und nicht bei jener „Madame", die sich erdreistet habe, ihren Hühnerstall „Grand Hotel" zu nennen. „Dieses arme Wesen ist gänzlich übergeschnappt," sagte er, „ich bemitleide sie tief. Noch mehr aber die Unglücklichen, die bei ihr wohnen und, oh, oh, oh, essen müssen. Bei mir werden Sie nachher ein Menu genießen, wie in London, Paris, Berlin, Konstantinopel, Kairo; und wenn Sie gespeist haben, werden Sie bei mir echte Altertümer kaufen können; und wenn sie dafür keine Neigung besitzen, so werden Sie in meiner Empfangshalle die schönsten Arbeiten der hiesigen Kunstfertigkeit zur Auswahl haben; und wenn auch das Sie nicht reizt, so können Sie unter wahren Kunstwerken von Ansichtspostkarten wählen; und wenn . . ." „Pardon, Herr Mimikakiles," warf ich ein: „wo ist das Closet?" „Oh!" rief er, „ich habe deren fünf, doch funktioniert leider seit gestern das Wasser nicht." Das

war schade, denn dieser Ort hätte der Bewässerung sehr dringend bedurft.

Dafür war das Essen wirklich nicht schlecht, und Perikles hätte sich ruhig dazu bekennen können, daß er, wie er Kellner, Hausmeister und Stubenmädchen seines Hotels war, auch das Amt des Koches bekleidete. Zwar gab es eigentlich auch nur Hammel, aber dieses Nahrungsmittel war wenigstens talentvoll kaschiert.

Neben uns saß ein Kaufmann aus Tripolis, wohl auch ein Grieche. Es war ein schöner und anscheinend gescheiter Mann mit gemessen höflichen Manieren. Der Beifall, den bei meiner Frau die Zigarette fand, die er ihr nach Tische anbot, veranlaßte ihn, ihr zwei Schachteln davon aufs Zimmer zu schicken. Seitdem stehen bei ihr die tripolitanischen Kaufleute in sehr gutem Geruche. Sie hätte auch sonst Gastgeschenke recht gerne entgegengenommen, zumal sie früher gehört hatte, es sei bei den Orientalen Sitte, ihre Gäste durch kleine Douceurs zu erfreuen. Aber wir kamen leider nur selten mit anderen Orientalen zusammen, als Hotelwirten, und diese waren durchaus mehr fürs Nehmen, als fürs Geben. (Perikles auch.) Übrigens ist der ganze Orient, soweit ihn Seine Majestät Wilhelm der Zweite bereist hat, voll von Mordgeschichten über die enormen Gastgeschenke, die ihm Sultan Abdul Hamid verehrt haben soll, und es heißt allgemein, er hätte

sich eigentlich etwas ergiebiger revanchieren müssen. Es scheint also eine Art Komment zu bestehen, wonach es sich bei diesen Gastgeschenken mehr um ein Tauschgeschäft handelt, als um Spenden aus freundschaftlichem Herzen.

Daß ich es nicht vergesse: In einem der überdachten Räume in den Ruinen befindet sich eine in türkischer und deutscher Sprache abgefaßte Gedächtnistafel, die der Freund Wilhelms des Zweiten, als er noch Yildis-Kiosschk bewohnte, zum Andenken daran hat anbringen lassen, daß S. M. eine Nacht in einem Zeltlager zwischen den Säulen des Sonnentempels zugebracht hat. Ich war so unzart, unsern Perikles zu fragen, warum der „preußische Sultan" nicht im Hotel de Palmyre abgestiegen sei. „Intrigen!" war die Antwort, „schmutzige und schmähliche Intrigen. Jene Madame, vous savez . . ." Ich bin fest überzeugt, daß Perikles glaubte, was er sagte.

Nach Tisch bewährte sich der Sohn des Perikles als echter Grieche, indem er Baalbeker Andenken mit viel Talent zum Kaufe anbot. Er machte gute Geschäfte, und sein Papa war selig darüber. Als sein Vorrat ausverkauft war, durften auch die kleinen Christenmädel Geschäfte machen, die sich inzwischen die Nasen an den Fensterscheiben plattgedrückt hatten. Es war entzückend, wie hübsch sie jammerten, um zum Kaufe zu reizen, wie lustig sie lachten, wenn es gelungen war.

Die Treuen von Baalbek

Sie boten kleine aus Zwirn gestrickte Beutelchen an, die in bunten, sehr gut gewählten Farben das Wort Baalbek, eine Säulenreihe und ein Kamel aufwiesen. Wir machten mit wenig Geld viel vergnügte Gesichter. Als meine Frau mit den Kleinen italiänisch zu reden versuchte (ein Versuch, den sie im ganzen Orient immerzu und meist mit dem Erfolge machte, daß sie Antwort in ihrer Sprache erhielt), rannte eine aufgeregt davon und brachte ein wunderhübsches zwölfjähriges Mädchen mit, das fließend italiänisch sprach: eine kleine Grazie in Lumpen und von holdester Schüchternheit. Dafür war eine andere um so häßlicher, aber das war gerade die, die die Hübsche geholt hatte. Mit Recht erhielt sie einen Doppelbakschisch, aber der kleinen Italiänerin wurde das Doppelte abgekauft. So walteten wir mit Gerechtigkeit jenseits von Schön und Häßlich und konnten um zehn Uhr mit dem Bewußtsein in die perikleischen Betten steigen, ein paar gute Herzchen in Baalbeck froh gemacht zu haben.

XVI.

Nochmal von Perikles; nochmal von den kleinen Mädchen; nochmal von Rajak; nochmal von Reisegefährten, die uns nicht gefielen.

Was sind deine Betten so hart und feucht,
O Perikles!
Was schmeckt dein Kaffee nach Hammelfett,
O Perikles!
Seit wann macht zwölf und sieben — zwanzig,
O Perikles!?

Mit diesem Hymnus im Herzen verließen wir das Hotel de Palmyre und begaben uns zu Fuße zum Bahnhof. Vier von unsern kleinen Freundinnen begleiteten uns, darunter das hübsche Gesicht und die schöne Seele. Sie ließen es sich nicht nehmen, unsere Schirme, den Kodak, den Bädeker zu tragen, und außerdem hielten sie unsere Hände fest, während wir wandelten. Und immer guckten sie uns in die Augen, und immer zwitscherten sie miteinander syrisch über uns, und als wir ihnen

Rajakaken
(der in der Mitte nannte sich Machmud)

Bakschisch geben wollten, — o Wunder: da nahmen sie es nicht, sondern die kleine Italiänerin sprach: Signora, ich liebe dich. Und wie der Zug mit uns fortfuhr, da standen sie und winkten und nahmen die Tücher vom Kopf und ließen sie wehen. Und hinter den kleinen, lieben armen Wesen standen die stolzen Säulen des Tempels von Baalbeck hellorangen im Sonnenlichte.

Der unerschütterliche Ratschluß der Vorsehung wollte es, daß wir nochmals mit dem Hammel-Menü von Rajak gezüchtigt werden sollten. Doch war es in Hammelopolis diesmal kurzweiliger, denn es befand sich viel Volks am Bahnhofe, und unsere Görzlinse gierte nach Beute. Wir überließen ihr einen schönen jungen Mann, der sich auf den Rand eines Brunnens setzte, sowie ein dickes Kind in einem bunten Rocke, das ich für ein Mädelchen hielt, während meine Frau diese Meinung für absurd erklärte. Sie hatte recht. Denn es stellte sich heraus, daß dieses Wesen einen Dolch im Gürtel trug, und das ist ein männliches Prärogativ. Meine Frau hatte wieder Glück: sie traf einen italiänischen Tischler mit seiner Frau und interviewte ihn sofort über Land und Leute. Was sie erfuhr, war nicht gerade lieblich. „Denke dir," berichtete sie mir, „diese Menschen hier sind wirklich so wild wie sie aussehen. Wegen einer Kleinigkeit spießen sie sich mit Messern." „Wenns

weiter nichts ist?" erwiderte ich, „das machen die niederbayrischen Bauernburschen genau eben so." „Ja, aber gestern hat ein Nachbar unserer Landmsännin einen Mann totgestochen, bloß weil der nicht aufgepaßt hat, wie seine Schafe auf das Feld des anderen liefen. Diese Menschen haben keine Polizei. Sie schlagen und stechen und schießen sich einfach tot, und basta."

Unter diesen Umständen, war es mir angenehm, daß der Zug bald abging. Ich wünsche überhaupt nicht erstochen zu werden, am wenigsten aber in einer Gegend, wo es so nach Hammelfett riecht.

Rajak, ich lasse dich,
Rajak, ich hasse dich,
Rajak, du stinkst.

Ich gedachte, diese Fluchode zu Ende zu reimen, aber es gab sehr viel zu sehen. Wir fuhren durch das alte Cölesyrien, das auch jetzt noch fruchtbar, wenngleich ungenügend bebaut ist. An den Stationen fanden sich viele Kinder mit Blumen ein. Mich ergriff natürlich sofort die Kodakomanie, aber gerade die hübschesten waren nicht vor die Linse zu kriegen. Auch nicht für Bakschisch. Zumal die Mädchen schienen sich vor dem schwarzen Kasten zu fürchten. (Die Kleine mit dem Blumenstrauß und den nackten Armen, die meine Frau erwischt hat, hält die Hand nicht etwa gegen die Sonne

Der dicke Knabe von Rajak

Anf einem Bahnhof zwischen Baalbek und Damaskus

Das „Tier“

vors Gesicht, sondern gegen den Kodak.) Ob das Dingelchen, dessen Bild ich gleichfalls mit abdrucken lasse (mit meiner daneben hockenden Frau), ein Bub oder Mädel ist, weiß ich nicht; nach der Äußerung einer Yankeedoodledame ist es überhaupt kein Mensch, sondern ein Vieh. Denn, als ihr das kleine Wesen ganz schüchtern die Blumen entgegenhielt, schrie die Vertreterin westlicher Kultur, offenbar überzeugt, daß in Syrien berlinisch auch von kleinen Kindern verstanden wird, gell auf: „Weg, weg! Du bist ja kein Mensch, du bist ja ein Tier!" Ich höre sonst nicht gerne Amerikanisch-Englisch reden, aber diese Worte hätte ich immer noch lieber in diesem Idiom vernommen. Desgleichen war es mir beschämend, konstatieren zu müssen, daß der junge Mann, der mit einer Peitsche auf die Kinder einschlug, um sie seinem Kulturleibe fernzuhalten, gleichfalls kein Amerikaner, sondern ein Deutscher war. Er tat das aus Furcht vor Ungeziefer. Ich konnte meine Frau nur mühsam davon abhalten, ihm zu erklären, er sei selber ein Ungeziefer in Stiefeln. Auch dieser Mensch wird jetzt Friedrich Schiller feiern.

Was rechts und links von der Eisenbahn liegt, steht alles im Bädeker.

Es dauerte gar nicht lange, und wir waren in Damaskus.

XVII.

Von Damaszener Dingen, als da sind: Wohnungen, Führern, Basaren, Säbeln, Schlafröcken, Süßigkeiten, Halstänzen; vom Propheten Gumppenberg; vom Sultan Saladin; vom Apostel Paulus.

Das Hotel, dem uns das Reisebüro des Yankeedoodle überantwortet hatte, war sehr groß und von merkwürdiger Anlage. Seine Mitte nahm ein langer und breiter überdachter Lichthof ein. Die Zimmer gingen in allen Stockwerken auf den Umgang hinaus, der diesen Lichthof umgab. Ruhig waren sie also nicht. Das unsre war dafür auch noch stockfinster und hatte etwas von einer Kasematte. Ein kleines vergittertes Loch gab vor, ein Fenster zu sein. Was es an Licht zu wenig gewährte, spendete es an üblen Düften (von einen Hof her) zu viel. Die Ausstattung der Kamurke bestand aus zwei Betten und einem Waschtisch. Auf dem Fußboden jedoch lag ein sehr origineller grober Teppich, von dessen Geschwistern

ich gerne eins in Damaskus gekauft hätte. Aber alle Leute, die ich frug, wo man das besorgen könnte, waren im Dienste der großen Teppichlager, in denen es nur schöne und teure Teppiche gibt, und so erklärten sie einmütig, solche Teppiche seien in ganz Damaskus nicht zu finden; es sei das gemeinste vom gemeinen, und sie hätten die Ehre, nur das außerordentliche zu kennen.

Als ich das Reisebüro fragte, (mit aller gebotenen Devotion, denn seine Mitglieder waren gar große Herren und traten dementsprechend auf), ob es in Damaskus nicht vielleicht doch noch ein halbwegs angenehmeres Unterkommen gäbe, ward mir trostreiche Antwort in einem historischen Rückblicke auf die früheren Unterkunftsverhältnisse in dieser Stadt, die sich erst seit Einrichtung der großen Vergnügungsfahrten gebessert hätten. Ich war beruhigt. Meine Logik, unterstützt von allen den historischen Kenntnissen, die die Lektüre des Bädecker verleiht, sagte mir: Wohl dir, das du ein Zeitgenosse von Wilhelm dem Zweiten bist, der gleichfalls auf die Hotelgründungen im Oriente mächtig eingewirkt hat. Wärst du, um nicht weiter in das Dunkel der Geschichte zurückzutauchen, in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Damaskus gereist, so hättest du bloß bei den Kapuzinern wohnen können, und dort würdest du vermutlich ermordet worden sein. (Viele tausend Christen wurden damals

in Damaskus geschlachtet.) Der Fortschritt ist unverkennbar. Ich hätte aber doch lieber bei den Kapuzinern gewohnt. Die Auswahl an Ansichtspostkarten wäre dort wohl geringer, die Ruhe aber größer gewesen, und ich hätte für ein paar Tage mir einbilden dürfen, kein Karawanse zu sein.

Teilweise habe ich mir diesen Genuß in Damaskus auch wirklich verschafft. Wir verzichteten auf die uns zustehende Teilnahme an den allgemeinen Führungen, indem wir einen eigenen Führer nahmen, der das Yankeedoodleprogramm mit uns in umgekehrter Reihenfolge erledigen mußte.

Dieser Führer war ein hübsches, junges jüdisches Herrchen von den höflichsten, bescheidensten Manieren und großer Sprachbegabung. Außer den orientalischen Sprachen beherrschte er, wenn auch nicht souverän, das Deutsche, Italiänische, Französische, Spanische, Englische, und er war eben dabei, sich auch noch das Russische anzueignen. Wir hatten alle Ursache, mit ihm sehr zufrieden zu sein, obwohl er eigentlich erst ein Lehrling des Führergewerbes war, wie uns ein älterer Kollege von ihm erklärte, der gerne seinen Posten auf unserm Kutschbocke eingenommen hätte.

Er ist mir heute doppelt interessant, weil ich hinterher zu der Überzeugung gekommen bin, es mit einem kleinen Jungtürken zu tun gehabt zu haben. Denn er sagte gerne (aber immer

leise): „Bald, und es wird anders. Bald, und es geschieht etwas.“ Bald, und er ist Journalist in Konstantinopel.

*

Damaskus, „die Waldoase“, ist ganz anders als Kairo, die Stadt im „fettesten Marschlande des Erdbodens, am Kreuzwege dreier Weltteile gelegen.“ (Ich zitiere Fallmereyer, den ich wünschte, vor der Reise gelesen zu haben.) Kairo ist eine Weltstadt, an der auch Europa teilhat, Damaskus ist eine rein orientalische Provinzhauptstadt. Kairo ist das Rom der Mohammedaner, Damaskus ist religiös aufgeregter, aber es fehlt ihm alles klerikal repräsentative. Kairo steigt im Wohlstande, Damaskus sinkt. Kairo ist, Damaskus war einmal.

Vielleicht hat es mir gerade deshalb so gut gefallen. Denn ich liebe die niedergehenden Städte, in denen das Alte eben darum zum Vorschein kommt. (So Venedig.) Sie besinnen sich auf ihre alte Herrlichkeit und machen ein melancholisches Gesicht dazu. Sie wollen nicht mehr, und so sind sie schön.

*

Was ist der Basar von Damaskus? Ein überdachtes, dunkles Gassengewinkel, gleich einer Spinnewebe um die Omajadenmoschee gezogen. Tiefe Löcher hat die Zeit in den gestampften Lehmboden dieses Gässichts gegraben. Will eine der herrenlosen Hündinnen Junge kriegen,

so legt sie sich in so ein Loch, und diese fanatischen Allahgläubigen decken Steinplatten darüber und schützen und nähren sie. Ich konnte das Mitleid meiner Frau für diese Tiere hier nicht teilen. In Konstantinopel, wo auch Christen sind, haben sie's schlimmer. Bejammernswert ist nur das Schicksal der alten Hunde, die sich gegen ihre jüngeren Artgenossen nicht wehren können. Aber geht es uns viel anders, wenn wir die Zähne verloren und keine Rente haben? Mensch, denk ans Ende und laß dein Leben versichern! Wir haben nur den Trost, daß wir uns selber umbringen können, wenn es zu grau um uns wird. Doch können wir auch an Gott glauben. Es ist ein schöner Gedanke, auf den Knieen eines Gottes zu liegen. Aber er muß angeboren oder anerzogen sein. Kommt er bloß aus der Angst, so kommt er zu spät. Wenn ich Kinder hätte, so würde ich dafür sorgen, daß sie schon in frühen Tagen an einen lieben Gott glauben lernen.

Ich hätte mir gerne einen damaszener Säbel gekauft. Da sie heute aber aus Solingen kommen, so hielt mein ritterlich romantisches Begehren nicht Stich, und ich kaufte mir einen damaszener Schlafrock, der wirklich aus syrischer Seide und von einem syrischen Schneider gemacht ist, — und das nicht für mich, denn dann würde er nicht imponieren, sondern für

einen Stutzer der Waldoase. Denn es ist gar kein Schlafrock, sondern eine Dschibbe (ich stehe für die Rechtschreibung nicht ein): ein grauseidener, sparsam mit Gold durchwobener Mantel von wurstartigem Ärmelschnitt. Ich meinte, es würden sich in ihm besonders Ghaselen gut dichten lassen, aber diese Meinung hat mich betrogen. Hier der einzige, fragmentarische Versuch:

Ein Weiser sprach: Es fliegen viel
Im Leben Drachen hin und her;
Weich ihnen aus, doch mußt du dir
Draus nicht viel machen hin und her;
Still sein, das ist die beste Kunst;
Und schicke Wachen hin und her
Mit deinen Blicken überall:
Dann laß es krachen hin und her.
Les dies Ghasel ich, schwangt mein Bauch
In grimmigem Lachen hin und her,
Und meine Dschibbe schwankt mit ihm
Nebst anderen Sachen hin und her.
Ich werde seekrank. Schluß! Es fliegt
Der -achen-Nachen hin und her.

✲

Die Führer (auch unserer) schleppen die Fremden stets in die großen Handlungen, wo alles auf die Fremden berechnet ist (auch die Preise). Was man dort findet, kann man in jedem „Orient-Basar" irgend einer euro-

päischen Stadt zu billigeren Preisen auch finden. (Ich nehme das große konstantinopler Geschäft aus, von dem ich noch handeln werde.) Unser kleiner Jungtürke bemühte sich aber vergebens, uns in ein Gewölbe zu locken, wo ihm Prozente winkten. Wir frequentierten das, was man in Dresden ein Büdchen („Biedchen") heißt: die kleinen Krämereien; und dort kauften wir Sachen, die für das gewöhnliche Volk gemacht werden. So erstand sich meine Frau einen derben gewirkten Gürtel, ich ein gewaltiges Käsemesser und kleine Bilder damaszenischer Schönheiten: auf Goldpapier applizierte Aquarelle von gar keinem Kunstwerte, aber sehr lustig. Natürlich kauften wir auch ein paar Schachteln der seit Alters berühmten Leckereien von Damaskus. Zu ihrem Genusse bedarf es jedoch der Suggestion auf historischem Wege. Ah, sagt man sich, dies hier ist also der Urahne der italiänischen Mandorlate, dies da sind die Vorahnungen der kandierten Aprikosen von Nizza u. s. f. Aber die westlichen Konditoren haben ihre östlichen Vorbilder im Laufe der Jahrhunderte weit überholt. (Nur das konstantinopler Lokkoum haben sie nicht erreicht.) — Die orientalischen Süßtränke haben wir nie zu kosten gewagt, denn unser Gehirn steht unter dem Drucke der Bakterienangst. Ob wir eine reelle Cholera davon gekriegt hätten, ist nicht sicher; das aber steht fest: choleraähnliche Erscheinungen hätten sich ein-

gestellt. Groß, oh Robert Koch, ist deine Gewalt über europäische Gedärme.

Der Ruf der Getränkehändler: „Trink und erfreue dein Herz!" klang also an uns vorüber, ohne daß wir ihm folgten. Dagegen würde ich sicher Trüffeln gekauft haben, wenn mir ein Trüffelmann begegnet wäre mit dem hübschen Rufe: „Braune aus der Wüste! Braune Wüstenmädchen!"

*

In einer der Moscheen von Damaskus soll das Haupt Johannes des Täufers aufbewahrt werden. Ich hätte gerne dieses wilde Haupt gesehen, dessen Nachbildung in getrocknetem Papierteig jetzt zu den Requisiten sämtlicher deutscher Theater gehört, aber ich fürchtete, Yankeedoodlerinnen zu begegnen, die ganz gewiß den Tanz der sieben Schleier davor verübt haben würden, denn diese Drehkrankheit herrscht wie in der alten so in der neuen Welt. „Gib mir deinen Mund, Jochanaan!" O Gott! Wann endlich wird die Tugend wieder Mode! Das Laster ist doch eigentlich zu schön dazu.

*

Wir sahen davon eine interessante Tanzspezialität in einem Theater von Damaskus. Zum Glück läßt sie sich nur schwer nachmachen. Ich kann also mit ruhigem ästhetischen Gewissen davon erzählen.

Am zweiten Abend sagte unser offizieller Führer (also ein Yankeedoodle-Büroangestellter), ein brauner, kleiner, recht witziger und phantasievoller Palästinajude, der nie verlegen um eine Antwort war, auch wenn er über das Gefragte genau so viel wußte, wie der Frager, zu mir: „Geh'mer ins Theater, Herr Doktor! In ä scheenes, richtiges Theater! In ä berühmtes Theater, wo alle kennen zwischen Jerusalem und Damaskus!" „Aber natürlich!" entgegnete ich: „geh'mer! Kann aber auch meine Frau mit gehn?" „Warum soll se nich, wenn se schon will?" Und sie wollte.

„Müssen wir Toilette machen?" fragte ich. „Sie sind ja so schön!" antwortete er.

Das Theater war nicht weit vom Hotel gelegen. Wenn ich nicht ganz irre, so sind wir an einem nicht einwandfreien Zwecken dienenden Hause vorbeigekommen, denn die Orientalinnen, die aus ihm herauswinkten, waren keineswegs verschleiert. Aber der Jerusalemite hüllte sich in Schweigen, als ich ihn fragte, sei es aus Rücksicht auf meine Frau (die aber gar nichts bemerkt hat), sei es, weil er in keinem Prozentverhältnis zu dem Etablissement stand. Ich ließ also mit Goethe das Unerforschliche auf sich beruhen.

Ein dunkler Platz, besäumt von schlafenden Hunden. Leute mit Laternen strebten auf ein grelles Licht zu, das uns als Azetylen entgegenstank.

„Das?“

„— Ja“

Wir schritten durch einen kohlpechrabenschwarzen Hof, in dem kein Licht war, als das Glimmfeuer der Wasserpfeifen. Denn hier saßen Raucher.

Eine dunkle Treppe führte auf einen hölzernen Umgang mit nummerierten Plankentüren. Es fehlten nur die Orientierungstafeln; „Für Herren!“ „Für Damen!“

Der Mann aus Jerusalem öffnete einen Verschlag; wir traten in unsere Loge. Nun: es war ein richtiges Theater, wie etwa in Großtschitschewitz, aber in der Mitte des Saales war ein Springbrunnen, und die Leute saßen nicht direkt auf den Bänken, sondern auf ihren untergeschlagenen Beinen. Auch hatte jeder einen Schlauch im Munde, und der hing an einer Wasserpfeife. (Richtig! Ich habe mir auch eine Wasserpfeife gekauft. Aber ich kann sie nicht rauchen. Es lag keine Gebrauchsanweisung dabei. Doch ist sie hübsch und sieht wie ein Minareh aus). Diener gingen herum, probierten für die Neuankommenden, ob der Schlauch auch Luft hatte, legten mit Miniaturfeuerzangen aus Messing glühende Asche auf den Taback und servierten Kaffee. In den Logen saßen, wie bei uns, die feinen Leute und taten blasiert. Damen waren natürlich nicht darunter, aber ganz junge Menschen, wie Kinder noch. — Der Raum füllte sich

nun langsam. Die Herrschaften zogen alle ihre Schuhe aus und setzten ihre Laternen daneben. (Feuerpolizei mangelhaft.)

Plötzlich fuhr der Vorhang empor. Die Bühne war leer. Sie hatte keine Tiefe, und ihre Ausstattung bestand aus ein paar Stühlen.

„Aha! kein Theater: ein Tingeltangel!"

Und so war es auch. (Ein richtiges arabisches Theater gibt es gar nicht. Die abgründige Gleichgültigkeit des Islam gegen das Schicksal läßt kein Drama aufkommen. Alles Dramatische beruht auf irgend einer Unvernunft, und Mohammed war ein Vernunftsfanatiker.)

Es erschienen zwei Weiber und drei Männer. Aber die Männer waren bloß zum Musikmachen da. Ein Zug stupiden Leidens lag auf ihren Gesichtern. Es waren Märtyrer der Rhythmenlosigkeit.

Die Weiber, das eine jung, das andere nicht mehr, trugen dem Drange des Menschen nach Fremdartigkeit Rechnung, indem sie in europäischen Kleidern erschienen. Sie sahen aus wie geschminkte Geheimratsköchinnen. Es war ein perverser Anblick.

Die Ältere hub zu näseln an, bald hoch, bald tief; manchmal meckerte sie auch, und dann war das Publikum entzückt. Dazu schlug sie auf ein Tamburin.

So tat sie unermüdlich eine halbe Stunde lang. So oft das Publikum entzückt grunzte oder schrie, sagte ich zu dem Jerusalemiten:

„Übersetzen Sie mir das!“ Aber er war dermaßen hingerissen, daß er immer nur flüsterte: „Nachher! Nachher!“

Ich war aufs äußerste gespannt. Als die Person also fertig und das Publikum ganz erhitzt von Seligkeit war, eröffnete mir der tückische Dragoman dies: „Ihr Schatz hat se verlassen. Se werd sich trösten.“

„Und das eine halbe Stunde lang? Und deshalb schwitzt das Publikum? Machen Sie das einem palästinareisenden Pastor vor! Glauben Sie, ich sehe nicht, daß Sie ein Gesicht machen wie das leibhaftige Laster im Zustande der Genugtuung? Eine sentimentale Romanze spiegelt sich anders.“

(Ich drückte mich nicht ganz so delikat aus.)

„Was ich sage,“ erwiderte er, „se hat ihren Schatz verloren, und se werd sich trösten.“

Da fing die Junge an. Erst ganz wie die Ältere, aber bald merkte ich, daß sie irgendeinen Tric haben mußte, der ihrer Kollegin abging, denn von Zeit zu Zeit kreischte das Publikum vor Seligkeit. Und am Schlusse herrschte Freneste im Saale, obwohl sie garnichts mehr sagte oder sang. Aber Aller Augen hingen an ihr.

„Was ist denn nur los!?“ fragte ich meinen Führer.

„Sehn Se denn nich?!“ flüsterte er, „der Hals! der Hals! Das macht ihr keine nach!“

Was ich sah, war dies: Sie saß mit ver-

drehten Augen ganz steif, ganz unbeweglich, ganz wie aus Holz da: aber ihr Hals, nur ihr Hals, bog sich zuckend links aus, rechts aus, bäumte sich kropfig nach oben, schlappte nach unten. Er steifte und erweichte sich: hörte auf, Hals zu sein. Es war zugleich skurril und skandalös — ein in den Hals verlegter Bauchtanz, aber noch unendlich viel libidinoser, eindeutiger: konzentrierteste Symbolik.

Ich begriff, aber es wurde mir unbehaglich zumute. Das Monströse einer Kunst, die sich ganz auf das Sexuelle, nur Sexuelle zurückgezogen hat, trat mir kraß ins Bewußtsein, und ich erkannte mit einer Art Schauder das übermächtige eines Triebes, den keine Prophetenvernunft zu zügeln vermag.

„Was kommt noch?" fragte ich.

„Wieder so!" sagte er strahlend.

Wir empfahlen uns.

Er bat, bleiben zu dürfen.

*

Auf eines der Minarehs der Omajaden-Moschee von Damaskus wird sich, dem Glauben der Mohammedaner nach, Christus am jüngsten Tage herablassen. Warum gerade hier, konnte ich nicht erkunden. Soll das Weltgericht in Damaskus abgehalten werden? Der Ort eignet sich ja nicht schlecht, denn es ist viel Platz, da ringsum Wüste ist. Aber das kann nicht der Grund sein. Denn dann würde sich Leipzig

oder Berlin ebenso zu eignen, wo es an Platz zur übersichtlichsten Aufstellung der Menschheit auch nicht fehlt. Vermutlich haben sich die Mohammedaner gar nichts dabei gedacht und nur gewünscht, daß das letzte Wort auf ihrem Gebiete gesprochen werde. Sie halten ihre Religion ja für eine verbesserte Ausgabe der christlichen und jüdischen. Der Koran ist gleichsam nur der Kommentar zur Bibel, und so spielt denn alles im Islam eine Rolle, was im Alten und Neuen Testament vorkommt. Trotzdem springt der jüngste Prophet bekanntlich manchmal recht bös mit seinen Vorgängern um, und so kann sich kaum je eine Dreieinigkeit aus den Religionen Mosis, Christi und Mohammeds ergeben, — ganz abgesehen davon, daß in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Baron Hanns von Gumppenberg von einer Bäckersfrau mit Hilfe eines Klopftisches die definitiv letzte Offenbarung Gottes erhalten hat, wonach er erst der ganz richtige Prophet ist. Ich mußte im Orient oft an diesen begabten Parodisten denken, der auch in seiner prophetischen Periode ein glänzender, wenn auch unbewußter Parodist war. Denn er nahm seine Offenbarung Gottes mit der ganzen Inbrunst eines größenwahnsinnigen Gemütes ernst und kam erst dann zum Bewußtsein seiner menschlichen Insuffizienz, als er, weil Propheten nicht honoriert werden, unter die Rezensenten ging. Hier, im Oriente,

hätte der Überschwang dieses labilen Gehirns gewiß ein glorreicheres Ende gefunden. Entweder: man hätte diesen tapferen Bekenner geschwollenen Selbstgefühls gesteinigt, oder: man hätte Gefallen an seinem drolligen Weltbilde gehabt und ihn wirklich als würdigen Nachfolger der großen drei anerkannt. Im Westen dagegen wurde er nicht einmal ausgelacht; mehr noch: die Dummheit wurde ihm unter der stillschweigenden Annahme stillschweigend verziehen, sie sei ein maskierter übler Witz gewesen. Will man ermessen, bis zu welchem Grade heute Prophetentum bei uns unmöglich ist, so muß man diesen Fall Gumppenberg betrachten. Er gehört entschieden in die Kulturgeschichte und sollte nicht vergessen werden.

*

Unweit der Omajadenmoschee (über deren Architektur im Bädeker bündiger Aufschluß zu finden ist) befindet sich das Grab Saladins, des ritterlichen Sultans, dem Wilhelm der Zweite einen anscheinend goldenen Lorbeerkranz mit der Kette des schwarzen Adlerordens verliehen hat, — worüber sich die Mohammedaner heute noch wundern. Diese unwissenden Orientalen haben keine Ahnung, welche Begeisterung für Saladin eine Lektüre des Scottschen Romans Ivanhoe im Herzen eines jeden Europäers entzündet, der hochherzig genug ist, zu vergessen, daß Saladin

Vor dem Grabe Saladins in Damaskus

die Christen zu Paaren getrieben und ihnen Jerusalem endgültig abgenommen hat. Wir Deutschen, durch Loyalität abgehalten, uns unpassend zu wundern, sagen uns angesichts dieser kaiserlichen Kranz- und Kettenverleihung: Unerforschlich wie die Ratschlüsse Gottes sind die der Politik und Völkerphychologie des regierenden Sultans von Preußen*); lasset uns hoffen und harren, daß, wenn es einmal Licht darüber wird, es kein Feuerschein sein möge. (Übrigens machte in meiner Gegenwart ein deutscher Pastor ganz andere Bemerkungen darüber. Ich beruhigte mich erst, als ich sah, daß er Naumanns „Hilfe" in der Rocktasche trug.) Die Grabkapelle sah merkwürdig gut gehalten und neu aus; das ist vermutlich ein Verdienst Kaiser Wilhelms, dem zu Ehren vieles auf seiner Reiseroute neu aufgefrischt worden ist. Allein für die Wegeverbesserungen bei Damaskus soll der verflossene Sultan Millionen ausgegeben haben. Doch waren die Landstraßen längst wieder in den alten Zustand zurückgesunken, als wir sie sahen. So machten wir genau die Runde um die Stadt, die auch der Kaiser zu machen geruht hat, und unser Wagen blieb ein paarmal in tiefen Löchern hängen. Aber das gehört doch eigentlich zum Orient, und es ist ein Vorzug, den wir gewöhnlichen Reisen-

*) So nennt man fatalerweise den Deutschen Kaiser im Oriente. Das ist gewiß englische Anzettelung.

den haben, daß man uns nicht alles Eigentliche aus dem Wege räumt. Der Kaiser sah gewiß nicht wie wir den Kadaver eines Pferdes an der Stadtmauer liegen, in dem ein Rudel wilder Hunde sich an den Eingeweiden letzte. Ich sage nicht, daß dieser Anblick schön war, aber er war echt.

Schön und echt gleichzeitig war ein anderer: eine Kamel-Karawane schleppte Balken für einen Bau herbei. Auf dem Leittiere saß ein kleiner Kerl und zog gleichsam das wie mit Holzklammern verbundene lebendige Ganze hinter sich her. Es ging langsam, aber mit einer monumentalen Sicherheit. Der Rhythmus des Kamelschrittes ist der Rhythmus des Orients. Hier wiegt sich das Leben auf breiten, weichen, leisen Ballen langsam in alten Wegen dahin: nicht vorwärts, nicht rückwärts, im Kreise herum. Eine unsichtbare Karussellorgel dreht dazu das eintönige, einschläfernde Lied: Kismet.

*

Wir haben zu Fuße und zu Wagen einen guten Teil von Damaskus durchstreift. Wir sahen die berühmte riesige Platane; sahen sehr geschminkte und meist hübsche Jüdinnen ihre peinlich frisierten Köpfe zu den Fenstern herausstecken, wenn wir vorüber kamen; beteiligten uns an einem Feiertagskorso der Creme von Damaskus und konnten dabei auf Dächern und Mauern eine Menge gaffenden Volkes be-

Gasse in Damaskus

trachten; fuhren auch auf die Höhe von Salahje und erblickten nun unter uns die „Waldoase“ von ihrer schönsten Seite. Es ist ein erfreulicher Anblick, aber ich fand doch, daß die schönen Städte des Westens auch von ferne schöner sind. Wir fuhren zwischen üppigen Gärten und in lehmigen Straßen; wir sahen den Muzzedin auf den Minarehumgang treten, die Hand zum Trichter an den Mund legen und hörten seinen melancholischen Tremoloruf; würdig vornehme Scheiks sahen wir in reinlichen schönen Gewändern stolz einherschreiten (für mich hatten aber alle etwas Theologenhaftes); und einmal sahen wir auf der Straße einen völlig nackten alten Herrn im Buschwerk seiner haarigen Brust des edlen Waidwerks pflegen auf das kleinste Wild der Welt. Ich sprang aus dem Wagen und richtete mit vollster Geistesgegenwart das Kodakauge auf den weidlichen Jäger, und auch er tat alles, um ein gutes Bild seiner mit sicherer Kunst ausgeübten Handlung herbeizuführen; aber der Geist des schwarzen Kastens war wider mich: Ich photographierte den haarigen Mann auf eine dicke Jüdin und verlor beide.

Auch das Innere eines orientalischen Hauses durften wir betreten. Von außen sah es erbärmlich aus, aber innen war es niedlich. Da Damaskus einen harten Winter hat, beglückwünschte ich (natürlich nur inwendig) die Herrin des Hauses zu ihrem reichen Fettpolster. Sie muß sonst entsetzlich frieren, denn alle Zimmer

sind eigentlich offene Zellen nach dem Hof zu. Der aber ist wie ein Garten. (Mit Springbrunnen, versteht sich. Nur in Brescia gibt es soviel springendes Wasser wie hier.) Die ganze Anlage hat etwas von den antiken Häusern Pompeis. Doch fehlt der große Zug in der Dekoration. Und es gibt keine Bildwerke. Mohammed war im Grunde doch ein öder Banause: dieser schreckliche Theologe verbot die Nachbildung allen animalen Lebens. Dachte dieses Ungetüm vielleicht in Ornamenten? Seine Vernunft war ästhetisch borniert wie die van de Veldes, der den Zarathustra verunzieren durfte. (Dieses Buch ist eine wahre Untat und soll als ein Stein auf dem Gewissen derer liegen, die es nicht verhindert haben, obwohl sie wußten, daß sie ein Verbrechen an Nietzsche und am guten Geschmacke begehen ließen. Es gibt keine Entschuldigung dafür: hier war Rücksichtslosigkeit Pflicht. Zarathustra als typographischer Pfefferkuchen: nie haben sich Barbaren so an Heiligtümern versündigt, wie hier einer vom inneren Kreise.)

*

In der Nacht vor unsrer Abreise wachte ich plötzlich schreckhaft auf und sah ein milchiges Licht schräg über mir gleich einem viereckigen Monde. Da ich in Damaskus natürlich auch an den Apostel Paulus gedacht hatte, glaubte ich, noch halb im Traume, an eine Erleuchtung,

und ich fürchtete, ein Jünger Hanns von Gumppenbergs zu werden. Es war aber bloß das Korridorlicht, das durch ein Fenster über der Tür zu uns hereinschien. Ich schlief beruhigt wieder ein, träumte aber recht wirres Zeug. Das merkwürdigste, und sehr fürchterlich, an diesem Traume war, daß alle die „Sprüche", die ich als Kind habe auswendig lernen müssen, mir plötzlich wieder ins Bewußtsein kamen, das sich ihrer doch längst entledigt hat. Unablässig zitierte ich zumal den mir sehr widerwärtigen Apostel Paulus, das Urbild unserer Pastoren.*) Als es aber Tag wurde, war dieser Spuk verschwunden, und mein bewußtes Gedächtnis war paulusrein.

*) Man lese in seinem ersten Briefe an die Corinther das neunte Kapitel mit seiner dunklen Rechtfertigung jener „Schwester", die er „zum Weibe mit umher führte" („wie die anderen Apostel und des Herren Brüder, und Kephas").

XVII.

Vom unvermeidlichen Rajak; von einem seelenkundigen Neger; von einem beglückten Schläfer; von den Juden; von Yankeesprößlingen; von mißverstandener Milchschokolade; von Kirchensteuern.

„Gott will es!“ riefen die fränkischen Ritter, und machten sich gen Jerusalem auf. „Gott will es!“ sagte ich, da frühstückten wir zum dritten Male in Rajak.

Denn wir mußten nach Beirut zurück, wo Yankeedoodle auf uns wartete, und, ob du mit der Eisenbahn nach Beirut willst, oder von Beirut irgendwohin: du mußt immer in Rajak speisen, o Mensch, und du wirst fortan nie mehr Schöpsernes essen.

Als wir das Meer erblickten, und im Meer unser schönes Schiff, da war uns doch zumute, als ob wir nach Hause kämen, und wir freuten uns sehr auf die Yankeedoodleküche und unsre guten deutschen Stewards; und als wir, natürlich, mit Pauken und Trompeten emp-

fangen wurden, da klang uns zum ersten Male lieblich in die Ohren, was Blech und Kalbfell hergaben.

Nach Jaffa ging die Fahrt, dem Pilgerhafen, wo schon die Kreuzfahrer erfuhren, daß man viele hundert Meilen lang ungefährdet übers Meer fahren und ein paar hundert Schritte von der Küste entfernt ersaufen kann. Denn die klippenreiche Reede von Jaffa ist voller Tücken. Auf der hohen See mag sich kein Wellchen regen, aber das Wasser zwischen den sichtbaren und unsichtbaren Klippen hier geht immer stürzend hoch. Die Sache ist so bös und lebensgefährlich, daß die Hafenpolizei zuweilen das Ausbooten verbietet.

Wir hatten Glück und durften nach genossenem Lunch etwa um 1 Uhr hinüber. Da wir klug waren und warteten, kamen wir ins letzte und größte Boot, einen breiten, ganz flachen Kahn mit sechs Ruderern. Ein Neger hob meine Frau wie eine Hutschachtel hoch, setzte sie aber nicht sanft wie eine Hutschachtel, sondern fest wie einen Ballen Baumwolle auf die Bank. Sie wollte „danke" sagen, es kam aber ein „au!" zutage. Mit mir gedachte er das gleiche zu tun; ich umschlang ihn aber so innig, daß es in meinem Belieben stand, mich niederzusetzen, wie ich wollte. Allerdings hatte ich dafür den Genuß länger, an einer schwarzen Männerbrust zu ruhen, die glitscherig wie Öl

und entsprechend mißduftig war. So gleicht sich alles aus auf der Welt.

Wie gerne hätte sich meine Frau des Anblicks dieser Umklammerung erfreut, aber ihre Abneigung gegen heftig bewegtes Wasser ließ es zu keiner ungemischten Freude kommen. Der Seekrankheit allein schon ist kein Humor gewachsen; tritt aber Todesangst hinzu, so vergeht das Lachen auch der souveränsten Frivolität. Selbst ich, den Wellen gegenüber von schlechthin heroischer Gleichmütigkeit, fand diese Kahnpartie etwas bänglich, obwohl unsere sechs Ruderer mit großem Geschick Wellenwoge und Wellental berechneten und herzhaft dazu sangen, und als wir uns gar den Klippen näherten, die wie Raffzähne auf uns zu lauern schienen, da dachte ich in meinem lieben Herzen: absolut ausgeschlossen ist es nicht, daß du hier ersäufst. Und just jetzt legte der ölige Neger seine Ruder bei, erhob sich und fing an, in dem unangenehm schunkelnden Kahne herumzuspazieren und jeden einzelnen Passagier um Bakschisch zu ersuchen. Welch ein Psychologe! Seine Seelenkenntnis machte sich gut bezahlt, und er hatte alle Ursache zu dem befriedigten Grinsen, mit dem er sich wieder an die Ruder setzte.

Unnötig zu sagen, daß wir hinüber kamen; denn sonst würde ich jetzt nicht hier sitzen und von der niederträchtigsten bakschischopsychologischen Spekulation berichten, die mir je vorgekommen ist.

Defiliermarsch durch die Zollbaracke; Wanderung zu den Wagen durch ein paar Straßen Jaffas. Es mußte hier geregnet haben, denn wir schritten durch Moräste. Aber der Schlamm war interessant belebt durch viel Volk. Kramladen an Kramladen; Handwerkerbuden; Schreibertische. Auf einem etwas erhöhten Steine lag ein halbnackter, schöner junger Kerl und schlief. Die entblößte Brust hob und senkte sich ruhig, regelmäßig; ich hatte die Empfindung, dieser junge Mensch müsse den Schlaf bewußt genießen, also einen Genuß haben, der uns leider versagt ist. (Eine verteufelte Einrichtung, wenn man bedenkt, daß der fehlende Schlaf sich aufs unangenehmste bemerkbar macht.)

Unnötigerweise mußten Wagen bestiegen werden, um den nahen Bahnhof in wahnwitziger Galoppade zu erreichen.

Dort wurden die schönen, riesigen, kernlosen Jaffaorangen zu äußerst billigen Preisen feilgeboten. Diese Früchte müssen hier soviel wie gar nichts kosten, wenn man sie schon den Fremden halb verschenkt. Wir begriffen das, als wir an den Orangengärten vorbeifuhren, die in unglaublichster Uppigkeit mit den gelben Bällen behangen waren. Zuweilen lagen die Früchte haufenweise am Boden. Auch gab es riesige alte Ölbäume zu sehen und überhaupt eine Fruchtbarkeit von äußerster Fülle. Dazu viele Blumen von intensivster Färbung.

Es war angenehm, zu denken, daß es auch deutsche Bauern sind, die diesen fruchtbaren Boden in so guter Pflege halten: brave Schwaben. (Ein paar kleine Flachsköpfe hatten mich auf dem Bahnhof gar lieblich angeschwäbelt.) Doch dürfen auch die jüdischen Rothschildkolonisten nicht vergessen werden, die sich besonders als Weinbauern auszeichnen sollen. Sie haben dem neuen Reiche Juda gut vorgearbeitet, das die Zionisten anstreben. Ich mußt in Palästina oft an diesen neujüdisch-praktischen Idealismus denken, der, wenn er sich einmal in Taten umsetzen sollte, eine ungeheure Arbeits- und Opferwilligkeit erfordern würde. Zionist sein heißt einen schrankenlosen Glauben an die Kraft und Hingebung des jüdischen Blutes haben. Schon der Gedanke des Zionismus: die Tatsache der Existenz eines solchen Glaubens beweist, daß dieses Blut von unzerstörlicher Eigenheit ist. Die Römer müssen diese Kraft geahnt haben. Die fürchterliche Grausamkeit, mit der sie bei der Zerstörung des Judenstaates vorgegangen sind, weist darauf hin. Ganz Judäa verfiel dem Kaiserlichen Fiskus und wurde an Fremde versteigert; das Terrain von Jerusalem mußte überdies 90 Jahre unbebaut bleiben; die Stadt selber wurde buchstäblich dem Erdboden gleich gemacht. Und, berichtet Fallmereyer nach Flavius Josephus, „mehr als vier Stunden in der Runde hat das römische Belagerungsheer die Landschaft kahl geschoren, das Baum-

und Buschleben bis auf die letzte Spur vertilgt und im letzten Akt des Trauerspiels nicht bloß alle von Juden bewohnten Ortschaften Palästinas, über tausend an der Zahl, zerstört, sondern in seinem Rachegefühl auch noch die Quellen und die Brunnen verschüttet." Dieser kolossale Antisemitismus deutet nicht auf Verachtung. — Und nun zu denken, daß dieses von der antiken Weltmacht zertretene Volk, über die ganze Erde zerstreut (selbst in China gibt es alte jüdische Gemeinden), von Religions und von Rasse wegen gehaßt, verfolgt, gedemütigt, eingesperrt, dennoch innerlich zusammengehalten und sich in der Diaspora zu einer Macht erhoben hat, die fast auf jedem Gebiete des heutigen Lebens wirksam ist: wer möchte angesichts dieser unerhörten geschichtlichen Wahrheit nicht vorziehen, dieses Volk des Ostens hoch zu achten und seine völlige Einordnung in die westlichen Nationen zu begrüßen, statt ihm mit Hohn und Haß entgegenzutreten? Es gibt nur einen vernünftigen Antisemitismus: das ist der der Juden selber, die, zu guten Europäern im Sinne Nietzsches geworden, alles östlich-allzuöstliche der semitischen Anlage im jüdischen Blute bekämpfen, weil sie sich bewußt sind, daß die kulturellen Tendenzen sich vom Osten wegwenden, daß der Geist des Westens, dem sie sich mit gutem Fuge und Rechte zugeschworen haben, der Geist der Entwickelung ist, und daß er zwar des Judentums nicht ent-

raten kann, dem diese Entwickelung Wesentliches verdankt, wohl aber sich gegen die semitischen Atavismen zu wehren hat, die ihm ohnehin, und nicht von jüdischer Seite her, viel zu schaffen machen. Der jüdisch-nationale Zionismus wird ein Intermezzo des jüdischen Geistes bleiben, dessen wesentliche Bedeutung von internationaler Perspektive ist, obwohl der einzelne Jude sich merkwürdig gut insbesondere zum deutschen Patrioten eignet. Es ist dasselbe wie bei der internationalen Hocharistokratie. (Es gibt keine bedeutsamere Erscheinung, als die Verbindungen, die zwischen altadeligen und alttestamentarischen Familien zustandekommen.)

*

Der pietistische Buchhändler Jonas Kortens, der im Jahre 1737 nach Jerusalem reiste, mußte den Franziskanern von Jaffa (das er noch Joppe nennt) für Verpflegung und Begleitung von Jaffa nach Jerusalem und zurück 100 Taler zahlen, wofür er vier Wochen in Jerusalem bleiben durfte. Uns kostete die Reise und ein fünftägiger Aufenthalt im besten Hotel Jerusalems 175 Mark. Man wird also sagen dürfen, daß das Reisen in Palästina sich verbilligt hat. Auch bequemer und sicherer ist es geworden. Der fromme Jonas mußte nach Jerusalem *reiten*, und der letzte Teil der Reise war so unsicher, daß man ihn bei Tage nicht wagte. „Wir ritten die ganze Nacht nicht

anders als Diebe, die sich durchstehlen müssen. Denn niemand redete ein lautes Wort zu dem andern, und wenn sie Feuer schlugen zum Tabakrauchen, so bückten sie sich auf die Erde." Auch noch die Gräfin Ida Hahn-Hahn ist nicht viel anders gereist; auch nicht viel sicherer. „Nach Nazareth zu gehen hielt man für bedenklich, nach Jerusalem unmöglich, Beduinen sollten bis Akka umherstreifen." Das war 1843. Und doch pries sich die ahnungsvolle Gräfin glücklich, hier noch „nach einem grandioseren und freieren Zuschnitt" reisen zu können, als in Europa. In einem Buche, das der Kunst des Reisens dienen möchte, dürfen die Worte der klugen Dame (die man gegen Fallmereyers vernichtend höhnische Kritik heute in Schutz nehmen muß) wohl zitiert werden: „Da die Eisenbahnen ganz im Sinne des Jahrhunderts zum Vorteil der Industrie und auf Nützlichkeit berechnet sind, so ist mit ihnen die Seele der Geschäfte: Pünktlichkeit und Zeitersparnis, verbunden; und es gibt Augenblicke, wo man dies über alles schätzt. Kommen aber Momente, in denen man so recht das Vergnügen fühlt, in stolzer Unabhängigkeit und mit tiefer fester Teilnahme selbständig durch die Welt zu ziehen, so waren mir die Eisenbahnen ein Greuel, und das Vergnügen des Reisens ist für mich aus der Welt verschwunden. Stelle dir den Unterschied nur einmal recht lebhaft vor: unter betäubendem Geräusch, ab- und eingesperrt im schweren

Wagen, ohne zu hören, zu sehen, zu denken, rutschest du in einem Tage 30 bis 40 Meilen ab und findst dich abends im Gasthof abgeliefert; oder: du reitest in frischer Luft, unter freiem Himmel, auf deinem guten Pferdchen vielleicht nur 4 oder 5 Meilen täglich; aber du darfst sagen: an diesem Bach wollen wir frühstücken; du darfst den Zug aufhalten, um Oleander zu pflücken und auf deinen Hut zu stecken; du darfst vom Pferde steigen um die wunderlichen Bewegungen einer Seespinne in der Nähe zu betrachten; du darfst sagen, daß du ausruhen, essen, trinken oder vorwärts willst; kurz, in jedem Augenblick darfst du genau das tun, was du eben wünschest: du bist frei. Die Eisenbahnen beschränken mein Willensvermögen, indem sie meine Phantasie bedrücken."

Wenn die Gräfin wirklich Willensvermögen und nicht Willensfreiheit gemeint hat, muß man ihre frühe Erkenntnis bewundern, denn es ist wirklich wahr: das Eisenbahnreisen schwächt die Willenskraft selber; ja es schwächt das Persönlichkeitsgefühl: Die Endstation der Eisenbahn heißt Sozialismus. Der Staat als Vorsehung: dieses Ziel rückt nahe durch die Gewöhnung an einen Glauben, der mit ihm zusammenhängt: den Glauben an den Fahrplan. Aus der Vogelperspektive entwickelungsgeschichtlicher Betrachtung angesehen, gehören zusammen: Eisenbahn und Sozialismus, Automobil und Nietzsche.

(Nur sind es nicht gerade ausschließlich freie Geister, die Automobil fahren.)

(Ein ungeduldiger Leser: „Wollen Sie nicht endlich von Ihrer Fahrt nach Jerusalem erzählen?“ — Gleich, Herr, gleich!)

Wenn Gräfin Ida im Getrubel der Abfahrt gleich uns in ein Kupee gedreht worden wäre, in dem Amerikanerinnen mit ihren Sprößlingen saßen, so würde sie noch hingefügt haben, daß das Eisenbahnfahren unter Umständen zur Nervention werden kann. Diese Yankeejungen und -Mädchen, denen eine Fahrt nach Jerusalem nichts war, als eine Eisenbahnfahrt wie jede andere, bewährten den Geist der Freiheit, in dem sie „erzogen“ waren, dadurch, daß sie sich in üblen Manieren und Flegeleien überboten. Sie bombardierten sich mit Orangenschalen, übten sich im Zielspucken, ließen um die Wette die Fallfenster knallend auf und ab, spielten im Mittelgang Haschen, prügelten sich, brüllten, heulten, kreischten — alles zum unendlichen Vergnügen ihrer Väter und Mütter, die, als eine unserer dänischen Freundinnen aufs höflichste um etwas Ruhe bat, höchst ungehobelt erklärten, für die Kinder sei bezahlt worden.

Ich verließ diese schlechte Kinderstube und setzte mich draußen auf die Einsteigetreppe der hinteren Plattform. Neben mir, in einem geöffneten Käfterchen, saß der syrische Schaffner. Ich dachte, es sei sein Dienstplatz, es war

aber das Kloſet. Er verließ es nur, wenn der Zug hielt. Doch veranlaßte ihn lediglich das Bedürfnis nach Ruhe dazu.

Die Landſchaft iſt öde, aber zuweilen heroiſch. Je höher man kommt, um ſo troſtloſer wird ſie. Baedekers Erinnerungen an die bibliſche Geſchichte helfen darüber nicht hinweg. Die Enkel und Enkelskinder derer, die hier noch ein fröhliches Räuberleben geführt haben, kommen ſcheu und armſelig an den Bahnhof. Ich bot einem Kind ein Stück Milchſchokolade an, das etwas weich geworden war. Das kleine Mädchen hielt es daher für Pomade und ſchmierte es ſich in die Haare. Da erkannte ich, daß Schokolade ein verkleidetes Nahrungsmittel iſt.

Und kurz und gut: wir kamen nach Jeruſalem.

Meine Frau hatte in der Erinnerung an die Storia Sacra offenbar einen Tempel ſtatt eines Bahnhofes erwartet und war daher enttäuſcht. Ich war es gar nicht. Der Grund dafür iſt einfach: Meine Frau iſt eine gute katholiſche Chriſtin, und das Wort Geruſalemme klingt in ihrem Herzen; ich dagegen bin bloß mal als evangeliſch-lutheriſcher Täufling in ein Taufregiſter eingetragen geweſen und habe keine andere Beziehung zu „meiner“ Kirche als die, daß ich „zu der Kirchenſteuer herangezogen“ werde, ſeit ich in Sachſen vorüberſiedle. Das Verbum „heranziehen“ trifft die Sache vollkommen. Freiwillig würde ich dieſe mir

sehr unsympathische Anstalt gewiß nicht unterstützen, und ich finde es wenig stolz von ihr, daß sie sich von Leuten unterstützen läßt, die nicht das mindeste mit ihr zu tun haben wollen. (Vermutlich ist das auch bloß im Königreich Sachsen so.)

Mir hat auch das übrige Jerusalem ganz den Eindruck gemacht, den ich erwartet habe: den Eindruck eines schmutzigen Tummelplatzes höchst kurioser Glaubensfragmente; Ehrwürdiges und Albernes dicht beieinander; die wurmstichigen Bretter der Wiege eines großen Gedankens kaum noch zu seinem Sargdeckel brauchbar, weil sie die verschiedenen Vertreter dieses Gedankens sich allzu häufig schon um die Ohren geschlagen haben.

XVIII.

Von der heiligen Stadt und allerhand darin, z. B.: Mitbringseln für Touristen, Pilger und Antiquitätensammler; vom Tempelberg; von der kleinen Maria; von der via crucis; von der Heiliggrabkirche; von der Klagemauer; von Bethlehem.

Das Hotel Fast, das uns in Jerusalem beherbergte, gehört einem Württemberger und ist recht gut. In der Nähe befinden sich einige photographische Ateliers, deren Spezialität darin besteht, die Karawanseln aus Europa und Amerika als Araber zu photographieren. Man steckt sie in Burnusse, windet ihnen Tücher ums Haupt, umgürtet sie mit Waffen, und die Wüstlinge sind fertig. Sodann gibt es, gleichfalls nahebei, reich assortierte Lager von Ansichtskarten und anderen Andenken an das heilige Land, als da sind: Kreuze, Broschen, Zigarettenspitzen, Ketten aus Perlmutter; Schatullen, Schreibzeuge, Notizbücher, Spazierstöcke aus Olivenholz; Tintenfässer, Aschenbecher,

Blinde Bettlerin in Jerusalem

Briefbeschwerer aus schwarzem Stein vom toten Meere. Das hübscheste sind in Olivenholz gebundene Bücher mit eingeklebten, in einem naiven Geschmacke sehr nett zu Buketts vereinigten trockenen Blumen aus der Umgegend Jerusalems.

Die Fremdenindustrie hat sich also seit Fallmereyers Zeit beträchtlich gehoben.

Die Pilgerindustrie dagegen ist die gleiche geblieben. Sie ist die interessantere, weil sie, wenn schon nicht Gefühlshintergrund, so doch Gefühlsperspektive hat. Diese Perspektive richtet sich zumeist in die Seelen russischer Pilger. Für diese sind die dünnen Gardinen gemacht, auf denen in Schablonendruck ein byzantinischer Christus steht, und die ebenso hergestellten kattunenen Kopftücher in dunkelblau mit der weißen Taube des heiligen Kreuzes. Auch Seife gibt es mit dem aufgeprägten Bild Christi; schon die Frömmigkeit verbietet es, sich mit ihr zu waschen, denn das hieße, das Bild des Herrn auslöschen.

Doch ich will der russischen Pilger nicht spotten. Zweierlei hat mich in Jerusalem tief ergriffen: die Inbrunst ihres Glaubens und die Inbrunst des Schmerzes der betenden Juden an der Klagemauer.

Wer weder Pilger, noch Karawanse ist, weder Erbauungsgegenstände, noch Touristenkinkerlitzchen sucht, kann, wenn er es versteht, sich umzusehen, interessante Altertümer,

zumal byzantinischer Herkunft, finden. So hätte ich für 40 Franken die riesigen Supraporten aus einem renovierten griechischen Kloster kaufen können, auf denen das jüngste Gericht nach byzantinischer Auffassung in zwar wenig intakter, aber guter Malerei zu sehen war. Auch Teppiche sind billig zu haben. Jerusalem scheint überhaupt der billigste Trödelmarkt des Orients zu sein. Hier wird ja auch geistig mit abgelegten Kleidern gehandelt. Das Würfeln um den Leibrock Christi damals war ahnungsvolle Symbolik. Wer hat ihn erknobelt? Ein germanischer Legionar. Bei wem hat er ihn versetzt? Bei einem jüdischen Pfandleiher. Und wo ist er nun? Man kann es im deutschen Kommersbuche lesen.

Ich verdenke es keinem Frommen, wenn er mir diese Anmerkung übelnimmt; ich habe hier den Frommen auch manches übelgenommen. Denn man braucht kein Christ zu sein, um Ärgernis an den Christentümern zu nehmen, die sich hier präsentieren. Christus ist ein Heiliger der Menschheit; er gehört allen, die Ehrfurcht vor dem Geiste und Bewunderung für Heldentum haben. Es kann uns nicht einerlei sein, wenn aus einem großen Menschen ein problematischer Gott gemacht wird. Wir denken jetzt ohne Heftigkeit darüber: tolerant im eigentlichsten Sinne; denn gerade der temperamentvolle Denker Christus und die Entwickelung, die seine Lehre genommen hat,

Bettler in Jerusalem

haben uns gelehrt, daß ideale Forderungen an die Menschheit wenig Aussicht auf Erfüllung haben, und daß diese schließlich, wenn auch auf Umwegen und nur in einer Auslese, von selber zur Vernunft kommt; auch wissen wir, daß die Masse nur für karikierte Ideale Sinn und Begriff hat, und daß sie sich am Ende im Fratzenhaften sogar wohlfühlt; und unser Egoismus ist resolut genug, selbst aus der Betrachtung dieser menschlichen Insuffizienz und ihrer oft sehr schönen Folgen ein lebhaftes Vergnügen zu ziehen, wie aus einem Schauspiele, das unsere eigene Mangelhaftigkeit vergröbert widerspielt: aber wir sind es uns selber schuldig, immer wieder „herzhaft zu protestieren", um, gleichviel vor welchem Forum, unsere Seele zu retten: unsere stolze Bescheidenheit, die keinen Heiland für sich bemüht sehen will, weil sie an ihre eigene Kraft glaubt, das Abenteuer des Lebens, wenn auch nicht glückhaft, so doch mannhaft zu bestehen. Daß viele beim letzten Treffen fallen, wissen wir, und nur wenige sind ihrer selbst sicher. Aber nur der Feige kapituliert, bevor die letzte Patrone verschossen ist.

✿

Meine gutkatholische Frau und ich haben Jerusalem auf zweierlei Weise gesehen, und doch sind wir zu einerlei Meinung über das Gesehene gekommen: hier liegt Schutt. Es

freut mich, daß diese Erkenntnis sie nicht um ihren Glauben gebracht hat, denn wenn der Glaube lebendig und einem Menschen gleichsam organisch ist, so ist er eine Lebenskraft mehr. Wer ihn nicht hat und unvermögend ist, andere seelische Kräfte so auszubilden, daß er seiner nicht bedarf zu einem Weltbilde von ruhiger Geschlossenheit, dem fehlt etwas wesentlich Menschliches. Aber es geht auch so. Die meisten Menschen haben weder durch Glauben, noch durch Denken ein Weltbild gewonnen. Aber sie sind auf eine Zeitung abonniert.

*

Das Schönste, das Jerusalem fürs Auge hat, ist das Plateau, auf dem der Tempel Salomonis stand und nun, über dem alten Opferfelsen errichtet, die Omarmoschee mit ihrer grünen Kuppel steht. Denke ich an den Tempelberg zurück, so habe ich eine wundervolle Erinnerung an etwas herrlich Helles mit wenigen, aber edel klaren Farben. Außer der leuchtenden Moschee (in meiner Erinnerung spricht Gold mit) gibt es wenig gegenständliche Einzelheiten: Zypressen, Ölbäume, ein paar alte Mauerreste, ein paar Brunnen, ein paar wiesige Flecke. Aber dieses sonnige, fast schattenlose Ganze hat einen wundersam klarblauen Himmel über sich, und die Luft ist von einer Transparenz, die selbst den aus Toskana Verwöhnten überrascht.

In der Moschee tritt alles zurück neben dem unbehauen aufragenden Moriahfelsen mit seinen Blutrinnen. Dieser Felsen trug die erste Andacht zu einem Gotte. Unser Führer, der seinen Baedeker wohl studiert hatte, machte uns mit einem kleinen Extratremolo in der Stimme darauf aufmerksam, daß wir uns an der Wiege des Monotheismus befänden. Ich sah im Geiste hammelschlachtende Priester und fand die Vorstellung: Haeckel, einen Affen sezierend, schöner.

Auch in den „Ställen Salomos" waren wir. Es sind unterirdische Gänge mit schönen Säulen. Daß die alten Juden Pferdeställe so prachtvoll ausgestattet haben, glaube ich ganz und gar nicht.

Sodann wanderten wir in eine ganz moderne Kirche, von der ich jede Erinnerung verloren habe, doch gab es da ein wunderhübsches Bild der kleinen Maria: Maria im Wickelkissen. Ein entzückendes kleines Mädchen. Als sie groß war, besuchte sie hier nebenan die heilige Elisabeth, „und das Kind hüpfete in ihrem Leibe". Auch ist hier der Teich mit dem wundertätigen Wasser. Doch scheint seine Wunderkraft dahin zu sein, denn Jerusalem wimmelt von Krüppeln, Blinden, Aussätzigen. Ich kaufte meiner Schwägerin, der sanftesten, gütigsten und schönsten Nonne, die ich je sah, eine Medaille mit der Maria bambina. Es sind französische Mönche, die diese

Marienkirche betreuen, und der führende Pater sprach mit einer Art frommer Galanterie von der kleinen Maria.

Die nächste Kirche, die wir besuchten, wird dagegen von deutschen Nonnen bedient. Die Oberin war eine anscheinend sehr gebildete Dame, denn sie sprach mit ruhiger Kritik von der Fragwürdigkeit der meisten Legenden über die heilige Topographie Jerusalems. Den Bogen aber, um den herum ihre Kirche (auch ganz neu) gebaut ist, wollte sie doch als den angesehen wissen, auf dem Christus dem Volke nach seiner Verurteilung gezeigt wurde. Und das hat auch wirklich nichts wider sich. Denn dieser Bogen ist in der Tat der Rest eines römischen Staatsgebäudes, und man hat immer angenommen, daß von hier aus die via dolorosa begann. Nur lag diese viel tiefer, als die Straße, die man jetzt mit diesem Namen bezeichnet. Die Nonne führte uns in Souterrainräume, die ohne weiteres als Reste eines alten Hofes erkennbar waren, von dem aus man jetzt einen Teil der alten, breiten, gepflasterten Straße bloßgelegt hat, die wohl wirklich die war, auf der Christus sein Kreuz hat tragen müssen. Auch wenn nicht am Ende der ausgegrabenen Strecke eine Statue des unter dem Marterholze niedersinkenden Leidensmannes aufgestellt gewesen wäre, hätte uns der Anblick dieses Bodens ergriffen. Er ist ganz mit breiten Steinplatten gepflastert, in

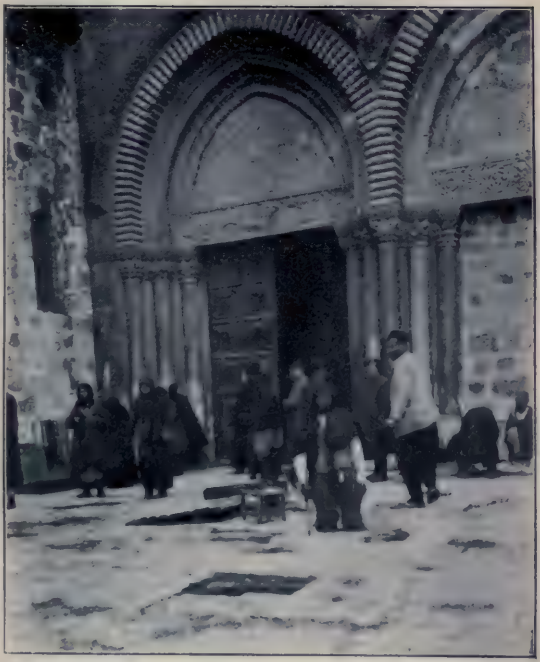
denen man, wie in Pompeji, die Gleise sieht, die die Wagenräder hineingefurcht haben. Im Hofe selbst sieht man noch eingeritzte Linien und Löcher für das antike Kugelspiel. Auffällig ist die Breite der Straße. Jetzt gibt es in Jerusalem, verglichen damit, nur Gassen. Jerusalem war gewiß zu Christi Zeiten beträchtlich mehr, als das jetzige Gewinkel schmutziger Häuserreihen.

Wir kauften der Klosterfrau gerne ein paar Deckchen um das doppelte ihres Wertes ab, die von kleinen Zöglingen des Klosters hergestellt waren. Alles was die „lateinischen Christen" hier für das arme Volk tun, ist der Hochschätzung und Förderung wert. Die katholische Kirche erscheint unter den andern Christentümern Jerusalems wie eine edle Matrone: Caritas, die Armut an ihre Brust nehmend.

Eine kleine, dunkle, mit vielen, vielen Lichterchen besteckte Kapelle ist dort errichtet, wo Veronika den Schweiß vom Antlitze Jesu gewischt haben soll. Was für ein schönes Märchen das ist vom dem Bilde im Tuche! Und wie menschlich man doch damals war gegenüber verurteilten Verbrechern. Heute lebt diese Menschlichkeit wohl nur noch im russischen Volke, wo auch das alte Christentum noch lebt: byzantinisiert, schwül, ekstatisch — uns ein klinischer Anblick. Was folgt daraus? Lest Dostojewski!

Ich nenne diesen Namen nicht von ungefähr. Wie mir in Baalbek Nietzsche vor die Seele

trat, so in Jerusalem er. Und, wenn ich es versuchte, mir den Nazarener vorzustellen, wie er hier, das Auge nach innen gerichtet, doch manchmal mit einem glühenden Blicke alles umfassend, was um ihn war, so erschien er mir immer unter dem zerfurchten Bilde des großen Russen: nur jugendlicher, aufrechter, liebevoll heftiger. — Beide liebten aus einem innerlich stolzen Herzen das Zertretene; beide wählten, eigene Ungebärdigkeit der Seele meisternd, die Demut als Waffe und Ziel; beide sahen in der Schwäche das seelisch Edle und in der Macht das seelisch Gemeine. Aber Christus, der den gefühlvollen Johannes liebte, hinterließ als Erben den schlauen Paulus. Und Dostojewski, der ein großes Kind geliebt hat: das russische Volk, wird gleichfalls falsche Erben finden. Jährlich tragen hunderttausende russischer Dostojewskiherzen die dumpfe Inbrunst ihres Glaubens zum heiligen Grabe nach Jerusalem — aber die Popen, die sie anführen, haben russische Paulusgesichter. Es ist die Verwünschung allen Glaubens, den Propheten und Dichter erfühlen, daß er zum Metier von Pfaffen wird, die, keineswegs aus Niedertracht, oft sogar in der besten Meinung, nichts anderes tun können, als ihn schlicht und recht zu einem Stiefel zu verhunzen, der allen passen soll und jeden drückt. Das Schlimmste aber ist, daß jeder *seine* Fasson für die allein richtige, echte hält, während,



Der Eingang zur heiligen Grabeskirche

um im Bilde zu bleiben, Christus in Sandalen ging.

Die Kirche zum Heiligen Grabe in Jerusalem ist gewiß das merkwürdigste Gebäude der Welt, und ich möchte wohl die Geschichte von ihr nach den Quellen studieren. Mein Pietist und Buchhändler aus Altona, dessen wütig fromme Beschreibung Jerusalems sehr lehrreich zu lesen ist, nennt sie einen „italiänischen Raritätenkasten" und den „allerberühmtesten Götzentempel der ganzen Welt". Er hat noch den richtigen alten furor protestanticus im Leibe und zieht den türkischen Kaiser dem römischen Papst bei weitem vor. So wilde Protestanten gibt es ja wohl heute nicht mehr. Aber über die Grabeskirche sind doch die meisten recht außer sich. Anfangs glaubte ich, es spräch da ein bißchen Ärger mit, weil sie nicht auch ein Käfterchen drin haben neben den älteren Brüdern in Christo. Aber nein: „Da gehören wir nicht hinein, Gott Lob und Dank!" hörte ich einen Pastor zu seiner Frau sagen: „es steigt einem die Scham ins Antlitz bei solcher Schmach, und es ist eine wahre Schande, daß die Katholiken diesen Kehrichthaufen von Aberglauben und Abgötterei nicht den Orientalen überlassen!" „Aber es ist doch das Grab des Herrn drin?!" wagte die Gattin zu entgegnen. „Wo's Grab des Herrn!" rief wiederum der

Herr Pastor, „wir brauchen keinen Stein, um an seinen Tod erinnert zu werden, und am wenigsten einen von zweifelhafter Beglaubigung. Alles dies ist ganz fürchterlich und abscheulich."

Und doch weiß ich, denn ich habe es mit angesehen, daß die frostigsten protestantischen Christen in eine gewisse, zwar temperierte, aber doch merkliche Aufregung kamen, wie sie vor der zerrissenen Grabplatte standen.

Trotzdem empfand ich gar nichts, als ich mit einer Yankeedoodleschar in die Kapelle hineingeschubst wurde; als ich aber ein zweites Mal mit russischen Bäuerinnen hineinkroch und nun mit lauter beseligten alten Weiblein vor dem unbeglaubigten Steine stand und sah, wie deren Tränen auf die Platte rollten, und wie sie ihre Bündelchen nur für die Dauer eines Atemhauchs daran hielten und diese dann küßten, wie etwas Heiliges, da fühlte ich das Wunder dieses Steines, der beseelt ist durch Millionen Seelen, die an seine Heiligkeit glauben. Im Glauben liegt alle Magie. Der Glaube wirkt Wunder. Der Glaube ist zeugende Sehnsuch, — wie die Poesie. Der Glaube ist die Poesie unpoetischer Seelen, die zwar nicht gestalten, nichts aus sich herausstellen, aber: sich innerst etwas ein-bilden können. Diese sublime Kraft unterscheidet sich von der poetischen ferner dadurch, daß sie sich selber mitteilen kann, während die Poesie nur Wirkungen austeilt.

Der Glauben macht Gläubige; er tritt stets epidemisch auf, und es scheint, daß er immer nur durch einen anderen Glauben überwunden werden kann, nicht etwa durch bloße Beweise seiner Unrichtigkeit. Denn, wer zu glauben geboren ist, will glauben; es ist eine Kraft in ihm, die sich betätigen muß; es handelt sich um einen Trieb. Der hat in seinen primitiven Formen etwas Elementares, das imstande ist, Mächte von viel höherer, edlerer Art niederzuwerfen, gleichsam zu überwalzen. Dem Glauben ist keine Weisheit gewachsen, und wenn er die offenbarste Torheit wäre. Aber er läßt sich von der Klugheit ziemlich leicht für ihre Zwecke einspannen, auch wenn sie garnicht seine Ziele sind. Glaube und Masse sind aufeinander angewiesen. Eine Masse zerfällt, wenn sie keinen Glauben hat, und jeder Glaube verflüchtigt sich, wenn er nicht mehr die Kraft besitzt, eine Masse zu beeinflussen. Der Protestantismus ist längst ein christliches Verflüchtigungssymptom; seinem Glauben war von vornherein zuviel kritisches Denken beigemischt; er verlegte den Glauben ins Gehirn und entzog ihm die Speisung durch die Sinne. Aber ohne sublimierte Sinnlichkeit: ohne Mystik ist gerade der christliche Glaube ein Lehrgebäude, in dem die Masse sich auf die Dauer nicht heimisch fühlen kann. Der Glaube muß selig machen, muß den ganzen Menschen entzünden, — und das läßt sich mit Worten allein auf die Dauer nicht erreichen.

Lutherworte haben es offenbar vermocht, aber Pastorenworte sind zu schwach dazu. Es gibt überzeugte Protestanten, und darunter sind sowohl erleuchtete Köpfe wie warme Herzen; es gibt auch noch eine Menge gewohnheitsmäßige protestantische Kirchenbesucher, aber protestantisches Volk gibt es eigentlich gar nicht mehr.

Eine protestantische Abteilung in der Heiliggrabkirche zu Jerusalem wäre in der Tat ein Unding. Die protestantische Kirche steht außerhalb des wirklich lebendigen Christentums; sie ist keine Filiale davon, sondern immer noch ein Protest dagegen: ein Protest gegen das, was das Leben selber aus dem Christentum entwickelt hat. Daran ist gewiß allerhand auszusetzen, aber eins wird man ohne weiteres erkennen und respektieren müssen: es ist eine lebendige Kraft: ist positive Macht: ist Kirche. Die lateinischen, die griechischen, die russischen, selbst die afrikanischen Christen repräsentieren ein natürlich gewordenes Christentum teils von internationaler, teils von nationaler Bedeutung. Der Protestantismus, nur in England zu nationaler Geschlossenheit und zu einem Stile: einer Kirche gelangt, repräsentiert nur die Macht einer Kritik, die längst überholt ist. Was ihn überholt hat, ist Geist von seinem Geiste, aber resolut ins Unchristliche, Ungläubige gewendet. Der Protestantismus wollte das Christentum gleichsam in einem Eiskeller des Geistes konservieren, aber alles eigentlich Lebendige

Türken vor der heiligen Grabeskirche

des Glaubens starb in dieser unmenschlichen Temperatur ab, während das Christentum, das sich weiterhin den Mächten der Fäulnis ruhig aussetzte, üppig weiter lebt und gedeiht: da etwas madig, dort ein bißchen verschimmelt, überall, ausgenommen bei den Russen, entschieden nicht mehr ganz intakt, — aber: es hat seine Wurzeln in der Erde und kostet Sonne, Wind und Regen natürlicher Entwickelung und wird erst verdorren, wenn seine Völker, nach anderen Mitteln zur Seligkeit lüstern, ihm selber die Wurzeln abgraben. (In Frankreich und in Italien, so scheints, fangen sie an.)

*

Hätte ich wirklich Zeit gehabt in Jerusalem, so würde ich vor allem versucht haben, mir ganz klar über die Architektur der Heilig-Grab-Kirche zu werden. Der deutsche Franziskaner, der mir die römisch-katholische Kapelle zeigte, hätte mich zwar nicht selber führen, mir aber die Wege weisen können. Ich bin sie auch einmal gegangen, aber einmal genügt längst nicht, und man müßte sie ungestörter gehen können. Denn, verwirrt schon das Labyrinthhafte dieser Galerien, Treppen, Einbauten, Überbauten, unterirdischen Gänge, Höhlen, Kapellen usw., so wird eine wirklich bleibende Orientierung fast zur Unmöglichkeit, wenn man auf Schritt und Tritt Prozessionen und Touristentrupps begegnet, die das dumpfe

Dunkel mit Geflüster, Gemurmel, Geplärr erfüllen, während gleichzeitig Bettler und Führer sich herandrängen, so oder so Bakschisch heischend. Und doch kann sich nur Der einen wirklichen Begriff von diesem Kirchicht machen, (denn es ist wie ein Komglomerat von Kirchen unter einem Dache), der sich ein klares Bild von dem Durcheinander dieser Architektur angeeignet hat, die nur im mittleren Teile Plan verrät. Erst wer die Architektur ganz beherrschte, könnte sich auch mit den früher endlos behandelten Fragen über die Wahrscheinlichkeit der verschiedenen heiligen Orte, die hier versammelt sind, beschäftigen. Was alles in dieser Kirche vereinigt ist, möge die Erklärung zu einem alten Plane der Kirche zeigen, den ich besitze. Wenn ich mich recht erinnere, wurde uns aber noch etliches mehr gezeigt. Ich lasse alles profane (wie die Abtritte, die Wasserbehälter, die Speisekammern, die Küchen, die Speisezimmer, die Mönchszellen etc.) weg, sowie auch die vielen Treppen und Zugänge ohne legendare Bedeutung. Die Numerierung geht nach dem alten Plane: 3. Wo ein Mönch verbrannt worden. 4. Wo ein Weibsmensch verbrannt worden. 5. Wo die Griechen Messe lesen. 7. Die Pforte der Abyssinier. 9. Wo die ägyptischen Mönche sich aufhalten. 13. Begräbnisse des Godofredi und Balduini, der Gebrüder. 14. Melchisedechs Grab. 15. Wo die Georgianer sind. 16. Grä-

ber der Königskinder (der Könige, so nach den Kreuzzügen regiert). 17. Der Ort der Schädel-Stätte. 18. Die Sorianer oder Jakobiter. 19. Die Armenier. 20. Die Abyssinier. 21. Die Kopten. 22. Grab Josephs von Arimathia. 27. Wo die Gregorianer Messe lesen. 28. Sakristei der Griechen. 29. Altar der Griechen. 30. Wo der Mittelpunkt der Welt oder des Erdbodens sein soll. 31. Das Chor. 32. Der Sitz der Patriarchen. 33. Der Ort des Evangelii. 34. Der Altar. 36. Kapelle des heiligen Kreuzes. 38. Wo Abraham den Isaak geopfert. 40. Die Säule der Geißelung. 44. Wo Christus seiner Mutter erschien. 48. Das heilige Grab. 49. Das Gefängnis. 50. Des Longini Kapelle. 51. Wo die Kleider geteilt worden. 52. Des Improporii Kapelle. 53. Wo Christus ans Kreuz genagelt worden. 54. Wo er in die Höhe gerichtet worden. 55. Eine Kapelle der Skt. Helenen. 56. Wo das heilige Kreuz gefunden worden. 57. Ein Altar der Armenier. 58. Die Kirche der Franziskaner. 60. Fels der Salbung Christi. 61. Das Grab Nikodemi. 62. Wo die Mutter Gottes und die Jünger Johannes gestanden. 63. Wo Jesus gestanden, da Maria gemeint, es sei der Gärtner. 64. Wo Maria gestanden.

Die Jakobiten (syrische Christen, eine sehr alte östliche Schattierung) haben, soviel ich weiß, ihren Platz in der Kirche nicht halten können, da sie die Miete nicht mehr zahlen

konnten. Wahrscheinlich sind sie von der Konkurrenz überboten worden. Wenn ich recht berichtet bin, muß sogar für den Kirchenschlüssel, der einer türkischen Familie gehört, Zins gezahlt werden, und die türkische Wache, die in der Kirche ihre Wachtstube hat, wird wohl auch nicht gratis aufziehen. Daß die verschiedenen Brüder in Christo sich zuweilen unter dem Dache dieses Heiligtums gegenseitig verhauen, ist bekannt und entpreßt frommen Zeitungsschreibern alljährlich Tränen der Scham, die zu Druckerschwärze werden. Ich wundere mich über den theologischen Holzkomment nicht mehr, seitdem ich diese Brüder (römisch-katholische sind sicherlich *nicht* darunter) gesehen habe, und ich empfehle jenen Journalisten, ihr Schamgefühl für andere Gelegenheiten christlicher Herkunft zu sparen. Diese koptischen, abessinischen und sonstwie orientalischen Mönche sind eine Art religiöse Hausknechte, die zur Verteidigung ihrer Spezialkäfterchen Hausknechtsmittel brauchen, da andere ihnen nicht zur Verfügung stehen, und es heißt das Christentum beträchtlich überschätzen, wenn man annimmt, es sei geeignet, die Anwendung von Brachialgewalt zu verhindern. Es billigt sie vielmehr immer solange, als die übrige Kultur nichts dagegen hat. Der Kopte verachtet den Abessinier und vice versa. Wenn nun der Abessinier dem Kopten ins Gebetbuch spuckt: warum soll dann der Kopte dem Abessinier nicht eins aufs Dach

geben? Man muß sich vielmehr wundern, daß er ihn nicht totschlägt. (Er täte es vermutlich auch, wenn nicht die türkische Wache da wäre, die die Brüder in Christo trennt.) Je fanatischer diese Pfaffen ihrem Glauben angehören, um so wilder müssen sie auf die andern Pfaffen sein, und wenn nun die armen Kopten bloß ein lumpiges Winkelkapellchen haben, während die großen Brüder mit den kostbarsten Heiligtümern protzen, muß da so einem heißblütigen Ägypter nicht einmal die Laus über die Leber laufen? Haben die Kopten nicht vor allen anderen Christen etwas voraus? Wir haben von den Juden das Alte Testament bloß literarisch übernommen: die Kopten aber lassen sich noch beschneiden. Beschnitten und getauft, — wenn das Wort wahr ist: doppelt genäht hält besser, so darf man sich nicht wundern, wenn sich die Kopten für doppelfromm halten. Und so hat jedes dieser Christentümer irgend eine Spezialität für sich und gerade die, die den Ausschlag gibt. Wie sollte da der Glaube nicht manchmal aus der Haut der Liebe fahren und wild werden? „Kindlein, liebet euch untereinander!" gilt bloß für Christen des gleichen Aichstriches. Den andern gegenüber heißt es: „Wenn aber dich sein Glaube ärgert, so reiße ihn aus!"

Ach nein, unsere Christen haben keine Ursache, sich über den Holzkomment in der Heiligen Grabeskirche aufzuhalten. —

Ich sagte schon, daß ich keinen klaren Begriff von der Architektur dieser wunderlichsten aller Kirchen gewonnen habe. Um so stärker war die Stimmung, die ich empfing. Am kürzesten wäre sie auf einen erlauchten Namen getauft: Rembrandt. Daß dieser Hexenmeister des halben Dunkels hier hätte malen: den Zauber dieser Farbentiefe noch zauberhafter hätte im Märchendunkel seiner Kunst aufleuchten lassen dürfen! In diesen Hallen und Kellern, Gängen und Winkeln, Nischen und Höhlen, unter diesen Kuppeln und Kreuzungen, zwischen diesen Säulen und Wänden, Gittern und Vorhängen ist ein ewiger Kampf des Finstern mit dem Hellen, des Schattens mit dem Licht, und überall hier ist dennoch allgegenwärtig die Macht der Farbe: diese trostreiche Macht, die uns beglückt und beseligt, die wir zwar nicht glauben aber sehen können. Aus falschen und echten Edelsteinen wirkt sie in Strahlen; unterm gelben Lichte der Kerzen lebt sie als Schmelz auf; mit verhaltener Glut wohnt sie unter braunen Schatten, tief, beruhigend. Es sind keine großen Kunstwerke in dieser Kirche, aber sie ist voller Gnaden für das Auge, das sich an großer Kunst gebildet hat, mit künstlerischer Inbrunst zu sehen.

Unter den Menschen, die dieses Mysterium aus Hell und Dunkel beleben, sind gleichfalls viele Rembrandt-Modelle. Die dunklen Christen würden ihn wohl am meisten gelockt

Russische Pilger vor der heiligen Grabeskirche

haben: die braunen und schwarzen aus Asien und Afrika, in deren Augen der Fanatismus wie eine zum Sprung geduckte Bestie sitzt. Manche aber haben den Blick eines anderen Tieres: der Dummheit, die sich an Gebetbuchworte klammert. Hell dagegen, blau, kindlich, ganz in Liebe verklärt, begnadet, beseligt sind die Augen der russischen Pilger, dieser armen großen Kinder, die, Männer und Frauen, in schweren Schaftstiefeln weit, weither gewandert sind aus dem heiligen Rußland, monatelang von Pilgerstation zu Pilgerstation, mühselig aber doch wie getragen durch eine innere, hebende Kraft, zu diesem anderen heiligen Lande, wo ihr Jesus ihnen lebte und starb, dieser Jesus in Gold und glitzernden Steinen, streng und gütig, starr und milde, uns nur noch ein Stilgespenst, diesen der lebendige Inbegriff aller Sehnsucht, allen Glaubens, alles Guten, aller Macht und Herrlichkeit. Sie fallen, die Arme breit auseinander getan, langsam vor dem Steine nieder, auf dem sein Leichnam nach ihrer Legende gesalbt wurde (er stammt aus dem Jahre 1801) und suchen so viel als möglich von ihm mit ihrem Leibe zu bedecken, und küssen ihn da und küssen ihn dort, und streicheln ihn mit den harten Händen und legen ihre Wangen daran, wie ein Kind die seine an die Wange der Mutter legt. Und es können Tausende um sie herumstehen: sie sind allein, allein mit Ihm. Aber dennoch

gehen sie nicht allein; das sich zu erdreisten, wäre schon Frevel und Hochmut; ihr Pope führt sie. Immer wieder sucht ihr Blick den Mann im langen blonden Barte mit dem krempenlosen Zylinder, der immer etwas zu näseln hat und immer wie ein Hirt über Schafen ist. Zuweilen seufzen sie, dann singen sie wieder. Reden hörte ich keinen je. Auch braucht ihnen der Pope nichts zu erklären. Sie haben solange Zeit gehabt, alles zu erfahren über die Wunder dieses Ortes, während sie hierher pilgerten. Nun sind sie ganz Sammlung: ganz Empfangen. Sie haben ein ungeheures Erlebnis, ein ungeheures Glück. Die einen versinken scheinbar darein und bekommen einen stumpfen Ausdruck. Andere werden ekstatisch, wenden die Blicke zur Kuppel, breiten die Arme aus. Das sind meist Weiber. Ich sah eine vor der Kirche, die eben aus ihr herausgekommen war und sich plötzlich, wie von unbewußter Kraft gedreht, nach ihr umwandte und die Arme öffnete, als wollte sie den ganzen Bau an ihr Herz ziehen. Dann aber sahen wir eine, die in einer Nische stand und plötzlich laut zu schreien anhub. Es klang fast wie Verzweiflung und war doch wohl Seligkeit. Mir war, als ob ihre Augen aus dem Dunkel glühten. Das war keine Blonde, Schwere, wie die anderen, sondern eine mit braunen Haaren und schlankem Leibe.

Arme Mutter in Jerusalem

Ich bin aufs gewisseste überzeugt, daß alle diese Seelenkräfte einem Wahne hingegeben werden, und ich hätte dem Yankeedoodler, der die russischen Pilger kurz und kräftig „dumme Luder“ nannte, nichts zu entgegnen gewußt (wenn es mir der Mühe wert erschienen wäre), was seine geringe Meinung von der Intelligenz dieser Menschen schlagend widerlegt hätte, — aber: wenn das schon Dummheit ist, so hat sie etwas Sublimes, und das kann man vom kühlen Verstande kaum je behaupten. Und dann: Jerusalem ist der Ort, wo aus Römermunde die Frage kam: Was ist Wahrheit? Zu dieser Frage gehörte nicht viel Verstand, aber sie schwebte mir immer über dieser Stadt, wo so viele Maulgefechte die Wahrheit erspießen wollten und ein erlauchter Wahn triumphierte, weil ein großes Herz sein Blut dafür hingab. Er wurde dadurch nicht Wahrheit, aber Macht. Und auf etwas anderes kommt es unter Menschen nicht an. Die Wahrheit ist immer bloß die Fahne, unter der Macht erstritten werden soll, — bewußt oder unbewußt. Am Christentum geniert mich am meisten, daß in ihm die Demut auf Macht ausging. Es ist eine grundparadoxe Erscheinung, und man darf sich nicht wundern, daß unter seiner Herrschaft alles absurd geworden ist, alles auf dem Kopfe steht. Nur der Humor hat etwas davon gehabt. Und das ist der Humor davon. —

In der Nähe der Kirche vom heiligen Grabe wird das Mitleid, mit dem Christus die Wagschale des menschlichen Leides so tief hinabdrückte, daß der Übermensch, wenn er einmal die Gegenschale einnehmen wird, ein unendlich gewichtiges Wesen sein muß, um sie wenigstens in die Balance zu bringen, in hunderterlei Gestalt angerufen. Jerusalem, zu Christi Zeiten eine blühende, reiche Stadt,*) scheint heute in der Hauptsache von Bettlern, Krüppeln und jederlei Elend zur Residenz erkoren zu sein. Schmutz und Armut ist überall im Oriente zu Hause, aber „die reine, die edle Heilige", „das Haus der Heiligkeit" (wie die Mohammedaner Jerusalem nennen) hat doch das meiste davon. Und es ist, als ob hier die Leichtigkeit fehlte, mit der das sonst im Oriente getragen wird. Selbst die Basare sind trübselig, und mir ist es in der Erinnerung, als ob ich hier nie lachen gehört hätte. Der Fluch, der über der

*) „Es war zugleich große und reiche Handelsstadt, nahrungsprossender Sitz der bürgerlichen Gewerbtätigkeit, Heimat der Luxuskünste und der Üppigkeit, weil der frischrauschende Kanal des indischen Welthandels vom Roten Meer her in die prachtvolle Hauptstadt des jüdischen Volkes rann. Kostbare Gewürze, Edelsteine und Gold in Masse brachten arabische Wüstenkarawanen in die Stadt, während die benachbarten Seehäfen Askalon, Gaza, Joppe und Akke mit dem Überfluß der eigenen Erzeugnisse zugleich die Produkte des Abendlandes sandten." (Fallmerayer.)

In der Nähe der heiligen Grabeskirche

Stadt hängt, hat sich mächtiger erwiesen, als die Liebe die von hier ausging. In den guten Nonnen mag sie leben, gewiß. Aber von ihren Früchten spürt man nichts. — Sind daran nur die Türken schuld? Würden preußische Landräte hier wirklich „Ordnung schaffen"? (Es gab Yankeedoodler, die das mit großer Heftigkeit behaupteten.) Die Millionen der katholischen Mission haben erstaunlich wenig erreicht. Ich glaube, der Genius Loci von Jerusalem ist der Geist des alten Rachegottes. Seine Leibgarde sind die Aussätzigen. In schwarzen Lumpen, aus denen scheußlich weiß die Gliederstümpfe ragen, stehen sie an den Mauern und wuseln wie Fliegenschwärme auf den Fremden ein, der sich ihnen naht. Zumal auf dem Wege nach dem Ölberge sind sie zu finden. Da sie untereinander heiraten dürfen, ist für Nachwuchs der Seuche gesorgt.

Den Ölberg und Gethsemane habe ich meiner christlicheren Hälfte überlassen. Dafür habe ich mich um so länger an der Klagemauer aufgehalten. Dort begibt sich etwas Krasses: die äußerste Erniedrigung großen Leides. Die Klage der Juden um das verlorene Zion als Attraktion für Touristen: das ist ein Rekord auf dem Gebiete menschlicher Gefühllosigkeit, ein unüberbietbarer Beweis für den großen Irrtum dessen, der am Kreuze starb, um die Menschheit zu einer Gemeinde der Liebe zu machen. Doch muß ich sofort hinzufügen, daß sich am wider-

wärtigsten eine Gesellschaft westlicher Juden (Herren und Damen) benahm, die den Jammer ihrer Blutsgenossen mit ekelhaften Witzen begleitete. Die meisten anderen kühlten nur ihr kritisches Mütchen an den Klagenden, indem sie Weisheiten wie diese zum besten gaben: Damit werden die Juden ihren Tempel nicht wieder aufbauen; oder: Statt so zu jammern, sollte das Gesindel sich waschen; oder: Diese Schweinebande spielt Komödie; oder: Hier sieht man wieder mal deutlich, daß die Juden eine niedere Rasse sind: so würdelos tragen nur Halbwilde ihren Schmerz zur Schau.

Die klagenden Juden aber (Männer, Frauen und Kinder) hatten kein Ohr für Witz und Kritik. Sie lehnten ihre Stirnen an das schmierige Mauerwerk, unempfindlich auch gegen die Wolken von Fliegen, die um jeden Kopf herumbrummten, und stöhnten ihre alte schöne Klage, die auf deutsch so lautet:

Wegen des Tempels, der wüste liegt,
Sitzen wir einsam hier und weinen:
Wegen der Mauern, die zerrissen sind,
Sitzen wir einsam hier und weinen:
Wegen unsrer Majestät, die dahin ist,
Sitzen wir einsam hier und weinen:
Wegen unsrer großen Männer, die darnieder liegen,
Sitzen wir einsam hier und weinen:
Wegen der prächtigen Steine, die verbrannt sind,

Wegen unsrer Majestät, die dahin ist,
Stehen wir einsam da und weinen

Betende Jüdinnen an der Tempelmauer

Wegen des Tempels, der wüste liegt,
Sitzen wir einsam hier und weinen

Sitzen wir einsam hier und weinen:
Wegen der Prieſter, die geſtrauchelt haben,
Sitzen wir einsam hier und weinen:
Wegen unſrer Könige, die IHN verachtet haben,
Sitzen wir einsam hier und weinen.

Es gab alte Frauen, die ſteif und ſtarr daſtanden und die Worte wie kindiſch geworden herplapperten, — aber es rannen ihnen die Tränen die knochigen Wangen hinab; andere flüſterten bloß und hielten die Augen geſchloſſen; ein alter Mann näſelte mehr zornig als klagend vor ſich hin und ſtarrte wild auf hebräiſche Schriftzeichen, die über ihm der Mauer aufgemalt waren; ein junger, rotblonder ſang den Text in einem lächerlichen und dennoch ergreifenden Diskant; aber erſchütternd war ein junges Mädchen, das ſich in einen Winkel gedrückt hatte und nur ſchluchzte: Schultern und Rücken bebten ruckweiſe wie in einem Krampfe.

Bei keinem dieſer Menſchen hatte ich den Eindruck einer bloßen konventionellen Kulthandlung. Es waren lauter Ergriffene. Ich denke mir, daß Chriſtus mit ſeinem Herzen bei ihnen wäre und nicht bei ſeinen Gläubigen, die ſich über ſie mokierten. Er würde auch mich mit meinem Kodak davon gejagt haben, wie dazumal die Schacherer aus dem Tempel, aber ich konnte es nicht unterlaſſen, obwohl ich mich deſſen

schämte, den ausdrucksvollen Jammer zu photographieren. — Meine Frau war besser als ich: sie weinte mit. Wohl dem, der so aus dem Grunde christlich mit leiden kann. Sie nahm an etwas Großem teil: ward eines großen Gefühls teilhaftig. Wenn Mitleid erhebt, befreit es auch und macht am Ende stark, auch eigenes Leid besser zu tragen: freier, über sich hinausgewachsen. Seine höchste Gnade ist, wenn es heiter und sanft macht. Vor solchem Christentum beuge ich mich bis zur Erde.

*

Als wir die obligate Wagenfahrt nach Bethlehem machten, hatten wir Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß das Land um Jerusalem sich noch heute nicht von dem erholt hat, was Römer und Türken ihm angetan haben. Es sieht trostlos und öde aus. Alle die Örtlichkeiten, die aus Gründen des Alten oder Neuen Testaments besucht werden, machten auf mich nicht den mindesten Eindruck. Ich habe mich für biblische Geschichten nie sonderlich interessiert, und fromme Erinnerungen anderer haben keinen Reiz für mich.

Auch Bethlehem hätte mich gleichgültig gelassen, wenn nicht die Marienkirche etwas grandios Kaltes hätte, das in einem sonderbaren Gegensatze zum Marienkultus steht. Aber dieser ist ja rein westliches Gewächs.

Natürlich sieht man sich in Bethlehem nach Mariengesichtern um, obwohl man weiß, daß das ein Unsinn ist. Unsre Maria ist keine Orientalin, und diese Orientalinnen haben wohl auch mit dem Typus der echten Mutter Christi nichts zu tun. In Bethlehem, einem Haufen von Hütten, zwischen denen sich allerhand christliche Kirchen, Klöster, Schulen erheben, wohnen meist Christen, auch protestantische. Es waren wohl Zöglinge einer deutschen protestantischen Schule, die sich am Wege aufgestellt hatten und bei unsrer Vorüberfahrt „Stille Nacht, heilige Nacht" sangen. Ich kann nicht sagen, wie gräßlich das auf mich wirkte, obwohl ich nicht einmal annehmen will, daß es eine Bakschischveranstaltung war.

In die Marienkirche teilen sich Lateiner, Griechen und Armenier. Infolgedessen hat auch sie eine türkische Wache.

Die Geburtsgrotte Christi erleuchten zweiunddreißig silberne Ampeln. Der Führer klärte uns über den Kostenpunkt genau auf. Da aber das Silber fortwährend im Preise sinkt, muß angenommen werden, daß ihr Wert stark abgenommen hat. Außerdem (bemerkte der skeptische Jude flüsternd zu mir) sind einige Zweifel daran erlaubt, ob die heilige Krippe wirklich hier gestanden hat, wo nun ein silberner Stern im Gewölbe an den erinnert, der ehemals die Könige aus dem Morgenlande auf den rechten Weg brachte. Ich für meinen Teil, wenn ich mir

den Ort von Christi Geburt vorstellen will, denke nach wie vor an den Stall, den Uhde gemalt hat. Kleine sächsische Jungen und Mädel sitzen auf den Sparren seines Daches und singen, mit Hemdchen angetan, aus großen Notenblättern, die von einer Stallaterne erleuchtet werden, deren Wert keiner Preisschwankung des Silbers unterliegt.

Vor der Kirche walteten Anreißer ihres Amtes, die im Dienste der frommen Industrie des Ortes stehen. Sie verarbeitet hauptsächlich Perlmutter, Korallen, Dattelkerne und Stinkstein. Was für die russischen Pilger gemacht wird, ist das Schönste: rohe Holzkreuze mit aufgeklebten Perlmutterplättchen, denen der byzantinische Christus eingeritzt ist.

Lebwohl „Bethlehem Ephrata, die du klein bist unter den Tausenden in Juda"; du hast mich traurig gemacht; denn ich habe dich als Kind in Krippenbildern gesehen, die viel schöner waren, als du bist: gemütlich, innig, bunt: mit Felsen und Wäldern und Bächen; und da waren deutsche Bauern als Hirten mit Schafen, und der Mohrenkönig kam mit seinem Stern gezogen, und es war ein richtiger Stall mit Ochs und Esel, wo Jesus in der Krippe lag.

Welch ein Glück, daß die Künstler, die das Christentum mit ihrer Schönheit verklärten, diese Schönheit aus der klaren Tiefe ihrer Phantasie geschöpft und aus Bildern ihres Lebens zusammengefügt haben, in dem noch ein Abglanz

Kleines Judenmädel
mit ihrem Bruder (Jerusalem)

der Antike war. Wohl ihnen (und uns), daß es damals noch keine Yankeedoodle-Fahrten gab!

Im wirklichen Bethlehem mögen sich immer mehr Theologen ansiedeln; das wahre Bethlehem liegt, ein holdes Märchen, im Herzen der Kinder und Poeten.

Die heiligen drei Könige stehn vorm Haus,
Maria guckt zum Fenster heraus.

„Ihr heiligen drei Könige kommt nur herein,
Es wird schon für euch noch ein Plätzel sein."

Sie gingen gebückt in den kleinen Stall
Und fielen auf ihre Kniee all.

„Wir sind drei Könige, kommen weit her,
Du aber, oh Christkind, bist viel mehr.

Hast gar keine Krone, hast gar keine Zier,
Hast aber ein königlich Herz in dir.

Das wirft den allerhellsten Schein
Und wird die Krone der Menschheit sein."

Die Könige gingen. Maria sann
Und sah aus Tränen ihr Kindel an.

XIX.

Vom Komment; vom umgekehrten Bakschisch; vom Rationalisten Gustav; von der Moral; von der Sklaverei; vom Ruhm.

Es war ein Sonntag, als wir Jerusalem verließen. Während ich, vor dem Hotel stehend, auf unsern Wagen wartete, kam ein Automobil angefahren. Christus auf dem Palmesel wird nicht viel feierlicher eingeholt worden sein, als der im Lederdreß stolz am Lenkrade sitzende Herr mit der Unholdsbrille, der den Lauf seiner Maschine zum Schritt-Tempo abdrosseln mußte, weil halb Jerusalem vor ihm herzog. Zwar bemühten sich ein paar Kawassen, das hingerissene Volk mit Peitschen auseinander zu treiben, aber es half nichts. Man rieb sich den Buckel und ließ sich den Genuß nicht rauben, vor oder neben diesem geheimnisvollen Fuhrwerke schreiend und armschlenkernd einherzuziehen. Zwei junge Burschen kamen aus irgend einem Grunde in Streit und fielen übereinander her. Es sah aus, als

wollten sie sich gegenseitig die Nase abbeißen. Doch bemerkte ich bald, daß sie eine andere fechterische Absicht hatten: jeder versuchte, dem anderen mit den Fingern in die Nasenlöcher zu fahren. Es sah unbeschreiblich ekelhaft aus, wie es dem einen gelungen war. Der Besiegte kreischte röchelnd auf und warf sich hintüber: das Blut schoß in zwei Strömen aus den Nüstern. Der Sieger wurde beglückwünscht.

Zuschauende Yankeedoodler fanden das „echt orientalisch" und bestärkten sich in der Überzeugung, daß die Bevölkerung des Ostens aus halb Wilden besteht. Wohl möglich, daß sie recht hatten. Nur darf man nicht vergessen, daß auch bei uns recht blutig gerauft wird. Bloß die Technik ist verschieden. — Der Anblick war abscheulich, das ist wahr. Aber ich erinnere mich, oberbayerische Holzknechte gesehen zu haben, wie sie einander Maßkrüge auf den Schädeln in Stücke hauten; das sah kaum anmutiger aus. Doch, es ist richtig: vergleichsweise hatte es etwas Kultivierteres. Es war immerhin eine Art Waffe, mit der der blutige Effekt erreicht wurde, und das ist es, was wir wollen: es soll zwar Blut fließen, aber vermittels eines Instrumentes. Ist dieses Instrument ein Säbel, Degen, Schläger, so finden wir die Sache sogar nobel, — vorausgesetzt, daß Regeln dabei beobachtet werden: daß Komment bei der Sache ist. Indessen,

wer weiß: am Ende vollzog sich auch dieser Kampf um die Nüstern kommentmäßig, und es fehlte uns westlichen Betrachtern nur die Kommentkenntnis. Ich mußte an die südtiroler Bauernmensuren denken, die zwischen Bozen und Meran bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zwischen Liebesrivalen auf einer bestimmten Anhöhe unter allgemeinem Volkszulauf ausgefochten worden sind. Dabei handelt es sich um Wertvolleres, als Nasenlöcher: es galt, dem Gegner ein Auge auszudrücken, um ihn entstellend für immer zu zeichnen. Dabei ist es streng kommentmäßig zugegangen. Ein ehemaliger Teilnehmer hat es mir genau auseinandergesetzt, welche Griffe erlaubt, welche unerlaubt waren. Und der bäuerliche Ehrenkodex gebot, daß, wenn der Unterlegene nach Verlust eines Auges auf Fortsetzung des Kampfes bestand, der andere darauf eingehen mußte. Verlor im zweiten Gange nun er, so mußte die „Gitsch" (das Mädchen) zwischen zwei Einäugigen wählen. Verlor der zuerst Unterlegene nochmals, so war er halt blind, und der Ruhm des andern doppelt. — Es hat der Polizei viel Mühe gekostet, diesen Komment auszurotten. Und die südtiroler Bauern sind keine Orientalen.

✿

Meine Frau verließ Jerusalem mit einem angenehmeren Eindrucke. Nicht allein, daß ich ihr

Wer Hühneraugen hat,
Tut gut wenn er sie schneidet,
Auch in der heiligen Stadt

Signora auf dem Esel in Jerusalem

bei einem Händler neben dem Hotel ein buntgoldenes Brokatkleid gekauft hatte (warum soll ich mit dieser ebenso ästhetischen wie generösen Handlung hinter dem Berge halten? Man kommt nicht alle Tage nach Jerusalem): als sie den Laden verlassen wollte, drückte ihr der Handelsmann auch noch ein hübsches seidenes Tüchlein in die Hand und sagte: „Madame, Bakschisch!“ Seitdem hat sie in jedem orientalischen Geschäft, ganz aller Würde bar, beim Abgehen so süß wie irgend eine Orientalin geäugelt und geflüstert: Bakschisch? — Hat aber nur noch einmal, in Konstantinopel, damit Erfolg gehabt, wo sie eine Flasche Rosenöl davontrug, — eine Flasche mit einem Tropfen Inhalt, und dieser Tropfen roch nur ihr gut: Odeur de Bakschisch.

*

Nach Jaffa zurück. Von Jaffa nach Konstantinopel. Eine schöne, ruhige Fahrt unter blau — blau — und noch einmal blauem Himmel. Irre ich nicht, so sahen wir hier endlich die lange ersehnten Delphine. Gustav, der nette Hamburger Junge, der als Leichtmatrose die nautische Aufgabe hatte, unsre Stühle bald da bald dorthin zu stellen, die Geländer abzuwischen, den Boden zu waschen und uns geographische und maritime Aufklärungen zu geben, pflegte diese Tiere Hundsfische zu nennen. Im übrigen wußte er von

ihnen nur zu sagen, daß sie wie Kalbsbraten schmeckten. Ich ließ ihn bei diesem Glauben, belehrte ihn jedoch, daß Arion, ein griechischer Musikante, auf ihnen zu reiten pflegte, wenn er die Laute schlug. Aber Gustav erklärte ernsthaft, daß er das nicht glaube. Es werde wahrscheinlich ein Walfisch gewesen sein. Die Hamburger sind Rationalisten.

•

Von den Küsten und Inseln, an denen wir vorüberfuhren, schweige ich. Namen sind Schall und Rauch. Wohl möglich, daß meine Augen Kypros gesehen haben (minder Gebildete sagen Zypern, ganz Gebildete fügen hinzu: türkisch Kibris), jenes Eiland, das . . . Genug! Ich bin mit einer Drei in der Geographie vom Gymnasium abgegangen und wünsche nicht, den Eindruck zu erwecken, als hätte ich einen Einser gehabt. Den hatte ich nur in der Religion.

Mich interessierten auf dieser Reise am meisten zwei Mädchen.

(Ein vorwitziger Leser: Welche Note hatten Sie in der Moral, mein Herr? — Antwort: Genügend. Und Gegenfrage: Nennen Sie mir, bitte, irgend einen Menschen, der darin eine bessere Zensur verdiente?! Ist es nicht vollkommen genug, genügend moralisch zu sein? Ist moralische Vollkommenheit unter irgend einem Gesichtswinkel auch nur wünschenswert? — Und ein Bekenntnis: Ich verdanke meine besten Mo-

mente, meine auch innerlich reichsten Erlebnisse den gnadenvollen Zuständen, in denen ich selber mir nur die Note „kaum noch genügend" auf diesem problematischen Gebiete zuerkennen konnte. Oh, daß ich mich doch einer schlechteren Note würdig erwiesen hätte! Wie viele Erdbeeren liegen mir im Magen, die ich nicht gegessen habe, obwohl sie vor mir standen. — Mein Herr, Sie haben mich aus dem Konzept gebracht, und ich möchte am liebsten gar nicht mehr hineinkommen. Denn dieses Thema interessiert mich sehr.)

Zwei Mädchen. Sie waren nicht weiter hübsch. Sie waren auch gar nicht elegant. Und sie waren wahrscheinlich dumm wie Bohnenstroh. Aber: es waren zwei Sklavinnen.

— Woher wissen sie das?

Eine Stewardeß hat es mir gesagt.

— Ist es auch ganz sicher?

Ich hoffe.

— Pfui!

Warum pfui?

— Die Sklaverei verstößt gegen göttliches und menschliches Recht.

Ich beuge mich davor bis zum Erdboden, aber ich sage im Winkel von 90 Graden das: Diesen beiden Halbnegerinnen ging es brillant. Die Orientalen sind schon in den ältesten Zeiten sehr nett mit ihren Sklaven gewesen, und sie sind es jetzt erst recht, wo auch in der Türkei die Sklaverei formell aufgehoben ist. Man kauft sie nicht mehr

offiziell; man — kriegt sie irgendwie. Und, wenn man sie hat, so sorgt man dafür, daß sie sich fortpflanzen. (Wozu es keines tyrannischen Druckes bedarf.) Und, wenn es ihrer zu viel werden, so gibt man den Überschuß weiter, sodaß sie also ein anderer — kriegt. Aber überall werden sie aufs beste gehalten. Und sie haben gar nicht den Wunsch, „frei" zu werden. Sie haben nicht den Wunsch, aufkündbare Dienstboten zu sein, die plötzlich einmal mit dem Bündel in der Hand vor der Türe stehen. Sie gehören zur Familie, sind als Willenlose geboren, um als Sorgenlose zu leben und zu sterben. Für Orientalen ist das ein sehr angenehmer Zustand. Fällt aber einmal der Funke höheren Menschengefühls in so eine Seele, dann darf sie sicher sein, daß kein Herr sie zwingen will. Denn so dumm sind Orientalen nicht, daß sie Unzufriedenheit in ihren Kreis zwingen.

Mit anderen Worten: man kauft keine Sklaven mehr: man züchtet welche. Aber auf gelindeste Art. Es ist das die orientalische Lösung der Dienstbotenfrage: frei von aller Phrase, gewiß nicht ideologisch, aber vernünftig und für diese Völker probat.

(Das weiß ich aber nicht von der Stewardeß, sondern aus orientalischer Quelle.)

Wenn es meine Leser beruhigt, so darf ich demnach hinzufügen: ganz richtige Sklavinnen waren die beiden schokoladenfarbigen Mädchen also nicht; aber *eigentlich* waren sie *gewiß* welche.

Sie gehörten zu einem vornehmen alten Türken, dessen Frau und Enkelin sie nach Konstantinopel begleiteten. Der alte Herr stellte die vier unter den Schutz und die Obhut meiner Frau, doch bekamen wir immer nur die beiden Dienerinnen (um das anstößige Wort zu vermeiden) und ihre kleine Gebieterin zu sehen. Die alte Dame blieb gänzlich unsichtbar und lag, nach der Aussage der Stewardeß, immerzu im Bett. Das war den beiden Mädchen gerade recht, denn nun durften sie, wie Gustav sich undelikat ausdrückte, die „Klappe hochziehen", d. h. die Verschleierung bloß noch als Mittel zur Koketterie benutzen. Und sie kokettierten allerliebst mit ihren verliebt neugierigen Kinderaugen und schwatzten und plapperten und kicherten, daß es eine Art hatte. Zu meiner Frau schienen sie eine besondere Zuneigung gefaßt zu haben. Schade nur, daß sich die mit ihnen nur durch Lachen verständigen konnte. Alle vier (auch die Kleine war von der Partie) standen oft zusammen und schrieen vor Vergnügen. „Was macht ihr denn?" fragte ich zuweilen. „Du siehst es ja," antwortete meine Frau: „wir lachen uns tot."

Ich hätte gar nichts dagegen gehabt, wenn uns die alte Madame die beiden zum Andenken geschenkt hätte. Aber meine Frau meinte sehr richtig: Bei uns werden sie doch bloß Dienstboten, und dann ärgert man sich tot, statt sich tot zu lachen.

Das ist der Unterschied zwischen Okzident und Orient auf diesem Gebiete.

Als wir im Hafen von Konstantinopel festmachten, erfuhr mein Selbstgefühl eine bedrohliche Blähung. Ich wollte eben in die Dampfbarkasse steigen, da näherte sich mir höchst respektvoll ein Mann mit weißem Henriquatre und sprach in einem Französisch, dessen akademische Richtigkeit ich nicht kontrollieren kann; „Mein Herr, ich habe die Ehre, Sie in Konstantinopel zu begrüßen. Lesen Sie dies!" (Er drückte mir ein französisches Blatt in die Hand.) „Ich bin der Verfasser des Artikels, der glücklich ist, der europäischen Kolonie Konstantinopels die Ankunft eines Dichters bekannt geben zu dürfen, dessen Ruhm auch am Goldenen Horn leuchtet."

Teufel, dacht ich mir, das fängt gut an. Dieser Literarhistoriker hält mich für einen Kapitalisten.

Aber ich hatte dem Herrn unrecht getan. Er litt bloß an Stoffmangel und hatte keine bösen Absichten. Mein Name in der vorangeeilten Passagierliste hatte ihm einen Artikel über den Lustigen Ehemann eingegeben.

„Lieblich tönet des Ruhms lockender Silberklang" zitierte ich (vermutlich nicht ganz richtig) den Ahnen Klopstock und fuhr mit dem Gefühle, Lorbeer über meinem Lordshut rascheln zu hören, zum Landungskai.

Dort rutschte ich auf einer Apfelsinenschale aus und fiel lang hin.

XX.

Notizen der Pflichtvergessenheit in Konstantinopel und Anmerkungen über Abdul Hamid.

„Konstantinopel — 88 Stunden Aufenthalt!" (sagte das Reisebüro).

„Ist das nicht ein bißchen zu knapp?" (fragte ich).

„I wo," (meinte ein kluger Mann, der in der Nähe stand), „was wird es denn viel zu sehen geben? Wieder Basare und Moscheen. Und die hab ich schon dicke."

„Ecco!" (meinte der Geist Alfred Kerrs, der mich eben umschwebte).

Ich rechnete aus, daß von den 88 Stunden ein Drittel für Schlaf abgegeben werden müsse, ein Drittel für Verdauung des Genusses. Demnach fand ich, daß in der Tat recht wenig übrig blieb für diese Weltstadt. Und ich fragte mich, ob es nicht am Ende das gescheiteste wäre, diesmal zu streiken.

Aber wir hatten schon die Tickets gelöst,

und so blieb uns offenbar nichts andres übrig, als unsre Pflicht zu tun.

Sie zerfiel in zweierlei: Wanderungen mit Dragomans und Fahrten mit Kutschen. Geschlafen wurde diesmal auf dem Schiffe. Auch die meisten Mahlzeiten wurden hier eingenommen.

So das Programm: die Pflicht.

Aber der Himmel hatte diesmal Besseres mit uns vor. Er sandte uns Herrn Dr. Laßwitz, den Korrespondenten des Berliner Tageblattes, und mit diesem und seiner liebenswürdigen, munteren Gattin haben wir die meiste Zeit in Konstantinopel aufs angenehmste verbummelt und verplaudert: pflichtwidrig zwar, aber genußreich. Da wir auf diese Weise von Stambul, Pera und Galata auch noch mehr gesehen haben, als wenn wir unsere Pflicht getan hätten, so stellt sich die Folgerung ein, daß es zuweilen lohnender ist, seine Pflicht zu versäumen, als sie zu erfüllen.

Abends machte ich mir immer ein paar Notizen über das, was wir gesehen hatten, und ich will diese hierher setzen, gleichsam zum Danke dafür, daß ich einmal auf dieser Reise Muße und Stimmung fand, Notizen zu machen.

1. Die alte Brücke.

Kein Gedränge: ein Menschengeschiebe. Das Fremdartige in Sprache und Aussehen dieser

Griechischer Gebirgsbauer

Menge bringt es mit sich, daß man die Leute alle typisch nimmt. Das vereinfacht die Impression quasi shakespearisch: Das Leben als Komödie. Manchmal tritt eine Solofigur unter die Masse. So: ein kaiserlicher Eunuch: sehr fett, sehr prächtig, sehr hochnäsig. (Recht begreiflich, daß die Hämlinge den Kopf nicht hängen lassen.) — Die Soldaten treten frech auf: große Leute, derb einherschreitend. Sie scheinen viel Neigung zum Schubbsen zu haben. Wohl Atavismus aus der Leibgardenzeit her: Platz da, Gesindel! — Es werden große Mengen von Blumen feilgeboten. Aber sie stammen aus Treibhäusern. Denn hier ist es winterlich im Vergleich mit Ägypten, und auch nach Syrien wirkt die Temperatur recht unlenzlich.

2. Agia Sophia.

Enttäuschung. Ich hatte Eindrücke à la Ravenna erwartet: Byzanz in seiner Pracht. Aber diese scheußlichen Reformierten des Ostens haben ja die Mosaiken übertüncht. Dafür hängen riesige Schilde mit Sprüchen herum: Blechschilde. Mohammed war ein rationalistischer Blechschmied; seine Phantasie ging nicht über das Geschlechtliche hinaus (der Himmel als Harem). Vielleicht hat er die Abbildung menschlicher Figuren verboten, weil er sich, wie unsere Mucker und

Moralstänker, vor weiblichen Akten fürchtete. Möglich, daß er im Sinne seiner Rasse vernünftig gehandelt hat. Diese Leute hier scheinen allerdings keine sinnliche Kunst vertragen zu können: sie sind zu geil. Ich hörte, daß Türken einander beglückwünschen, wenn ihre Söhne (je früher, je erwünschter) „Frühlings Erwachen" betätigen. (Die Töchter dagegen dürfen das beileibe nicht. Sie haben das Warten zu lernen. Der Sinn der Vielweiberei ist, viele Warterinnen bereit zu haben.) Der Sultan soll in puncto puncti ein sehr echter Türke sein. Alle seine Tücken führt man darauf zurück, daß er sich nach dem Status quo ante zurücksehnt. Die Engländer sagen, seine Deutschenfreundlichkeit führe sich auf den deutschen Professor zurück, der ihn wenigstens etwas reaktiviert habe. (Das kann mehr als ein Witz sein. In früheren Zeiten haben auch manchmal Kantharіden eine Rolle in der Politik gespielt. Die Politik ist die Kunst, Machtfaktoren zu lenken. Warum sollte das nicht auch mit medikomechanisch applizierter Elektrizität geschehen?) — Eine Türe dieser Moschee soll vermauert sein, weil von ihr die Sage geht, durch sie werde ein christlicher Kaiser in die Agia Sophia einreiten. Diese Türe ist ziemlich nieder. Aber ein Kosakenpferd könnte gerade noch durchkommen. — An der Pforte dieser, wie aller hiesigen Moscheen, steht ein Kodakspitzel, der das Amt hat, photographische Apparate zu

erluchsen und abzunehmen. (Man darf hier überhaupt nicht photographieren. Und das ist gut so.)

3. Der Eiermarkt.

Abend. Dunkel. Keine Laternen. Aber viele pyramidische Lichtkegel von gelblicher Farbe: Eierhaufen, hinter denen Lichter stehen. Dazu die beleuchteten Gesichter der Händler und Käufer. Wäre etwas für Menzel gewesen.

4. Nächtlicher Gang.

Eine Straße, die einmal eine Treppe war. Jetzt ist sie wie ein Bergsteig in Tirol. Nachtwächter schreiten durchs Dunkel und stoßen mit ihren Keulen auf. Lumpensammler wühlen mit Haken in Abfallhaufen herum, den armen Hunden Konkurrenz machend. Sie tragen Papierlaternen. — Man kommt ins Viertel der Liebesspelunken. Düstere Kaffeehäuser. Im ersten Stockwerke Tingeltangel. Aus einem Bordell fliegt ein Matrose heraus. Hinter ihm her seine Stiefel. Eine gräßliche Person im roten Flanell-Schlafrocke der deutschen Hausfrau erscheint und schimpft. „Aber die Liebe!"

5. Der alte Hund.

Vor der Soliman-Moschee stand ein alter halbverhungerter Hund und sah jeden Ein-

tretenden flehend an. „Er bettelt," sagte ein kleiner Judenjunge; „er hat keine Zähne mehr. Die anderen Hunde lassen ihn nicht mehr in sein Viertel. Er steht immer hier und sieht die Leute an. Manchmal hat er Glück . . . Soll ich ihm Brot holen?" Wir gaben dem Jungen Geld. Der brave Bursche lief und holte Brot. (War selber ein armer Teufel.) Der alte Hund nahm's, leckte es weich und fraß, dankbar die Rute bewegend. Dann legte er sich in einen Winkel und schlief auf der Stelle ein. Der Hunger wird ihn wecken. Und so fort: Hunger, Schlaf, Hunger, Schlaf, bis er einmal gar kein „Glück" mehr hat. Dann wird einmal der Hunger endgültig dem Hungern ein Ende machen. — Und es gab eine Zeit, da biß er die alten aus dem Viertel. Vielleicht träumt er von diesen schönen Zeiten. — Ich begreife es wohl, daß die Menschen darauf kamen, sich einen Gott einzubilden, und das ist gewiß ein Beweis von Gestaltungskraft, von Kunst. Aber ich habe mehr Respekt vor Denen, die diesem Gotte die Attribute des Zorns, der Rache, der Bösheit gaben, als Denen, die ihn einen guten Mann sein ließen. Der „allgütige" Gott ist ein recht problematisches Kunstwerk. — (Was gibt es greulicheres in der Kunst, als den süßlichen Kitsch, den sich das gedankenlose Behagen der Mediokrität über das Schlummersofa hängt?)

6. Der Buchhändler vor der Taubenmoschee.

In der Nähe der Taubenmoschee sind Stände von Händlern mit Büchern und religiösen Gegenständen. Darunter fielen mir besonders Schriftbilder auf: schön geschriebene arabische Schriftzeichen, deren Verwendung zu bildartigen Kompositionen mir bewies, daß der Trieb zum Bilde auf Umwegen selbst bei den gläubigsten Muselmanen zum Durchbruch kommt. Auf einem der Blätter war ein Koranspruch so geschrieben, daß das Ganze wie ein Kahn mit Rudern aussah, hinten eine Fahne; auf einem anderen erblickte man einen Kelch aus Schriftzeichen. — Diese beiden Blätter wollte ich kaufen. Ich wies auf sie hin und zog meine Börse. Der Händler sah mich verächtlich an, zog die Brauen hoch, hielt einen Finger an den Mund und gab eine Art Zischen von sich, nicht anders, als ob er mich wie eine Mücke fortblasen wollte. Ich verstand durchaus, stellte mich aber dumm und legte ein paar Silberstücke auf den Tisch. Der Händler schob sie leise mit dem Rücken der Hand von sich und betrachtete seine Fingernägel mit großem Interesse. Da dilettierte es mich, den Versucher zu spielen: Ich legte ein Goldstück hin. Und siehe: der Händler erhob sich, nahm die Bilder und — schob sie unter den Tisch. Hinter mir kollerte beifälliges Gemurmel hin und her in einer Reihe

frommer Beobachter des erbaulichen Schauspiels. Ich ward zum begossenen Pudel und entfernte mich ziemlich rasch. Die Abfuhr war unanfechtbar.

Trotzdem erschwang ich mich zu der Objektivität, diesem gesinnungstüchtigen Islamiten und Traktätchenhändler meinen Respekt zu zollen. Karl Schüler auf der Maximilianstraße zu München, sagte ich mir, gewiß ein vortrefflicher Christ, würde nicht den geringsten Anstand nehmen, auch dem eifrigsten Leugner Gottes sämtliche Heiligtümer seiner Religion auszuliefern, soweit sie sich im Sortimentsbuchhandel befinden, und er würde dies schon zu dem ordinären Preise tun. Dieser hier dagegen ist so fromm, daß er lieber das vierfache des Wertes dieser Spruchornamente zurückweist, als daß er sich mit der unerträglichen Vorstellung belastete, sie im Besitz eines Gjaurs zu wissen. Welch ein Sortimenter! Seine deutschen Kollegen mögen klüger als er sein, und sie stehen mir näher (denn was täte ich, wenn sie meine Bücher nicht so fleißig verkauften?), aber das muß ich sagen: gegen Versuchungen der von mir angewandten Art sind sie durch keine Frömmigkeit gewappnet.

Als ich das aber dem konstantinopolitanischen Vertreter des „Berliner Tageblattes" erzählte, da lächelte dieser schlechte Mensch (nein: er grinste) indem er also sprach: Morgen

haben Sie die Bilder, genau die gleichen und von demselben Islamiten. Ich schicke Hornstein, mein Faktotum. Das ist zwar ein Jude, und der Händler kennt ihn als solchen: aber — er trägt einen Fes. Der Buchhändler hat nur das Dekorum gewahrt. Er würde den Bart des Propheten an Gjaurs verkaufen, aber sehen darf man's nicht.

Und richtig: ich habe die Bilder gekriegt.

7. Die Spieldose.

Doktor Laßwitz führte uns heute in Versuchung, nämlich in das größte Lager orientalischer Waren von Konstantinopel, zu . . .*)

Hier konnten wir uns einen Begriff von der Pracht machen, mit der sich orientalischer Reichtum einmal umgeben hat, denn das Warenhaus enthält außer modernen Arbeiten vornehmlich antike Sachen, die früher reichen türkischen Familien gehört haben. Es sind pompöse Stücke darunter, Sultansgeschenke. Verlockt hätten uns diese nun freilich nicht. Sie sind allzu prächtig und überladen. Was sollten wir z. B. mit einer Tischdecke anfangen,

*) Ich habe leider den Namen nicht aufgeschrieben und den Baedeker nicht zur Hand. Um meiner Leser und Leserinnen willen, die einmal nach Konstantinopel reisen, würde ich ihn gerne nennen, denn man kann eher den Besuch von ein paar Moscheen auslassen, als den dieser Firma.

die mit Edelsteinen inkrustiert ist? Es ist nicht nach meinem Geschmacke, fortwährend an Diamanten, Rubinen, Smaragden und was weiß ich hängen zu bleiben, wenn ich vom Tische aufstehe. Ich lasse alle die pomphaften Herrlichkeiten beiseite und notiere nur ein winziges Dingschen, das mir wie ein Spielzeug aus Tausendundeiner Nacht in der Erinnerung geblieben ist: eine Spieldose. Sie stammt aus dem achtzehnten Jahrhundert und ist französische Arbeit, aber eigens für den türkischen Hof gefertigt, wo die Damen eine besondere Freude an diesen Dingen gehabt haben sollen. Ich begreife das, denn diese Spieldose ist nicht bloß kostbar und ein kleines mechanisches Kunstwerk, sondern sie hat auch ästhetischen Wert und poetischen Reiz. Auseinanderlegen läßt sich das freilich schwer. Es ist eine kleine Schatulle, nicht größer als eine Schnupftabaksdose, emailliert und mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Drückt man auf einen Knopf, so klappt der Deckel auf, und es erscheint ein winziger Vogel aus bunter Emaille, nicht viel größer, als eine Biene. Dieses bunte Vögelchen beginnt sogleich mit den Flügeln zu rappeln, dann hebt es das Köpfchen mit den Edelsteinaugen und tut den goldenen Schnabel auf. Und beginnt, flügelschlagend, köpfchendrehend, zu singen: ganz, ganz fein und zart: wie ein Traum von Vogelsingen, kaum hörbar, und doch nicht dünn,

Tempelwinkel in Athen

kümmerlich, sondern bei aller Zartheit voll und schmetternd: ganz im Verhältnis zur Größe des Figürchen. Der Eindruck ist keineswegs bloß niedlich; so winzig das Ganze ist: es ergreift.

Sofort stellen sich Assoziationen aus der Phantasie des Märchens ein, ein bißchen sentimental: vom eingesperrten Vogel, der eigentlich eine schöne Prinzessin ist, — in der Art etwa. Aber damit geht etwas Symbolisches zusammen, etwas ganz tief Rührendes: sanft, wehmütig, ergeben. — Und dann denkt man natürlich auch an die schönen Frauen, die sich am Gesange dieser künstlichen Seele erfreuten, an Frauen mit kindlich abfallenden Schultern, tiefschwarzen, aufgelösten Haaren, karminrot geschminkten Lippen, dunkelumrandeten, schwarzen Augen, deren Aufschlag wollüstig und sanft ist: gut und heiß. Ihre Brüste drängen sich aus dünnen Schleiern, gelblichrosa wie Teerosenknospen, und ihre Seufzer . . . Ewiger Himmel! Ich dichte eine Lithographie „Odaliske" aus den vierziger Jahren. Nein, nein: das Vögelchen war besser. Ich erreiche heute die Kunst dieser Spieldose nicht. — Gute Nacht, Vögelchen! Gute Nacht, Fatima! Morgen geht's vielleicht besser.

8. Der Kelim.

Ich habe einen Kelim gekauft. Von Teheran bis Wurzen kommt ihm keiner gleich. Er

hat ein Lachsrot, daß man allen Feinden jede Gehässigkeit, mehr: jede Dummheit verzeiht, sieht man dieses Lachsrot an. (Aber es ist gar nicht lachsrot. Die deutsche Sprache hat kein Wort für diese Farbe. Vermutlich muß man persisch lernen, das Wort dafür zu finden. — O Hafis! Auch dich wollte ich einmal in der Ursprache lesen! Ach, was wollte ich nicht alles!) Anderseits kann man aber auch sehr lasterhaft werden, wenn man diesen Kelim ansieht. Lasterhaft? Unsinn: Gelüstig sollte es heißen. Und das hat mit dem Komparativ von Last gar nichts zu tun, sofern nur die Sinne ihr gutes Gewissen noch nicht verloren haben. Und das ist es eben, was dieser Kelim vermag: er predigt die Schönheit der Wollust, er verführt zur Lust an allem Schönen, er ist wie eine Fahne der Lust an allem, das dem Leben Schwung, Tiefe, Feuer gibt. Also auch der Lust am Weibe. Sein orangen-glühendes Rosa (nein, es gibt kein Wort dafür) ist Kuß, Umarmung, Hingeben, Hinnehmen, Vergessen und Erfahren. Theodora, als sie noch nicht Kaiserin war, sondern unschuldig: eine Tänzerin der Lust, fühlte die sanfte Glut dieser persischen Farbe unter ihren Füßen, und Thais, die Seiltänzerin, die auf Darmsaiten schwebte, daß man glaubte, sie schritte in der freien Luft, sah diese Farbe unter sich, wenn sie, wie eine goldene Statue, nur mit Schaumgold bedeckt, unter dem blauen Himmel von

Byzanz ihre Künste zeigte. — Himmelblau ist auch in meinem Kelim; dann Schwarz; auch gebliches Grau, und dunkel-dunkel-dunkelblau ist seine gezackte Einfassung. An Figuren enthält er zwei wunderliche Gebilde: gleichsam Pyramiden, die in Geierköpfen enden.

Es ist nicht der mindeste Zweifel daran erlaubt, daß dieser Teppich aller Teppiche vor undenklichen Zeiten von einer wunderschönen Perserin eigens für mich gewoben worden ist. Natürlich hat er inzwischen anderen Leuten gehört, darunter ganz gewöhnlichen Menschen, die nicht die mindeste Ahnung davon gehabt haben, was seine Grundfarbe bedeutet, aber erst jetzt ist er in die richtigen Hände gekommen. Wäre er nicht zu schön, um in der Erde zu verfaulen, würde ich bestimmen, daß man meine Leiche einmal darein hüllen soll. Denn kurz und gut, ich liebe ihn, und er hat bloß 60 Pfund türkisch gekostet. (Reiß auf dein Maul, o Neid, und zeig die gelben Zähne!)

9. Der Trödelmarkt.

Wenn ich in Konstantinopel lebte, würde ich die meiste Zeit im Basar der Trödler verbringen. Der hiesige Trödlermarkt ist noch herrlicher als die Auer Dult zu München, — und das will viel heißen. Orient und Okzident sind hier nicht zu trennen. Man findet sie

eng beieinander. Die Stadt ist ja international, und international ist auch der Dalles, der zuweilen den Gang zu einem Manne gebietet, der für eine alte Hose ein paar Kupfermünzen übrig hat. Alles findest du hier, o Wanderer, sowohl das, was der Osten, wie das, was der Westen abgelegt hat. — Uns reizte natürlich das Östliche mehr, und wir schleppten, von Frau Dr. Laßwitz glänzend geführt, erstaunliche Kuriositäten zum Yankeedoodle. Ich erwähne: eine persische Fruchtschale aus Porzellan mit Bronzefüßen; eine türkische Patronentasche aus einem undefinierbaren Metall, das sich bei näherem Hinsehn als nicht Silber herausstellte; ein paar türkische Damenhosen mit Stickerei; eine Art Pappreliefs mit den bunten, lackierten Figuren persischer Dämonen; einen Haremsspiegel, hinten wiederum aus jenem Metall, das sich usw.; einen türkischen Rosenkranz aus Perlmutter. (Anmerkung: Fast alle Männer im Oriente, ausgenommen die, die schwer zu arbeiten haben, beschäftigen sich rastlos damit, diese Ketten durch die Hände gleiten zu lassen. Ich fragte einmal, ob dies aus Frömmigkeit geschehe? Nein, war die Antwort, es geschieht, weil man sonst fortwährend Zigaretten rauchen würde.) — Übrigens ist der Basar der Trödler hier, auch wenn man nichts kauft: nur schaut, ein genußreicher Ort: sicherlich der malerischeste Basar, den wir gesehen haben. Das clair obscur, das in ihm herrscht,

kommt den Trödlern sehr zugute, da es allen Gegenständen etwas reizvoll Ungewisses verleiht und eine genauere Prüfung erschwert; aber es bekommt auch dem Gesamtbilde gut. Was en plein air als Gerümpel wirken würde, als hartes Nebeneinander von Farben und Formen, wird durch eine Art feuchten Brauns in einen prachtvollen, vornehmen Gesamtton gebracht.

10. Bosporusfahrt.

Rechts Asien, links Europen,
Den blausten Himmel oben,
Grün unter dir das Meer:
Mach auf die Augen, schaue
Ins Grüne, Weite, Blaue
Rings über, unter, um dich her!

Hat man außerdem angenehme Reisegenossen wie wir, mit denen sich gut plaudern läßt, weil man einander versteht, so kann es keine schönere Lustfahrt geben, als im Bosporus. Uns fehlte zwar das richtige Bosporus-Wetter, denn der blaueste Himmel meiner Reime umzog sich bald, aber das genierte uns wenig. Ich nahm Dr. Laßwitzens historische Exkurse dafür, der schon von Metiers wegen alles wissen muß, was hier rechts und links jemals passiert ist, und es sehr schön zu erzählen weiß als Sohn eines Dichters und selber Poet. Frau Dr. Laßwitz machte ihrem

Gatten Konkurrenz, indem sie von den Schlössern, Villen, Gärten am Bosporus berichtete, und wie angenehm es da zu wohnen sei im Sommer. Seitdem werde ich den Wunsch nach einer Sommerfrische bei Konstantinopel nicht los. Aber ich werde bald versuchen müssen, ihn mir zu erfüllen, denn ich habe die bange Ahnung, daß es schon nächstens Mode werden wird, im Sommer an den Bosporus zu ziehen. Oh, daß die Jungtürken mir einen Pavillon des erledigten Sultans einräumten! Ich würde mich zum Danke dafür gerne verpflichten, der Liberalisierung und Verwestlichung des Osmanenreiches nicht das geringste in den Weg zu legen, ja ich würde mir sogar Mühe geben, daran zu glauben.

*

Der aufmerksame Leser hat sofort bemerkt, daß diese Zeilen unmöglich aus jenem Notizbuch stammen können, dem ich mich während unseres Aufenthalts in Konstantinopel anvertraut habe. Denn damals ahnte noch kein Mensch, außer den Jungtürken (vielleicht!), daß Abdul Hamid so bald aus Yildiz Kiöschk nach Saloniki verschwinden würde. Ich selber bin noch sein Gast gewesen, habe seine Zigaretten geraucht, seinen Kaffee getrunken, seine kandierten Pflaumen gegessen. Es ist der reine Zufall, daß ich dafür keinen Orden gekriegt habe, denn vorher ist dies für genau die gleichen Ver-

dienste oft genug geschehen. Der Kapitän des Yankeedoodle und der junge Herr, der als Vertreter der Onkel Sam-Michel Linie die Reise mitmachte, haben den Hals-Medjidje noch glücklich erhascht, obwohl sie damals nicht einmal getan haben, was ich getan zu haben mich soeben rühmen durfte. Ist das Gerechtigkeit? Bin ich dafür von Hotelportier zu Hotelportier gelaufen, mir einen Zylinderhut zu borgen (Leihgebühr zwei Pfund!)? Habe ich mich dafür zum Gespötte meiner Frau gemacht, indem ich eine verbeulte, gleichsam rhachitische Tube trug, die mir das Ansehen eines betrunkenen Wasserkopfes verlieh? Habe ich deshalb zehnmal aus ihrem Munde hören müssen: Siehst du nun, daß ich recht hatte? (Ich verweise auf die Stelle, die von der ahnungsvollen Absicht meiner Vorsehung handelt, meinen Zylinderhut einzupacken.)

Meiner Seel: Ich war heftig empört, als den genannten Herren der Medjidje zum Halse heraushing, und ich hatte ihn nicht einmal auf dem Frackaufschlag. Und da mußte mir auch noch ein Matrose in den Weg laufen, der sich mit zwei Ordensschleifen brüstete (es war irgend ein Feiertag). „Wie", rief ich ihn an, „kommen Sie zu diesen Würdezeichen! Wo, wann, von wem erhielten Sie sie wofür?" Der gute Hamborger lächelte geringschätzig: „Das eine Dings hab ich mal in Athen gekriegt. Da brannte es, und wir rückten zum Löschen aus. Wie wir ankamen, war's aber schon alle mit dem

Feuer. Na, den Orden haben wir trotzdem gekriegt. An dem andern bin ich aber noch unschuldiger. Da war ich bei der Kriegsmarine, und unsre Schiffskapelle mußte beim Sultan ein Konzert geben. Ich wurde zum Notentragen kommandiert, und wie der liebe Gott den Schaden besah, da hatten sie mich mit abgezählt, und ich hatte den Medjidje weg. Und nun werde ich an allen Fest- und Feiertagen wegen meinem Griechen und Türken verhohnepiepelt."

So also geht's in der Welt zu! Man verliert alle Lust, sich Verdienste zu erwerben.

*

Ehe ich zu meinem Besuch beim Sultan komme, muß ich noch erwähnen, daß der Kapitän des Yankeedoodle sich am Schlusse der Bosporusfahrt zu einer freiwilligen Zugabe herbeiließ: er fuhr einen kleinen netten Bogen im Schwarzen Meer. Ich fand das symbolisch für diese Art zu reisen. Viel anders als im Schwarzen Meere waren wir ja eigentlich auch anderswo nicht gewesen. Aber: wir waren dagewesen! (Erinnert man sich an den berühmten Ahnherrn der modernen Touristik, der überallhin mit einem Topf voll roter Farbe ging und mit einem Quastpinsel an Fels und Gemäuer schrieb: „Dagewesen. Kieselack"?)

Übrigens führt das Schwarze Meer seinen Namen in der Tat: es ist wirklich schwarz.

Aus dem Museum in Athen

Die blaue Donau sollte sich ein Beispiel an ihm nehmen.

*

Zum Sultan kam ich durch Vermittlung des Botschafters der siebenten Großmacht: der Presse, den man in Konstantinopel kurzweg den siebenten Botschafter nennt. Es ist dies der älteste europäische Zeitungs-Korrespondent am Goldenen Horn, Herr Weiß, der die „Frankfurter Zeitung" vertritt. Ich hoffe sehr, daß dieser gescheite und erlebnisreiche Mann einmal seine Memoiren schreibt. Niemand weiß wie er Bescheid über die Verhältnisse in Konstantinopel unter Abdul Hamid; niemand kennt die Schliche alttürkischer Politik besser aus eigener Erfahrung als er. Daß selbst ihn die jungtürkische Bewegung überrascht hat (denn sonst wäre unser Botschafter von ihr nicht überrascht worden), beweist am stärksten, wie heimlich und sicher diese Verschwörung gearbeitet hat.

Ich habe mir während des Diners, das er uns im Perahotel gab, aus anekdotischen Einzelzügen ein gutes Bild alttürkischen Wesens zusammensetzen können und bin wenigstens zu einem annähernden Begriffe dessen gekommen, um welche Probleme es sich heute für die okzidentalen Mächte gegenüber der Vormacht des Orients handelt. Die jungtürkischen Erfolge haben diese Probleme wohl nicht wesentlich alteriert, aber die Position Deutschlands

scheint durch sie verrückt. Der Hebelpunkt, dem wir am nächsten saßen, ist durch einen ersetzt, dem andere näher sind, als wir . . . Ich glaube, der Freiherr Marschall von Biberstein wird jetzt seltener und nicht mehr mit der gleichen Seelenruhe am Klaviere phantasieren, wie zu Abdul Hamids Tagen. Das tut mir leid, denn der alte, ein wenig an Bismarck erinnernde Herr hat mir nicht nur den Eindruck eines wirklichen Staatsmannes von repräsentativer Linie, sondern auch eines liebenswürdig bedeutenden Menschen von wirklicher Kultur gemacht.

Herr Weitz war so freundlich, mir bei ihm eine Einladung zum Besuche des Selamliks zu verschaffen, die damals sehr schwer zu erlangen war. Die Attentatsfurcht Abdul Hamids war so groß, daß jeder Botschafter eigentlich nur fünf Angehörige seiner Nation mitbringen durfte, und diese Zahl war bereits überschritten, da sich unter den Yankeedoodlepassagieren eine Anzahl höherer deutscher Beamter befand, die ihren Zylinder schon mitgebracht hatten. Trotzdem erhielt ich die Karte, und, da ich schließlich auch den Zylinder erhielt, so durfte ich mich im deutschen Botschaftspalais einfinden, um mit dem Botschafter zum Selamlik zu fahren.

Ich hatte nicht allein den weitaus scheußlichsten Röhrenhut, sondern auch den abscheulichsten Wagen der erlauchten Gesellschaft. Zum Portale des Berliner Schlosses wäre ich mit dieser schmierigen Klapperkarrete gewiß

nicht gelangt. Zum Pavillon der Botschafter in Yildiz-Kiöschk kam ich indessen unbehindert. Da ich mich nie zuvor im Gefolge eines hohen Würdenträgers befunden habe, (und da ich auch noch nie meinen Kopf mit dem Zylinderhut eines Hotelportiers bedeckt hatte, dessen Kopfweite der meinen um einige Zentimeter nachstand) so war ich etwas nervös und sehnte aufgeregt den Moment herbei, wo ich wirklich unter Dach und Fach und in der Lage wäre, diese lächerliche Tube abzunehmen. Ich gedachte, sie schon im Vorraume weit von mir weg zu tun, wurde aber bedeutet, daß ich sie bei mir behalten müsse. Der Zylinder galt offenbar als okzidentaler Passepartout. Ich suchte ihn nach Möglichkeit zu verbergen, ließ den Botschafter nicht aus den Augen und gelangte unangefochten in das Staatszimmer des Pavillons. Freiherr von Biberstein ließ sich seine Schutzbefohlenen vorstellen und riet uns, auf eine Terrasse hinauszutreten, um das Ganze besser übersehen zu können. Dort mußte ich mich zu meinem Schmerze auch wieder mit der fremden Röhre schmücken, da dies ausdrücklich verlangt wurde. Auch wurden wir bedeutet, beim Nahen des Sultans jede heftige Bewegung zu vermeiden, insonderheit den Zylinder nicht etwa mit einem heftigen Schwunge abzunehmen, da das einen Bombeneindruck machen könnte.

Ich stand kaum an der Brüstung der Terrasse,

als ich fühlte, daß jemand hinter mich getreten war. Ich sah mich um und blickte einem Herrn ins dunkelfarbene Antlitz, der zwar auch einen Zylinder trug, jedoch zuverlässig kein Okzidentale war. Aber nicht nur ich warf diesen Schatten; auch die höheren Beamten waren nicht frei davon. Und ich merkte, daß wir unter polizeilicher Aufsicht standen.

Das war mir aber nicht etwa unangenehm. Im Gegenteil: ich freute mich darüber. Denn mein Leibspitzel trug einen Zylinder, neben dem der meine halbwegs normal wirkte.

Nun entwickelte sich das militärische Bild des Aufmarschs der Truppen, das schon unzählige Male in allen Zeitungen mit der ganzen Farbigkeit des Stiles abgemalt worden ist, den ein Aufenthalt im Oriente eingibt. Ich kann nur sagen, daß mich die türkische Infanterie an den Aufzug der Wachtparade in München erinnerte. Dasselbe Blau, dasselbe Rot, derselbe Tritt, derselbe Schmiß; nur statt der Pickelhauben der Troddelfes. Und dann, ja: einige der Offiziere waren rosarot und weiß geschminkt. Das tun die Herren vom Leibregiment in München nicht. Nun, es tun es auch in Konstantinopel nur die Kaiserlichen Prinzen. Man zeigte mir den Lieblingssohn des Sultans. Es war ein hübscher Mensch. (Jetzt ist er außerdem ein unglücklicher.)

Musik. Bewegung in den Massen. Kommandorufe. Plötzliches Erstarren der Solda-

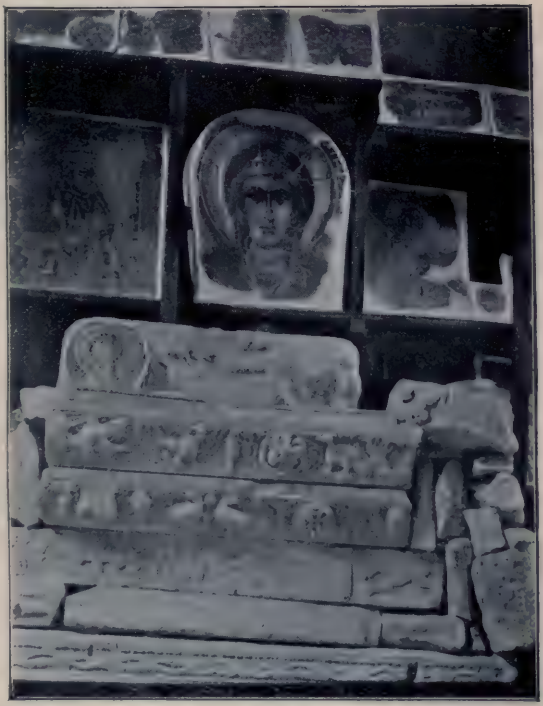
Theater des Dionysos in Athen

teska. Dann, von links her, Gemurmel, Geschrei: der Padischa wird von seinen treuen Garden begrüßt. Er kommt. Ordenbedeckte Gardeunteroffiziere (Albanesen in mehr orientalischer Tracht) schreiten seinem Wagen voran. Der rollt langsam her. Der Sultan, in einem sehr einfachen Militärmantel, sitzt gebückt und hält seinen Blick immerzu auf uns gerichtet. Wir nahmen vorschriftsmäßig langsam den Hut ab; ein loyaler Deutscher kann nicht umhin, „Hoch!" zu rufen; der Sultan salutiert (europäisch). Ich lasse ihn nicht aus den Augen, starre ihn an. Er ist, nicht geschminkt, von fast gelber Gesichtsfarbe, hat eine enorme Nase, scharfe Lippen, schütteren (nicht gefärbten) Bart. Aber das ist es nicht, was mich zwingt, ihn so anzustarren. Seine Augen sinds. Ich habe in meinem Leben nicht so furchtbesessene Augen gesehen. „Armer Kerl!" denk ich mir, „armer alter Mann!" Aber gleich dahinter: „Du bist der beste Bruder auch nicht!"

Er fährt, immer zwischen Soldaten, weiter, zur Moschee. In einem längeren Abstande folgten geschlossene Wagen mit Damen seines Harems. Es waren üppige Gestalten in hellen Kleidern mit weißen Schleiern, hinter denen junge, hübsche, stark bemalte Gesichter zu sehen waren. „Armer alter Mann!" sagte es in mir zum zweiten Male. (Oh Gott, wie mag es ihm jetzt in Saloniki ergehen, wo diese Schönheiten nicht einmal Angst mehr vor ihm haben.

Der Bart des Großtürken ist nur so lange heilig, als er den Nachfolger des Propheten schmückt. Wer weiß, ob er noch alle Haare hat. — Kein lebender Mensch hat so viel verloren wie er: Macht, Heiligkeit, Freiheit. Und doch bettelte er um sein Leben, als die Abgesandten des Komitees vor ihm erschienen. Es hat mich nicht gewundert, als ich das las. Ich erinnerte mich an diese starren Augen, aus denen heillosesste Furcht stierte. Abdul Hamid ist vielleicht ein diplomatischer Kopf gewesen: kein Staatsmann; denn ein Staatsmann muß auch ein Staatskerl sein: ein Mensch, der groß unterzugehen versteht. Er war wohl zu wollüstig dazu, ein Held zu sein. Helden ist nur eine Sinnlichkeit à la Napoleon erlaubt: vulkanisch, eruptiv, momentan.)

Während der Sultan in der Moschee betete, hatten wir die Ehre und das Vergnügen, Proben der Sultansküche zu kosten. Exzellenz von Marschall empfahl besonders ein Spezialgericht, das in Weinblättern gekocht war und wenn ich recht geschmeckt habe aus Reis mit Hammelfleisch bestand. Es war recht gut, aber die kandierten Pflaumen waren besser. Die größte, die ich ersah, nahm ich, ein Muster für alle Ehemänner, meiner Frau mit; doch stellte sie sich später als ungenießbar heraus, weil ich mich darauf gesetzt und sie zu Pflaumenmus gemacht hatte. Immerhin wurde der gute Wille huldvoll anerkannt. Natürlich



Byzantinische Altertümer in Athen

trank ich auch Sultanskaffee und rauchte Sultanszigaretten. Sultanssekt aber trank ich nicht, auch hier dem heiligen Forel ein getreuer Jünger. Die anwesenden hohen türkischen Offiziere dagegen bewährten sich als gänzlich abstinenzfrei. Erst wunderte ich mich darüber, da ich an Mohammeds Abstinenzgebot dachte; dann erinnerte ich mich, daß Sekt den Mohammedanern nicht als Wein gilt; und schließlich erfuhr ich, daß die Herren keineswegs Mohammedaner und Türken, sondern Christen und Preußen waren.

Pünktlich nach einer halben Stunde hatte der Sultan sein Gebet vollendet, und wir begaben uns wieder auf die Terrasse. Unsere Leibwache stand schon draußen. Ich sah meinen Wächter kühn und gerade an, um ihm einen Begriff vom mitteleuropäischen Stolze zu geben, der es nicht gewöhnt ist, unter Polizeiaufsicht zu stehen, aber dieser dunkle Herr hatte offenbar keinen Sinn für sowas. Er zuckte nicht im mindesten zusammen, sondern sah mich auch kühn und grade an. Ich entnahm daraus die angenehme Zuversicht, daß die Bewachung gratis und keine Bakschischforderung zu gewärtigen war.

Nun kam das Interessanteste des Schauspiels, das für mich zu einer Art feierlicher Posse wurde. Nämlich: der Sultan erschien, seinen bemalten Lieblingssohn neben sich, in einem anderen Wagen, der mit prachtvollen,

vom Padischah selbst gelenkten Schimmeln bespannt war. Er fuhr im Schritt, aber die Schimmel griffen kräftig genug aus, und so mußten die alten Generäle, die rechts und links des Wagens dem Großtürken das Geleite zu geben hatten, sich in einen sehr drolligen Zuckeltrab setzen. Man kann nun aber ein großer Kriegsheld und ehrwürdiger Greis sein, über und über mit Orden bedeckt, weißbärtig und überhaupt eine Exzellenz: wenn man jedoch, wie es bei diesen türkischen Exzellenzen zumeist der Fall war, einen prominenten Bauch hat und mit gutgefütterten Schimmeln Schritt halten muß, und man soll, indem man notgedrungen ins Rennen kommt, auch noch fortwährend den türkischen Gruß machen, bei dem man sich tief zu verbeugen hat, während die Hände bald da- bald dorthin zu fliegen haben, und man ist doch auch gehalten, möglichst immer den Padischah anzusehen, und hat, ich weiß nicht was, immerzu zu murmeln und zu flüstern: so ergibt das ein Schauspiel, dem alle seriösen Bestandteile von Feierlichkeit und Würde abgehen, und es kommt ein groteskes Ensemble von wippenden Bäuchen, scheppernden Orden, strampelnden Beinen, schwitzend geröteten Gesichtern, geschleppt hoppsenden Säbeln, zuckenden Lippen, verzweifelt umherfliegenden Händen zustande. Dieser Dauerlauf mag hygienisch seine Vorteile haben, und es mag eine aus altbyzantinischer Zeit stammende.

100

also durch die Tradition geheiligte Loyalitätsgymnastik sein: ich begreife aber doch, daß junge Offiziere, aus lauter Angst, einmal diesen Generalitätshoppser mitmachen zu müssen, lieber eine Verschwörung zur Verwestlichung des Sultanats machten.

Abdul Hamid hatte, während die Bäuche um ihn sprangen, einen gelangweilt hochmütigen Zug im Gesicht. Er sprach nicht einen der hüpfenden Generäle an; nur ab und zu machte die Linke den Stirn-Herz-Augen-Gruß. Als er aber an uns Zylinderhütlern vorüberkam, ermangelte er nicht, scheu hinaufblickend nach europäischer Militärart zu salutieren.

Während der ganzen Rückfahrt hatten die Truppen ihrem Padischah unablässig und sehr laut langes Leben gewünscht.

Wünscht er sich das jetzt selber? Ist seine wollüstige Vitalität diesem Dasein eines Ummauerten, lebendig zwischen jungen Weibern Begrabenen gewachsen? Sehnt er jetzt nicht manchmal den Tod herbei, mit dem er, sonst kein Verschwender, so viele en grand seigneur begnadet hat?

Gewissensbisse quälen ihn gewiß nicht. Er hat getan, was seines Amtes war und sein Recht und sein Interesse. Daß er zum „roten Sultan" wurde, war sein Kismet, nicht sein Wunsch. Er stieg einst auf den Thron, weil er nicht wünschte ermordet zu werden, und er ließ viele Menschen töten, weil er von diesem

Throne nicht herabsteigen oder herabgestoße. werden wollte. Wahrscheinlich hat er immer das Gute gewollt: zuerst für sich und sein Haus, dann für sein Reich. Und so macht er sich kaum Skrupel über Vergangenes. Ich glaube: er fürchtet sich immer weiter. Er kann es nicht glauben, daß, wer die Macht hat, einen anderen leben läßt, der immerhin noch der Schatten einer Gefahr für diese Macht ist. Er stiert immer noch um sich, zuckt immer noch zusammen, wenn sich eine Türe öffnet, wittert immer noch in jeder Suppenterrine, jedem Becher Gift. Vielleicht ist das sein Trost, was wir für seine Pein halten: daß rings um ihn, auf das Geheiß des Komitees, die Mauern wachsen, die ihn von der Welt abschließen. Das Schlimmste für ihn wäre wohl, wenn der Vers Wilhelm Buschs zum Ausklang seines Lebens würde:

Der Sultan winkt, Suleika schweigt
Und zeigt sich gänzlich abgeneigt.

Nichts endet so in Qualen, wie eine feige Seele voller Wollüstigkeit ohne Kraft. Mit raffinierterer Grausamkeit ist noch kein Sultan umgebracht worden. Die Jungtürken sind echte und gelehrige Jünger der westlichen Humanität.

*

Nach den hüpfenden Generälen sah ich die tanzenden Derwische. Sie waren im wildesten Drehrausch, als ich erschien. Wie sie aber mein rundes Haupt mit der schmächtigen Röhre

Aus dem Museum von Athen

erblickten, kamen sie aus dem Konzept und hörten sofort auf. Angesichts meiner erstaunlichen Erscheinung war keine Ekstase, keine Andacht mehr möglich. Entgeistert, hypnotisiert starrten sie mich fanatisch grinsend an. Erst als ich mich entfernt hatte, kam der Geist wieder über sie.

Schleunigst begab ich mich mit Herrn Hornstein, dieser edelsten Perle aller Führer von Konstantinopel, in das Hotel, dessen Portier aus der Vermietung seines degenerierten Zylinders an Selamlikbesucher eine anständige Rente bezieht. Ich fühlte mich gleichsam zu Hause, als ich meine alte Reisemütze wieder auf hatte. Hornstein wollte uns noch schnell auf den Galataturm führen; ich hatte aber für diesmal den Geschmack an allem Turmartigen verloren und ging mit meiner Frau und dem Ehepaar Laßwitz in ein vortreffliches Restaurant, wo es als Nachspeise das Herrlichste gab, das der Orient an Nationalgerichten zu bieten hat: Yaorth (oder Yourth, auch Yogurth). Eigentlich aber ist das nichts anderes, als gestockte Milch. Nur soll irgend eine Pilzhefe daran sein, die wir armen Westler nicht kennen, und diese geheimnisvolle Zutat ist es, die die Schlippermilch des Ostens gleichsam vergeistigt, ihr einen Geschmack verleiht, — einen Geschmack . . . ! Außerdem soll man hundert Jahre alt werden, wenn man täglich Yaorth (oder Yourth, auch Yogurth)

ißt. Ich würde das trotz dieser Drohung ganz bestimmt gerne und pünktlich tun. Aber dieser göttliche Hefenpilz verliert seine Kraft, wenn er die Luft des Orients verlassen hat. Nicht einmal Hornstein, der alles kann, war imstande, mir welchen zu schicken, der fähig gewesen wäre, okzidentale Milch zu vergeistigen.

Otto Julius Bierbaum

XXII.

Athen. Kalamaki. Eleusis. Akrokorinth. Mykenä. Tyrinth. Nauplia: 50 + 14 + 7½ Stunden.

Darüber werde ich einmal schreiben, wenn ich wirklich dort gewesen bin.

XXIII.

Evviva Italia! Povera Messina! Felice Palermo! Und Glanz und Farbe und Leichen.

Evviva Italia! Am 29. März kamen wir beim herrlichsten, sonnigsten Wetter vor Messina an. Nicht bloß meine Frau fühlte sich zu Hause, als wir italiänischen Boden betraten. Wir emanzipierten uns von den Veranstaltungen des Reisebüros, gaben selbst Taormina auf und nützten die zwölf Stunden des Aufenthaltes auf eigene Faust aus. Es war sehr schön.

Wir fuhren zum Leuchtturm, immer entlang dem schönen Meere, gegenüber die Küste Kalabriens. Links hatten wir die winzigen Häuser der Popolanen, die scheinbar nur aus einem Zimmer bestehen. Die große Tür ist immer offen, und man kann, wenn es die Gelegenheit will, mit ansehen, wie im Hintergrunde auf dem großen Bette eine Frau ent-

Vor dem zerstörten Dome von Messina

bunden wird, oder jemand stirbt, oder wie sich die Leute zanken oder herzen, oder wie eine Mutter das Knäblein laust, oder wie das Knäblein bei der Mutter trinkt: und, kurz, man kann ungefähr alles Menschliche sehen. Dazu gehört viel Dreck; das ist gewißlich wahr. Aber die Sonne vergoldet ihn. Also: va bene. — Man kommt an Kirchen vorbei, denen man es noch ansieht, daß sie einmal Tempel waren, und man kommt an Villen vorbei, denen man es nicht mehr ansieht, was für schöne Villen die Alten gebaut haben. (Oh Toskana! Wie dachten wir an deine Landhäuser!) Groß ist überall die Üppigkeit; Gärten und Felder wogten grün. Vom Leuchtturm sahen wir weit, weit ins Kalabrische hinein. Ein bißchen wild sieht's aus.

Messina selber zeigte sich vorn als schöne Kulisse, im Inneren der Stadt aber weniger stattlich. Doch ergriff uns die etwas verwahrloste Schönheit der alten Kathedrale, und es war hübsch, die alten Gassen hinanzusteigen, Bild auf Bild im Engen und Weiten gewinnend. Ein paar nette junge Mädchen begleiteten uns mit munterem Schwatzen. Auch Ziegen spazierten mit, ihre vollen Euter bis in die obersten Stockwerke der Häuser tragend.

Als, ein Jahr später, das alles in Trümmer gefallen war, mußten wir zuerst an unsere

kleinen Mädchen und die Ziegen denken; dann an die Kathedrale; und dann sahen wir auf einer Photographie die Straße am Meere, wo wir an den kleinen offenen Häusern vorbeigefahren waren. Die waren wie weggeschluckt. Und wir dachten (das ist nicht sehr großartig, aber menschlich): wie, wenn der Ruck damals gekommen wäre? — Nun, wer weiß, welcher auf uns wartet. Schließlich ist unser ganzes Dasein ein Herzbeben, und es gibt dabei Erschütterungen, von denen niemand nichts weiß außer dem, der sie erfährt; und doch werfen sie oft alles grausamst durcheinander, was wir mit Liebe und Mühe errichtet und in eine Art Harmonie gebracht haben. Wohl dem, der stäte ist!

*

Palermo ist sehr viel schöner, als Messina war.

Zwischen dem Monte Pellegrino und dem Meer breitet sich „La Felice" üppig hin in der „goldenen Muschel", von nichts als Schönheit und Fülle umgeben: ein wonnevoller Ort. Rom ist noch immer wie eine Königin aus alter majestätischer Zeit; Florenz, strenger und doch feiner, ist wie eine nobil' donna aus den Tagen des Freistaates; Palermo kommt mir vor wie eine große Cortegiana gleich jenen Schwestern Ahala und Ahaliba des Hesekiel, die gegen

Hinterm Altar des zerstörten Domes in Messina

Vom Portal des ehemaligen Domes in Messina

die Fremdlinge entbrannten vor Lust. Erst trieb sie es mit den Phönikern, dann mit den Karthagern, dann mit den Römern; so lernte sie die Liebe Asiens, Afrikas, Europas kennen und bereitete sich vor, in ihrem Schoße Goten, Byzantiner, Sarazenen, Normannen zu empfangen, bis sie deutsche Hohenstaufenkaiser zu Buhlen bekam, die es ingrimmig gut mit ihr meinten und an ihrer Liebe zugrunde gingen. Dagegen ließ sie sich die Zärtlichkeiten der Franzosen nicht gefallen, sondern läutete ihnen eine Vesper ein, während der die „goldene Muschel" rot von Franzosenblut wurde. Drauf lag sie lange im Arm von Arragon und Spanien, und erst nach einem nicht immer ganz zärtlichen Verhältnis mit den Bourbonen wurde sie moralisch und italiänisch. Wahrlich, diese schöne Dame hat eine Vergangenheit. Aber ihre Schönheit hat nicht darunter gelitten.

Wir suchten von dieser zu erhaschen, was sich in zwölf Stunden erhaschen läßt. Wir standen im gedämpften Goldlichte der palatinischen Kapelle des königlichen Palastes, den noch die Sarazenen angelegt haben, und ich dachte mir: so etwas schwebte dem bayerischen Könige vor, als er die Residenzkapelle in München erbauen ließ. Aber die Münchener Kapelle (die doch gewiß schön ist) verhält sich zu der von Palermo wie eine mit Goldpapier ausgeschlagene Pappschachtel zu einer alten byzantinischen Schatulle aus Goldbronze. Hier ist

gleichsam wohnliche Pracht für einen Gott, der sich auf sein Altenteil zurückgezogen hat, und bei dem es, soweit das einem Gotte möglich ist, gemütlich zugeht, obwohl, versteht sich, das Dekorum streng gewahrt wird. Wer hier das Beten nicht lernt, lernt's nie. — Wir spazierten auch durch die Räume des königlichen Schlosses. Sie sind schön. Aber schöner noch ist die Aussicht, die man durch die Fenster genießt. (Bei dieser Gelegenheit: Der König von Italien ist als Schloßbesitzer wirklich zu beneiden. Alle die prachtvollen Paläste und Villen, die die früheren Beherrscher der verschiedenen italiänischen Länder errichtet haben, gehören jetzt ihm. Oder darf er sie nur bewohnen? Gehören sie als monumenti nazionali dem Staate? Das wäre den praktischen Italiänern wohl zuzutrauen, und ich bin sehr geneigt, anzunehmen, daß es so und nicht anders ist. Denn es entspräche dem Geiste der italiänischen Verfassung, die zwar eine erbliche Monarchie konstituiert hat, aber auf sehr demokratischer Grundlage. Indessen wäre der Rè darum nicht weniger zu beneiden um seine herrlichen Absteigquartiere. Ich habe von denen den Palazzo Pitti, das Schloß Strà, die Medici-Villa in Poggio a Caiano und nun also auch den Palazzo reale in Palermo gesehen. Überall fällt angenehm auf, daß das Alte gewahrt bleibt und nur die wenigen Gemächer, die dem persönlichen Gebrauche des Herrschers dienen,

nach seinem Geschmacke ausgestattet sind.) — Wir waren im Giardino publico, wir waren im Garten der Villa Tasca. Wir waren auch in der alten, moscheeartig überkuppelten Kapelle, von deren Turm das erste Zeichen zur sizilianischen Vesper geläutet worden ist. Diese Kapelle hat einen kleinen, ganz kleinen Garten, der mir noch besser gefiel, als der Giardino publico und der von der Villa Tasca. Ich liebe diese winzigen Gärtchen mit Stufen, Terrassen, Mauern, Hecken, Winkeln, Rondells, die ganz auf Kunst reduzierte Natur sind.

Zwei Besuche aber waren Erlebnisse: der von Monreale und der der Katakomben der Kapuziner.

Wie ich in Fiesole wohne, wenn ich nach Florenz ziehe, so würde ich nach Palermo nur zu dem Zwecke ziehen, in Monreale zu wohnen. Denn, wie man Florenz erst dann richtig sieht, wenn man in Fiesole wohnt, so sieht Palermo nur der richtig, der eine Wohnung in Monreale hat. Diese kleine Stadt liegt etwa 300 Meter über ihrer großen Nachbarin. Soll ich ihre Aussicht beschreiben? Ich begnüge mich, zu zitieren: „Weit, hoch, herrlich der Blick.“ Denn ich könnte nur Worte machen, deren ich mich vor jedem schämen müßte, der diesen Überschwang des Schauens genossen hat, — zuerst also vor mir selber. Es ist in begnadeten Momenten möglich, überwältigend große Eindrücke des Auges dichterisch

gleichsam visionär noch einmal zu haben: in Worten, die man nicht sucht, sondern die, ungerufen, dem inneren Blicke auf ihre Weise nochmals zutragen, was der äußere einmal in der Seele niedergelegt hat. Aber diese Gnade wird von der Lust eines schöpferischen Momentes geboren, der sich nicht bewußter Erinnerung verdankt, sondern poetischer Erregung, die in freier Gestaltung am Werke ist. Das ergibt dann keine Beschreibung irgend einer Wirklichkeit, sondern eben eine Vision, ein seelisches Nachgesicht, das verschiedene dem Auge einmal gewordene Wonnen zu einem neuen Bilde verdichtet. Gott steh mir bei, daß ich auf diese Weise Palermo, die goldene Muschel und das Meer einmal wieder sehe vom Monreale meiner Seele aus! Das Bild, das ich jetzt in Worten malen könnte, wäre purer Dilettantismus, und wenn ich gleich das ganze (nicht sehr reiche) Lexikon der preziösen Lyrikülen dafür plünderte.

Auch drängt sich ein anderes nicht minder mächtig in meine Erinnerung: das Bild des Normannendoms von Monreale. Hier genoß mein Auge wieder einmal das Schauspiel von Glanz und Farbe, wie es vom Mosaik gespendet wird.

Mit dem Mosaik hat das Christentum Farbe und Glanz erhalten: seine Farbe, seinen Glanz. Denn die antiken Mosaiken, von denen wir freilich nur wenig Reste be-

sitzen, sprechen eine ganz andre Sprache, als die christlichen, und sie hat nicht entfernt die Eindruckskraft, mit der diese zu uns reden. Die antiken Mosaiken haben Grazie, haben Eleganz: die christlichen haben Majestät, Inbrunst, Tiefe. Kein Dichter, kein Heiliger, kein Prophet hat die Macht und Herrlichkeit des Kirche gewordenen Evangeliums so verkündet, wie es die Mosaiken tun: diese Hunderttausende von bunten, glänzenden Steinchen, die sich, goldumrändert, zu Bildern zusammenfügen, wie von einer Hand erschaffen. Es ist wie der Dank der Sklaven an ihren Heiland. Stellt man im Geiste einen hellenischen Tempel vor sich auf, der marmorn in der Sonne leuchtet, hell bemalt und vergoldet, überall dem Lichte Zugang gewährend, nackte Götter von edelster, einfachster Schönheit zwischen Säulen, die aufstrebende, ruhig tragende Kraft versinnbildlichen und gleichsam blühend bekrönt sind mit Ornamenten, die der Schönheit der Pflanze huldigen: alles eine große, einfache Einheit, aber graziös und geistreich gegliedert: und denkt man sich daneben etwa die Rotunde von Ravenna, die zwar noch die Form des alten Tempels hat, aber gleichsam eingepackt, versteckt, bemäntelt; die das Licht nur als Dämmer duldet, die Farbe nur als dunkle Glut: aber ringsherum mit dieser dunkelglühenden Farbe glänzend überkrustet ist in einer unerhörten mystischen Pracht und Märchen-

buntheit: so mag diese christliche Kirche etwas Barbarisches haben, aber es ist sublimierte Barbarei, die den Willen und die Kraft hat, den übermütigen, hochmütigen, kaltmütigen Geist zu verschatten, der sich dort edel und nackt in der Sonne brüstet. Man kann auch sagen: hier Gefühl, dort Leidenschaft, oder: hier Lyrik, dort Dramatik.

Dennoch ist die mustvische Kunst ein Erbteil der Antike, und nur die altchristlichen Mosaiken, die mit der antiken Tradition noch zusammenhängen, haben die ganze Größe der Linie, die volle Wucht der Beredsamkeit, die echte Tiefe, den klaren Glanz der Farbe.

Schon die Mosaiken von Monreale sind Epigonenkunst. Es fehlt ihnen die seelische Unmittelbarkeit und der urvolkstümliche Stil derer von Ravenna, in denen Byzanz leuchtet. Und doch war es Wonne und Wollust, in ihrem Glanze zu stehen. Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, so wog bei ihnen ein bräunliches Violett vor, während ich von den Mosaiken Ravennas besonders ein tiefes Blau in der Erinnerung habe.

*

Indem wir von Monreale zurückfuhren, sagte ich zu meiner Frau: „Und nun, meine Liebe, erwartest du mich in einer Konditorei. Ich habe einen Besuch zu machen."

„Ohne mich?" fragte sie mißbilligend.

„Jawohl, ohne dich. Es handelt sich um einen Ort, der sich für dich nicht schickt."

„Erlaube mal!!"

„Du bist nicht vorurteilsfrei genug dazu."

„Das scheint mir ja ein recht sauberer Ort zu sein."

„Sauber oder nicht: du paßt nicht dorthin. Ich gehe allein. Aber ich werde dir alles erzählen."

„Du und erzählen? Ich kenne dich. Nichts wirst du erzählen."

Sie war ärgerlich. Ich suchte zu begütigen:

„Es geschieht aus Rücksicht auf deine Nerven, daß ich dich nicht mitnehme."

„Seit wann sind meine Nerven nicht vorurteilsfrei?"

„Deine Nerven haben das Vorurteil, daß Leichen Persönlichkeiten sind, die nachts an dein Bett treten."

„Du willst also Leichen besuchen?"

„Was dachtest du denn?"

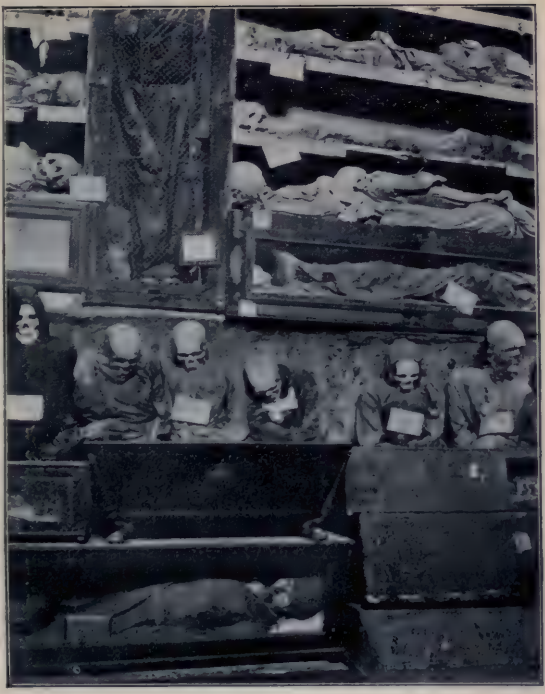
Sie ging natürlich erst recht mit.

Und gruselt sich noch heute, wenn sie an die Katakomben der Kapuziner von Palermo denkt.

Aber, sagt sie, um alles in der Welt möchte ich das nicht versäumt haben. Denn (lassen wir sie erzählen!) — :

„Denke dir! Kaum waren wir mit dem Pater die Treppe heruntergegangen, so befanden wir uns zwischen hunderten und hun-

derten von mumifizierten Leichen. Agnes! Ich schob mich sofort zwischen Giulio und den Kapuziner. Und wagte kaum mich umzugucken. Habe aber doch alles gesehen. Alles! Ah, diese stillen Gestalten! Vielleicht hätten sie dir keinen Eindruck gemacht. Aber mir! Zum Glück gab es welche, die komisch aussahen. Das heißt: gerade die waren manchmal besonders zum Fürchten. Einer grinste mich direkt schamlos an, wie manche Signori auf der Straße, und verfolgte mich mit seinem frechen Grinsen. Das war gewiß ein alter Sünder! Was aber mag der alte Canonico mit seiner Zunge gesündigt haben, der an einer Ecke hängt, das beretto noch auf dem Kopfe, und der Führer zeigt allen Leuten, daß in diesem Schädel (Agnes! Wie gräßlich!) noch die Zunge übrig geblieben ist? Denke dir: der Führer fährt mit seinem Finger über diese Zunge, die wie ein brauner Lederzipfel aussieht und krk, krk! macht. Unglücklicher Canonico! Er war gewiß ein Lügner oder Verleumder. Aber daß er nun noch nach mehr als hundert Jahren vor jedem Touristen mit der Zunge schnalzen muß, das ist zu grausam. (Weißt du, an wen ich dachte, Agnes, der es verdiente, hier hundert Jahre nach seinem Tode an der Zunge gezupft zu werden? Du kennst den braven Herrn mit dem Spitzbarte.) — Giulio durfte ein paar Bilder machen, und ich mußte mich natürlich nun auch noch mit Leichen photo-



Aus dem Leichengewölbe in Palermo
(unten der Herr mit dem roten Barte)

Leichenversammlung in Palermo

graphieren lassen, aber zum Glück hat er die Maschine falsch gerichtet, und so bin ich nicht mit auf die Leichenplatte gekommen, grazie al Dio! Ich hätte neben einem Herren erscheinen sollen, der in einem Glassarge liegt (seit 1848) mit einer Hauskappe auf dem Kopfe, und hat noch seinen roten Bart. Agnes! Scheußlich! Aber noch gräßlicher sind Kinder mit eingesetzten Glasaugen. Die Lippen sind noch rot! Auch die Haut ist noch da, aber natürlich wie Leder. Und ein Mädchen hatte baumwollne weiße Handschuhe an und stand in einem Glassarge. Unten hing ein Cartello mit ihrem Namen, Geburtstag und Todesjahr. Sie wäre jetzt so alt wie ich. Und, denke dir, immer an ihrem Geburtstage kommt ihre alte Mutter und besucht sie und sagt: mia bella bambina! mia bella bambina! und weint. Wie ist das möglich! Aber gerade deshalb haben die Leute hier fast rivoluzione gemacht, wie es in den achtziger Jahren verboten wurde, sich bei den Kapuzinern an der Luft trocknen zu lassen! Sie wollen durchaus ihre Verstorbenen sehen dürfen! (Jetzt dürfen es nur noch die Kapuziner. Erst hängt man die Leichen nackt in einem besonderen Zimmer auf. Dort trocknen sie ein Jahr lang aus. Dann werden sie angezogen und in den Gängen aufgehängt oder in Glassärge gelegt.) Das Schauderhafteste ist, daß die Leichen sich bewegen, wenn anderes Wetter wird. Früher,

wo sie nur am Kragen (Agnes!) aufgehängt waren, drehten sie sich manchmal ganz um. Ein Engländer wurde verrückt, wie er das sah, denn er stand gerade vor einer Leiche, als die sich förmlich über ihn hinwarf. Seitdem sind alle auch an der Taille fest gebunden. Aber mit den Armen schlenkern sie doch noch zuweilen. Gott sei Dank, daß sich das Wetter nicht änderte, wie ich da unten war!"

XXIII.

Schluß.

In Neapel hatten wir es sehr gut: wir machten gar nichts mit. Während unsere Yankeedoodlegenossen ein glänzendes Finish dieser Reise in Rekorden leisteten, indem sie Neapel, Vesuv, Pompeji, Capri, Sorrent in 56 Stunden bewältigten, legten wir uns, dem genius loci huldigend, auf die faule Haut. Nur das Nationalmuseum und das Aquarium haben wir wieder besucht, und ich durchstreifte die Stadtteile, die wir während unseres Aufenthaltes im Jahre 1901 nicht kennen gelernt hatten. Daß es dort schön wäre, kann ich nicht sagen. Ich teile die Empörung meiner Landsleute über den Schmutz und die Verwahrlosung in Italien im allgemeinen nicht, aber in den Vierteln Neapels unweit der Landungsstelle der großen Dampfer feiern Elend und Dreck Orgien miteinander, denen auch meine Toleranz nicht gewachsen ist. Auch das, was man das Laster nennt, beteiligt sich daran. Aber es ist

eigentlich gar kein Laster; es ist bloß trostlose Armut, die sich stumpf zur Kloake der Begierden fremder Matrosen macht, um ein paar Kupfermünzen zu erraffen.

Lehrreich ist es, mit Matrosen über derlei Dinge zu reden. Ich hörte aus ihrem Munde nur Worte der Verachtung und feindseligen Abscheus. Und das schien ehrlich zu sein, keine Moralischtuerei. Angenehm berührte es mich darum aber doch nicht. Es war nackte Roheit, ja ein Prozen mit Gefühllosigkeit. Vielleicht läßt das die Annahme eines mildernden Umstandes zu: es gilt in diesen Kreisen als unmännlich, nicht zu schimpfen; man will den Forschen herausbeißen und stellt sich roher, als man ist. Ich mußte an die sehr viel menschlichere, christlichere Art denken, wie, nach seinen großen Dichtern zu schließen, das gemeine Volk Rußlands über diese Dinge denkt: dieses Elend fühlt, — als Sünde zwar, aber mit liebreicher Milde. Das Brüderlichkeitsgefühl der Russen, das auch für den Verbrecher nur das Wort „Unseliger" kennt und anscheinend ohne jeden Anflug von Selbstgerechtigkeit ist, macht mir die „russische Seele" sehr sympathisch, — soweit ich sie aus Dostojewski kenne. Aber man muß freilich vorsichtig sein, und den Dichtern nicht gleich aufs Wort glauben. Sie leiden meist zu sehr am Leben, um seine wahrhaftigen Verkünder sein zu können. Die Kunst ist auch darum Trost, weil die Künstler sich selber mit

ihren Werken trösten. Sie stellen ihre Sehnsucht aus sich heraus, und sie sind in dem Maße groß, wie ihr Volk diese Gestalten als Ideale erkennt. Ein Volk, das keiner großen Ideale mehr fähig ist, kann auch keine großen Dichter mehr hervorbringen. Nietzsche mußte sich an die „guten Europäer" wenden und hat sich mit vollem Fuge dagegen gewehrt, als deutsche Erscheinung angesehen zu werden

*

Wir hatten eigentlich vorgehabt, mit der Bahn über Rom noch Florenz zu fahren. Unser Entschluß, auch den Rest der Reise zu Schiff zu machen, wurde reichlich belohnt: wir lernten das Meer auch von seiner ungemütlichen Seite kennen. Bisher hatte es uns unablässig sanft angelächelt, und mehr als einmal hatte ich zu meiner Frau gesagt; „Euer Meer ist ja gar keins; es ist ein Teich; begib dich mal auf die Nordsee, Toskanerin, da kannst du was erleben; hier fährt man wie auf Pomade." Ich wurde nachdrücklich dementiert. Von Neapel bis Genua machte uns das geschmähte Gewässer fast unausgesetzt Grobheiten. Aber, und so ist es nun einmal mit der Gerechtigkeit auf dieser wunderlichen Welt beschaffen: nicht ich hatte darunter zu leiden, sondern meine Frau. Ganz zweifelsohne stand es zwar auch um meine gastrischen Verhältnisse nicht, aber ich gehörte immerhin zu dem kleiner und kleiner werdenden Fähnlein

der Aufrechten, während meine Frau mehr und mehr zur Horizontale neigte. Ich hätte sie gerne getröstet, aber es fehlt ihr das Talent, sich trösten zu lassen, wenn ihr übel ist. Ein revoltierender Magen ist nicht der richtige Resonanzboden für die wohlgesetzten Weisen zärtlichen Bedauerns.

So blieb mir nichts anderes übrig, als einsamer Dauerlauf. Am liebsten begab ich mich zur höchsten Höhe des Schiffes, wo ich mich, von unsicheren Gefühlen unerquicklich bewegt, an ein Rettungsboot zu lehnen pflegte. Denn, wie ich schon bekannte, ganz in der Gleichwage befand sich auch mein Inneres nicht. Zuweilen bestieg ich, das Schicksal trotzig herausfordernd, das schwedische Kamel im Gymnastikraume, jene von dem einfallreichen Schweden Zander erfundene Maschine, die die Wonnen des Kamelrittes bauchmuskelförderlich nachahmt. Doch wäre mir das beinahe so übel bekommen, daß ich den Fürwitz bald ließ. — Schließlich verlegte ich mich aufs Meditieren. Ich ließ die Dummheiten Revue passieren, die ich in meinem Leben gemacht habe. Und siehe: es war eine so große Reihe, daß ich mit dem Meditieren längst noch nicht fertig war, als wir in Genua ankamen.

Das beste Hotel der Stadt erschien uns gerade gut genug zum Schauplatz unserer Rekonvaleszenz. Aber selbst seine vortrefflichen Betten kaprizierten sich darauf, die ganze Nacht hindurch Schiffsschaukel zu spielen.

Meine Frau wurde die Seekrankheit erst auf toskanischem Heimatsboden los.

Trotzdem erklärte sie ihrem Bruder, es sei herrlich gewesen, und es würde ihr etwas fehlen, wenn sie eine Seereise gemacht hätte, ohne die Seekrankheit gehabt zu haben.

„Es ist furchtbar," sagte sie, „aber es gehört dazu."

Ich gönne ihr gerne das letzte Wort, zumal es eine große Lebensweisheit ausspricht.

Eine kleine Herbstreise im Automobil

I.

München—Innsbruck.

München, am Abend Allerseelen 1902.

Sobald ich nach München komme, werde ich vergnügt. Liegt das nun an den 500 Metern über Meer? Oder an der „Kunstatmosphäre“? Oder an der „Gemütlichkeit“? Oder an dem, was ich hier Gutes erfahren habe von Freunden und Feinden? — Aber es ist mir hier schon so ergangen, wie ich das erstemal herkam als junger Student, der weder von wegen der Nerven auf Höhenklima reflektierte, noch einer Kunstatmosphäre oder bajuvarischer Gemütlichkeit bedurfte, um sich wohl zu fühlen, und der weder Freund noch Feind in dieser Stadt besaß. — Was war es also und was ist es? Ich glaube, es war und es ist ein wenig Autosuggestion dabei. München — das hieß für mich schon Heiterkeit, Freiheit, Frische, Natürlichkeit, eh' ich es kannte. Ich ging hin, dies alles zu suchen, mit der Zuversicht im Herzen, daß ich es finden würde,

und so fand ich es. Möglich, daß ich es mir manchmal erfand, aber gleichviel: ich kam auf die Rechnung meiner lebendigsten Wünsche. Und das wiederholt sich mir nun immer wieder. Schon im Hotelomnibus, der hier nicht weniger humpelt und knattert als anderswo, werde ich vergnügt, und, wenn ich dann in den Straßen herumstreife, erlebe oder ersehe ich mir wenigstens immer etwas, das mir Vergnügen macht. Das können Sachen sein, die man überall ebenso gut erleben oder sehen kann wie in München, aber ich für mein Teil finde, daß sie hier besonders Spaß machen. Heute war es dies: Auf dem völlig menschenleeren Karolinenplatz, an dem recht scheußlichen Obelisken, den der seltsame Logiker Ludwig der Erste seinen Bayern errichtet hat, die unter Napoleon in Rußland zugrunde gingen, weil auch sie „für des Vaterlandes Größe" gestorben seien (nicht weit davon steht das Haus, das er der Lola Montez errichtete, die er in den drolligsten Versen besungen hat, die jemals der „teutschen" Muse abgewaltsamt worden sind), also: am Fuße dieses sonderbaren Monuments stand ein bayrischer Infanterist, eng verbunden mit einem bayrischen „Kocherl", dachte weder an des Vaterlandes Größe, noch an die deutsche Muse, noch an irgend etwas, sondern busselte nur ganz einfach seinen Schatz. Aber das geschah von beiden Seiten mit einer so vollkommenen Hingabe, so monumental intim, so gründlich und ordentlich

und der Wehrstand war mit dem Nährstand so innig verschlungen, das militärische Himmelblau mit dem Küchenweiß so lieblich enge gepaart, daß ich andächtigen Gemütes stehen blieb und meine liebe Seele die beiden mit einem herzlichen Spruche segnen ließ, der also lautete:

Und wenn die Welt voll Teufeln wär'
Und wollt mich gar verschlingen,
Und käm selbst der Herr Hauptmann her:
Es soll mir doch gelingen!
Hilf Gott, was ist die Liebe warm,
Wie geht die Brust, wie drückt der Arm!
Die Liebe, die Liebe, die ist nicht umzubringen!

Sonntag, den 2. November 1902.

Um Cléo de Merode zu sehen, beschlossen wir in die Blumensäle zu gehen, aber es war natürlich kein Platz mehr zu haben, denn sämtliche Münchener Künstler hatten vor uns das gleiche beschlossen. Recht ärgerlich verließen wir den Ort der Enttäuschung, aber siehe: unsere Blicke fielen auf ein kleines Biedermeierhäuschen mit Säulenportikus, und wir riefen aus: Es ist Ersatz gefunden! Denn im Giebelfelde dieses Häuschens ist, von zwei niedlichen Mädchen flankiert, Herr Kasperl Larifari zu sehen, der Letzte seines Stammes, aber nicht der Schlechteste, und das Häuschen ist Papa Schmids Marionettentheater, ihm von der Stadt München erbaut und von Münchener Künstlern ausgeschmückt. Es war nachmittags um 1 Uhr,

aber schon standen die kleinen Kunstenthusiasten, die nur den Preis des dritten Platzes, zwanzig Pfennige, erschwingen konnten, und harrten der Eröffnung, die um 3 Uhr stattfinden sollte. „Gibt's noch Billetten?" fragte ich einen der kleinen Burschen. „Ja," erwiderte er, (offenbar ein Habitué), „wenn's Taferl „Ausverkauft" noch nicht bei der Abortfrau ihrem Fenster außihängt, gibt's schon noch eine." Das Taferl hing noch nicht außi, und so gingen wir zur Abortfrau. Aber, natürlich, wenn der Mensch schon einmal Pech gehabt hat, hat er's auch gleich ein zweites Mal: gerade wie wir eintraten, wurde die letzte Karte verkauft. „Alles weg?" „Freili. Am Sonntag!" — „Aber ich bin ein Rezensent und reise morgen weiter. Fragen Sie doch den Papa Schmid, ob wir nicht noch zwei Plätze haben können." — „Schreiben tun's?" — „Ja, für die „Zeit" in Wien." — „Für a Wiener Blatt? Na, i frag halt. Warten's a weng." Und wir warteten im Vorzimmer der ersten Klasse mit Waschbecken und Extrahandtuch. Nicht umsonst, denn es wurde uns die angenehme Botschaft, daß wir zwei Extrastühle eingeschoben erhalten würden auf dem ersten Platz à 80 Pfennige. Wir freuten uns nicht weniger darüber, als wenn wir noch ein paar Plätze für die schöngescheitelte Cléo erhalten hätten, und waren punkt 3 Uhr zur Stelle, um das komische Zaubermärchen in drei Akten und sieben Bildern: „Fortunatus oder die Ohren der Prinzessin

von Marokko" zu sehen. — Welch ein munteres Leben, welch laute und stille Erwartung in dem hübschen, kleinen Amphitheater! Ach, daß uns ein solches Premièrenpublikum irgendwo einmal beschieden wäre! Alle diese frischen Augen und Lippen lachten: Theater! Theater! wie schön wird das sein! — Plötzlich wird der Vorhang erleuchtet: erstes Ah! der Genugtuung. Ein Klavier (unsichtbares Orchester) spielt eine Polka: schon klatschen einige. Und nun das Klingelzeichen, — und eine Welle von entzückten Lauten geht durch das Publikum. Aber eine Stimme gebietet: „Ruhe!" und es wird gleich mäuschenstill. — So bleibt es während aller sieben Bilder, nur, daß hie und da ein ganz Kleiner, eine ganz Kleine ruft: „Mama, ich möchte mal 'naus!" Pßt! Pßt! rufen die Größeren entrüstet, die, erfahrene Genießer, alles Nötige vorher abgemacht haben. — Wie schön, wie lustig war das aber auch alles. Welche Kostüme! Prinz Fortunatus zuletzt gar in einer goldenen Rüstung, und Kasperl Larifari kann alle Glieder bewegen und spricht münchnerisch! Gorilla, der Kaiser der Wildnis, tritt auf und mit ihm seine Frau, die Madam Meerkatze, nebst den „Kindern beider", greulich ungezogenen Affen, die bloß pfauchen und Purzelbäume schlagen können. Knuzzimuzzi, der Leibsklave des Sultans von Marokko, ist ein richtiger Mohr, der sich voll Grazie auf den Bauch legen kann, wenn er seinen Gebieter begrüßt, aber die Prin-

zessin Zoraide ist, trotz ihrer goldenen Pumphosen, eine schlechte Person, der es ganz recht geschieht, daß sie Eselsohren kriegt. Uebrigens geht alles gut aus, und Prinz Fortunatus sieht ein, daß Weisheit besser ist als Reichtum. Quod erat demonstrandum. — Wird auch das Publikum das einsehen? Werden Mazl und Linerl ihre Schulaufgaben nun mit größerem Eifer machen? Wer weiß! Doch eins ist sicher: in ihren Augen bleibt das schöne Bild, wie Fortunatus Gold regnen läßt, wie er, ritterlich in Gold geschient, reumütig und schön vor seinen lieben Eltern erscheint, wie Prinzessin Zoraide vor ihm niedersinkt und bekennt, daß ein gütiges Herz mehr wert ist als Schöntun und Falschsein. Und dann der lustige Kasperl, den man bloß anzusehen braucht, um zu lachen! Das Linerl wird noch als Frau Lina lächeln, wenn sie an den denkt und seine komische Lebensweisheit. — Ist das nicht viel? Ich wünsche jeder großen Stadt einen Papa Schmid.

Soll ich auch jeder großen Stadt die „Elf Scharfrichter" wünschen? Es kostet nichts, wenn ich es tue, aber es hilft auch nichts. Denn sie sind bloß in München möglich. In Berlin ist das Ueberbrettl als ein Witz entstanden und zugrunde gegangen, wie der Witz abgestanden war. Jeder Versuch, die ihm zugrundeliegende gute Idee eines lyrischen Theaters mit Varietécharakter ernsthaft auszuführen, mußte dort fehlschlagen, weil der Begriff des höheren litera-

rischen Ulkes allzu eng mit ihr verknüpft war. In München fand sie ihre Verwirklichung durch Künstler, die von vornherein den gröberen sowohl wie den feineren Ulk, das Zugmittel für die Massen und Uebersatten, ablehnten und aufs Eigentliche des Gedankens eines Künstlerbrettls gingen. So war ihrem Unternehmen Dauer und reeller Erfolg beschieden in dem Augenblick, wo zu den guten künstlerischen Qualitäten eine ordentliche geschäftliche Leitung hinzukam. Freilich erfreuen sie sich dabei eines Vorteils, den in Deutschland nur München bietet: einer gar nicht engherzigen, vielmehr recht freien und gescheiten Zensur. Was hier Frank Wedekind singen darf, wäre in keiner anderen deutschen Stadt möglich. Aber mehr noch: Selbst wenn es zum Beispiel erlaubt würde — man würde es nicht mit anhören können angesichts eines Publikums, das derlei Freiheiten zu unerträglichen Frechheiten stempeln würde durch die Art der Aufnahme. Es würde als Zoten bewiehern, was in Wirklichkeit doch etwas beträchtlich Höheres ist und darum nicht als Unflätigkeit, sondern als Kunstwerk aufgenommen werden will. Es ist geradezu der Hauptvorteil der „Elf Scharfrichter", daß ihr Zuschauerraum die Masse ausschließt. Sie spielen in einem Saal, der eigentlich nur ein Korridor ist und kaum mehr als 100 Zuschauer faßt. Damit ist auch die Intimität gewahrt, eine wesentliche Voraussetzung der richtigen Wirkung der-

artiger Proben literarischer Kleinkunst. Ein Kabinett — kein Theater. Daher auch der angenehme Mangel an Prätensionen. Alles primitiv, aber geschmackvoll. Kaum etwas, das als künstlerische „Leistung" prunken will, aber auch fast nichts, das einer künstlerischen Note völlig entbehrte. In der Tat: Ein künstlerisches Varieté und, weil derlei tatsächlich so nur hier geboten werden kann, eine Spezialitätenbühne künstlerischen Gepräges. Da spielen sie zum Beispiel jetzt eine satirische Farce „Die Verschönerungskommission" von Paul Schlesinger, ein köstlich ungeniertes Ding voll der offensichtlichsten Spitzen gegen die allerhöchste Person des Deutschen Reiches, das alles überbietet, was der Simplizissimus nur je gewagt hat, und ich möchte glauben, daß die allerhöchste Person selber vor Vergnügen klatschend auf den Schenkel schlagen würde, wenn die Reporter recht haben, die behaupten, daß sie auf diese Weise applaudiert. Eine glänzende Aristophanerie im kleinen.

Montag, den 3. November 1902.

Um zu bemerken, daß München eine Kunststadt ist, hat man nicht nötig, Atelierbesuche zu machen. Es genügt, durch die Stadt zu spazieren. Da ist es denn erfreulich, zu sehen, wie stark sich hier der Zug zu einer modernen ästhetischen Kultur bereits durchgesetzt hat. Die Architektur verschmäht fast ausnahmslos das

armselige Kopieren alter Stile, ohne daß sie doch in den üblen Fehler verfällt, um jeden Preis, das heißt auch um den Preis der Vernunft und ruhig bedachten Geschmacks, neu und noch einmal neu und immer wieder bloß neu sein zu wollen. — Ferner alles, was mit der Innendekoration zusammenhängt: Teppiche, Tapeten, Vorhangstoffe, Schmuckgegenstände, Möbel, — ein Blick in die Schaufenster genügt, um das angenehme Gefühl zu erwecken: es gibt wieder ein gutes Geschmacksniveau, und auch der minderbemittelte Mensch von Geschmack findet hier, was er braucht, wenn er sich zu Hause mit schönen Dingen des täglichen Gebrauches umgeben will. Der schwere und dabei schwindelhafte Geist des Protzentums ist ebenso überwunden wie das Gefühl der Resignation: willst du was Schönes suchen, mußt du zum Trödler mit Antiquitäten gehen. — Besonders auffällig ist die künstlerische Höhe, die hier die Photographie erreicht hat. Nicht bloß bekannte Anstalten wie die Ateliers Elvira, Veritas, sondern auch kleine Anfängerfirmen leisten Erstaunliches. Hat man früher gesagt: wenn man in München gut speisen will, muß man nach Augsburg in die Drei Mohren fahren, so könnte man heute sagen: willst du dich in Berlin gut photographieren lassen, mußt du nach München reisen.

Von Ateliers konnte ich nur das Franz Stucks besuchen, das, auch wenn es ganz leer

wäre, ein Augenlabsal ist in seiner heiter wundervollen Pracht. Ich fand den immer gleich zielbewußten, stetig vorwärts schreitenden Meister über einer kleinen Leinwand, auf der die Skizze eines großen Gemäldes zu sehen war, mit dem er sich, nach seinen eigenen Worten, wieder einmal eine Aufgabe stellen will, bei der er Gelegenheit hätte, „Schwergewichte zu stemmen". Er will die Pest darstellen. Das ist freilich kein Thema für Jongleure, sondern für künstlerische Meister der schweren Athletik. Da sein künstlerischer Bizeps seinem physischen entspricht, zweifle ich nicht daran, daß es ein Werk voll Kraft, aber auch voll Schönheit wird.

Innsbruck, den 4. November 1902.

Acht Stunden lang unausgesetzt im gesundregelmäßigen Viertakt eines Automobils durch einen unsagbaren schönen, sonnigen Herbsttag dahingefahren, — ein Genuß, der nicht zu schildern ist. Alle Lebenskräfte wachen auf, alles Verhockte, Verstockte, Faule, Grämliche wie weggeblasen, alle guten Geister der Kraft und Gesundheit mobil. Bewegung! Kraft- und Saftumsatz! Rhythmus und Raumüberwindung! Es ist eine rauschartige Steigerung des Lebensgefühls. Was konnte ich, dies auszudrücken, Besseres tun, als meiner Frau immer und immer wieder die Hände zu küssen?! Verse-

machen ist schön, — dies ist noch schöner. Was kann es Herrlicheres geben, als gemeinsam sich durch die wechselreiche Schönheit einer mit allen Reizen ausgestatteten Gegend dahintragen zu lassen, von einer durch Menschenhand bemeisterten Kraft, die rhythmisch tätig ist? Wer die Wollust dieses Dahinrollens kennt, ersehnt sich nicht mehr die Kunst des Fliegens. Fest auf der Erde, aber wie im Sturme dahin. Jede Falte des Geländes benützend, Hügel hurtig hinauf und brausend hinab, jetzt zwischen Wiesen und junger Saat, nun durch Wälder, Flüssen entlang, über Brücken hin, Felsentore hindurch, hinter davontrabenden Herden her, in das Gassenwinklicht einer alten Stadt hinein, über Märkte weg voll Buden und Gewimmel, Schlössern, Burgen, Parks vorüber und vorbei an Pflügern und Hirten — immer den Bergen zu und plötzlich vor ihnen, da man sie doch vor wenigen Stunden grau und verschwommen, wie in einer Ferne sah, die sich dem Hinstrebenden nur immer weiter zu entziehen schien. Wem ich gut bin, dem wünsch' ich diesen Genuß, dieses Glück.

II.

Innsbruck — Bozen — Eppan.

Schloß Englar im Eppan, 7. Nov. 1902.

In Innsbruck hatten, als wir dort waren, eben die welschen Studenten von den deutschen Prügel gekriegt. Nicht aber auf der Mensur mit Schlägern oder Säbeln, sondern auf ganz primitive Manier, mit Fäusten und Spazierstöcken, was man als gemeiner „Finke" Holzkomment nennt, während sich der Leipziger Korpsstudent, führnehm, wie er nun einmal ist, über den Fall so äußern würde: „Die deutschen Studenten haben sich gegen die welschen „in Realavantage" gesetzt." Ein ordentlicher, braver, wohlerzogener deutscher Korpsstudent tut so etwas nicht — wenn er es aber doch tut, so wird er auf vier Wochen aus dem Korps „gehängt", muß statt der schönen, bunten Mütze einen ganz gewöhnlichen Filzhut tragen, entbehrt des erzieherischen Einflusses des Frühschoppens, des Renommierbummels, der Kneipe, und wird

nur durch den Besuch des Fechtbodens daran erinnert, daß er immerhin noch Beziehungen zur Elite der akademischen Bürger hat. Eine grausame Strafe, aber berechtigt. Denn es ist wirklich nicht sehr nett von einem akademischen Bürger, wenn er einen anderen durchprügelt, ohne Sekundanten und Unparteiischen und ohne genaue Buchführung der „Blutigen". Denn es muß Ordnung auch in der Keilerei sein, Kultur, Stil, höherer Gesichtspunkt. Warum, so frage ich mich verwundert, haben die Deutschen und Italiäner nicht eine P. P.-Suite ausgepaukt? Es ging ja im eigentlichsten Sinne pro patria?! Als auf den deutschen Universitäten noch die alten Landsmannschaften existierten, die wirklich die Vereinigungen der engeren Landsleute waren, da lieferten sich zuweilen Franken, Schwaben, Rheinländer derartige Schlachten, und aus jener Zeit stammt der Ausdruck: P. P.-Pauken. Aber freilich, man war einander nicht so böse, wie Deutsche und Welsche in Innsbruck, denn man war schließlich eines Blutes, und wenn man sich einander ein bißchen davon abzapfte, so geschah es nicht so sehr um der Feindschaft, als um der Freundschaft willen: Hau her, Bruder, daß ich wieder hinhauen kann! Ein etwas barbarischer Ausdruck gegenseitiger Hochachtung, aber immerhin gemütlich. — Davon ist nun hier leider die Rede nicht. Man ist sich bitter Feind. Keine Spur von Gemütlichkeit und kameradschaftlicher Gesinnung. Man

prügelt sich, um einem hohen Senate der Universität und nicht minder einem hohen Ministerium des Unterrichtes ad oculos zu demonstrieren, daß man überhaupt nicht mehr wünscht, einander Kamerad zu sein. Darin sind beide einig, Deutsche und Welsche: daß man auseinander möchte. Das Wort: sich schlagen und sich vertragen, ist hier nicht am Platze, vielmehr schlägt man sich, um es recht deutlich auszudrücken: wir wollen uns nicht vertragen. — Hübsch ist das nicht, aber begreiflich. Eine Universität in Innsbruck kann wohl nicht gut anders als eine deutsche Universität sein, und von italiänischen Studenten kann man es kaum verlangen, daß sie deutsche Studenten werden. Freilich sollte eine jede Universität ein Kosmopolis sein, und akademische Bürger sollten, unbeschadet ihres Volkstums, den Ehrgeiz haben, sich auch als gute Europäer zu fühlen und dementsprechend zu betragen, aber an den Grenzen weht ein scharfer Wind und ein jeder fühlt sich hier auf Vorposten. Die Deutschen haben es nicht vergessen, daß die Italiäner schon mehr als einmal den Anspruch erhoben haben, ihre Grenze bis an den Brenner zu rücken, und man kann es ihnen nicht verdenken, daß sie bei dem Gedanken wild werden. Es handelt sich hier um eines der schönsten Stücke deutscher Erde; diesen köstlichen Zipfel Süden wollen wir Hyperboräer uns nicht abwelschen lassen,

wenn wir auch sonst gar nicht zu den Signori-Fressern gehören, vielmehr alles dessen dankbarst eingedenk sind, was wir der großen Mutter europäischer Kultur, der schönen Italia, schuldig sind. Von hier ist uns der holdstarke Vogelweider gekommen, und hier hat der derbtüchtige Wolkensteiner in derselben Sprache gedichtet, die hier noch im Munde der deutschen Bauern lebt. Dies alles, bis hinauf gegen den Gardasee hin, der selber seinen Namen noch aus deutschem Sprachstamme hat, ist deutsch, wenngleich es mehr als eine Nuance von Italien hat. Deutsch und Welsch hat sich zu einer wundervollen Einheit mit deutscher Dominante verschmolzen. Auch die Landschaft drückt dies aus, denn sie hat zwar bereits die große italiänische Linie, aber den deutschen Wald. Wo dieser aufhört, da beginnt Italien. In der Architektur ist der italiänische Einfluß, der Einfluß der älteren und südlicheren Kultur, unverkennbar, aber sie hat dabei die intimsten Züge des Deutschtums, das beim Heimbau aufs deutlichste das zum Ausdruck bringt, wofür es dem Italiäner selbst am Worte fehlt: die Gemütlichkeit. Alle diese Edelsitze und Schlösser haben trotz ihrer italiänischen Grundanlage viel mehr von der deutschen Burg als vom italiänischen Castello. Erst von Trient an wird das anders. Dorthin würde eine italiänische Universität nicht übel passen, wie sich ja auch das Dante-Denkmal dort nicht

übel ausnimmt, das Land Italien mit den Augen suchend, während es das Land Tirol mit der Rückseite begrüßt, die man, da Denkmäler nicht die Gabe haben, sich zu setzen, allerdings nicht die Gesäßseite nennen kann. Es ist ein ziemlich temperamentvolles Monument, dieses Trientiner Dante-Denkmal, und der Gegensatz zwischen den beiden Nationen, die hier in aller Taubentraulichkeit friedlich nebeneinander wohnen würden, wenn es bloß auf die Wünsche einer k. k. Regierung und abgeklärter Freunde des Menschengeschlechtes ankäme, könnte nicht packender ausgedrückt werden, als wenn man es neben das Bozener Walther-Denkmal stellen würde — dos-à-dos natürlich. Der Dante von Trient ganz Grimm und Leidenschaft, der Walther von Bozen ganz Sinnigkeit und Minnigkeit. So stellen die Völker in ihren geistigen Helden gerne sich selber dar nach dem Bilde, das sie sich von sich selber machen, und es kommt dabei weder eine geistige Porträtähnlichkeit der Helden noch der Völker heraus. Die Italiäner haben sich in ihrem Dante von Trient meinem Empfinden nach geschmackvoller geschmeichelt, als die Deutschen mit ihrem Walther von Bozen. So butterweich und zuckersüß sind wir denn doch nicht, selbst dann nicht, wenn wir Lyriker sind, und wir dürfen eigentlich verlangen, daß man, wenn in der südlichsten deutschen Stadt ein Sinnbild deutscher Art errichtet wird in Gestalt

eines deutschen Dichters und Rittersmannes, nicht bloß den „Dichter“ hervorkehrte, wie ihn sich schmachtsinnige „Mägdlein“ vorstellen mögen, sondern auch den streitbaren Ritter und scharfen politischen Streiter, der nebenbei auch ein galanter Mann von Welt und Form gewesen ist, mindestens so graziös wie gefühlvoll.

8. November 1902.

Es ist gewiß eine gewaltige Sache, daß man die großen Schwellen zwischen den Stationen, deren schönste wohl der Brenner ist, gewissermaßen geebnet hat, indem man Schienenwege über sie weg und durch sie hindurch legte; das Eisen, das sonst im Verkehr der Völker vornehmlich die Aufgabe hatte, zu trennen oder zu unterwerfen, erfuhr damit die schönere Anwendung, zu verbinden, freundschaftlich nahe zu bringen. Aber die Kunst der Ingenieure, die dies Erstaunliche leistete, nahm doch auch, indem sie gab. Sie gab Schnelligkeit und nahm Schönheit. Ehe sie ihre Wunder schuf, kroch man langsam über die Berge, aber man fand Zeit dabei, ihre Schönheit zu genießen: von dem Augenblicke an, wo ihr bewundernswertes Werk fertig war, brauste man wie im Sturm über die Berge weg und jagte durch ihr Inneres, aber man sah meistens entweder nichts oder nur vorüberhuschende Bilder. Und dies wenige sah man als Gefangener. Denn auch die Freiheit

wurde der Schnelligkeit geopfert. Das Eisenbahnbillett wurde nicht nur mit Geld, sondern auch mit der Aufgabe des Selbstbestimmungsrechtes für eine gewisse Zeit bezahlt. Wer sich in ein Eisenbahncoupé begibt, begibt sich auf eine Weile seiner Freiheit. Jede Fahrt auf der Eisenbahn ist ein Gefangenentransport; die Wärter nennt man Schaffner, was sie aber nicht immer veranlaßt, höflich zu sein; die Gefängnisordnung nennt sich Eisenbahnreglement, ist aber darum nicht weniger in einem Stil verfaßt, der seine Imperative ohne alle Artigkeitsfloskeln vorbringt; da das Einzellensystem zu kostspielig ist, werden die Gefangenen, wenn sie nicht sehr reich sind und sich eine Privatzelle leisten können, in mehr oder minder großen Mengen zusammen transportiert, wobei allerdings auf die Portemonnaieleistung einige Rücksicht genommen wird, und eine reinliche Scheidung zwischen Tabakkonsumenten und solchen Leuten statthat, die, wenn sie sich schon darein finden müssen, eine Luft voll Kohlenruß und Polsterstaub einzuatmen, doch Wert darauf legen, daß diese nicht gleichzeitig mit Tabakrauch der verschiedensten Gestanksgrade versetzt ist. Ach, welche Lust gewährt d i e s Reisen?! Aber nein, man soll dieses Wort auch nicht ironisch auf eine Sache anwenden, die so gut wie nichts mehr damit gemein hat. Reisen ist freie Bewegung, Genuß des Freiseins, Befreiung aus der Enge — Reisen ist Freiheit. Also läßt sich

das Wort nicht auf eine Sache anwenden, die alle Merkmale der Unfreiheit an sich hat. Die Eisenbahn ist ein ausgezeichnetes Transportmittel, aber das Reisen hat mit ihrer allgemeinen Einführung so gut wie aufgehört. Mit der Möglichkeit, sich schnell von Ort zu Ort befördern zu lassen, stellte sich der Wunsch, ja die nervöse Begierde darnach ein — selbst in den Fällen, wo Schnelligkeit gar nicht der Hauptzweck ist. „Schnell weit weg" wurde die Devise auch für Vergnügungsreisen.

Aber die Technik stand nicht still und holte mit dem Automobil nach, was sie bei der Eisenbahn versäumt hatte, und sie schuf damit den idealen Reisewagen, die Voraussetzung zu einer neuen Kunst des Reisens. Der Laufwagen, der zu seiner Bewegung weder Zugtiere noch festgelegte Geleise braucht, vereinigt in sich alle Vorzüge des altmodischen Reisewagens und der Eisenbahn, ohne ihre Nachteile zu haben. Er gibt Schnelligkeit, Freiheit, Schönheit in einem. Wer nur einmal eine Reise in ihm gemacht hat, zweifelt nicht mehr daran, daß er der Reisewagen der Zukunft ist. Man denkt, hört man das Wort Automobil, freilich weniger an Reise- als an Rennwagen, und dieser Gedanke löst die Assoziation an wahnsinnige und lebensgefährliche Geschwindigkeiten aus — achtzig, hundert und hundertundzwanzig Kilometer in der Stunde, überfahrene Tiere und Menschen, Sturz in den Abgrund oder Ankunft in halbtotem

Zustande. Diese abenteuerlichen Vergnügungen von Millionären, die sich die Situation der Lebensgefahr als besonderen Reiz leisten können, sind aber nur die Sportnuance des Automobilismus. Sie war, so lange fast nur Rennwagen gebaut wurden, eine Hauptsache, aber sie wird immer mehr Nebensache werden, seitdem große Fabriken in richtiger Erkenntnis der eigentlichen und bedeutsamen Perspektive der Sache, sich fast ausschließlich darauf beschränken, Reisewagen zu bauen, zu deren Erwerbung auch Leute von mittlerem Vermögen imstande sind. Ein derartiger Wagen ist keiner phantastischen Geschwindigkeiten fähig; mein Wagen „macht" zum Beispiel nur 35 Kilometer in der Stunde, aber nach mehr gelüstet mich auch nicht, denn, würde ich schneller fahren, würde ich weniger sehen. Und ich will so viel und so gut sehen, als nur möglich. Ich habe von Innsbruck bis Sterzing, wo wir Mittagspause machten, zwei und eine halbe Stunde gebraucht, aber diese Zeit hatte keine leere Minute, umschloß eine ununterbrochene Reihe wirklich geschauter, genossener Bilder. Wo es besonders schön war, hemmten wir den Lauf und bummelten, und als wir bei Franzensfeste in die südlichere Landschaft einfuhren, hielten wir wohl auch machmal still und labten uns in aller Ruhe und Behaglichkeit an der üppigen Schönheit dieses südlichen Herbstes. Denn die höchste Schönheit will andächtig genossen sein.

Mein alter Freund Torggler, dessen grauhaariger Bauernschädel ein wahres Magazin von Volksschnurren ist, hat nicht ermangelt, mir seinen Besuch zu machen, und er hat mir als Gastgeschenk auch gleich ein paar hübsche Geschichten gespendet, die wohl wert sind, aufbewahrt zu werden. Nur schade, daß man die Sprache nicht mit wiedergeben kann.

„Kürzlich," so etwa erzählte der Alte, „bin ich dem Baron Andre Dipauli begegnet, oben in Matschatsch (wo der Baron mitten im schönsten Buchenwalde ein kleines Schloß hat), und da hab ich ihn gefragt: Herr Baron, wissen Sie die Geschichte, wie der Herrgott mit dem Teufel hat prozessieren wollen? Nein, sagt der Baron. Also hab ich sie ihm erzählt. Nämlich, es hat einmal im Himmel sakrisch geraucht und der Herrgott hat zu einem Erzengel gesagt: „Du," hat er gesagt, „was ist denn das heut wieder? Das ist ja schier nimmer zum Aushalten mit dem Gestank." „Ja," sagt der Gabriel, „das ist der verflixte Teufel da unten, bei dem ist wieder mal der Rauchfang nicht gekehrt worden und die große Mauer zwischen der Hölle und dem Himmel hat nix als Löcher." — „Ja, die muß doch der Teufel vermörteln lassen," sagt der Himmelsvater, „das ist doch ein für allemal ausgemacht?" „Freilich," sagt der Gabriel, „ausgemacht is, aber der sakrische

Hundsknochen tut ja nie, was er soll!" — „Also gut," sagte der Herrgott, „verklagen wir ihn halt. Geh', sei so gut und hol' mir einen Advokaten." Der Gabriel tut die Flügel auseinander und hui — fort.

Es dauert eine Weile, dann kommt er wieder. — „Na," sagt der Himmelvater, „was is? Warum hast du den Advokaten nicht gleich mitgebracht." — „Ja, mei'," sagt der Erzengel und kraute sich hinterm Ohr, „das Prozessieren müssen wir uns aus dem Kopf schlagen, Himmlischer, — die Advokaten sind alle auf dem Teufel seiner Seite; bei uns im Himmel ist keiner zu finden."

„Was hat denn der Baron Dipauli dazu gesagt?" fragte ich den Torggler.

„Gelacht hat er und mir dann eine andere Geschichte erzählt."

„Auch so eine?"

„Ja. Einmal ist ein Müller in Eppan gestorben, hat er erzählt, ein recht gottloser Kerl und er ist ohne Beichte und Absolution abgefahren. So kommt er denn zum Petrus und begehrt Einlaß. Nix is, sagt Petrus, ungebeichtet kommt man hier nicht herein. — Na, so beicht ich halt hier oben, sagt der Müller. — Sagt aber Petrus: So gescheit wäre schon mancher vor dir gewesen, du Haderlump, — wenn wir nur einen Geistlichen im Himmel hätten . . ."

So predigt im heiligen Lande Tirol die Kirche Gottes, gemildert durch Humor, bei Bauern und Baronen.

III.

Schloß Englar in Eppan, 13. Nov. 1902.

Im Sommer mag man sich manchmal von hier wegwünschen; ich weiß es aus Erfahrung. Die Sonne, die es mit den Weinstöcken so gut meint, hat dann den Menschen gegenüber etwas Unbarmherziges; man wird schier geröstet, wagt man sich aus den kühlen Sälen der sehr hitzedicht gebauten alten Ansitze hinaus. Aber im Herbst ist es köstlich hier. Die hohe Schönheit dieser Landschaft, die zu den allerschönsten gehört, die man nur sehen kann, kommt um diese Jahreszeit erst zur vollen Geltung, denn nun erhält sie zur edlen Größe ihrer Linie den Reichtum und die Pracht der Farbe. Wie das Fell eines märchenhaft schön gefleckten Panthers hängt es die stolzen Flanken der Mendel herab; rotbraun und goldgelb und schwärzlich grün. Das rote Braun kommt von den schönen Buchen; das goldig leuchtende Gelb ist das der Lärchen; die Tannen und Fichten geben das dunkle Grün. Diese Farben, mit denen sich die mittleren

Berge schmücken, sind satt und voll, aber das flachere Gelände, dieser schier endlose Weingarten des alten Appianum, den schon die Römer angelegt haben, ist von einem zarten, blassen, ins Gelbliche gehenden Grün überzogen, und von den hohen Dolomiten herunter, dem breiten Schlern und dem zackigen Lattemar, grüßt es grau und weiß: Stein und Schnee. Wessen Augen des Glückes der Farbe fähig sind, der darf hier schwelgen. Allein das Blau des Himmels ist eine Lust und Gnade. Aber die eigentlichen Wunder schenkt der Abend. Der Herrlichkeiten des eigentlichen Sonnenunterganges wird man nicht so teilhaftig, wie in der Ebene. Ihren Anblick verwehrt die Mendel, die es auch verschuldet, daß die Schatten früher kommen. Während wir hier schon längst ohne Sonne sind, ist es drüben über der Etsch, in Girlan, noch hell; aber die blauen Schatten rücken vor, das Mittelgebirge hinauf, und nun liegen nur noch die nackten Seiten der Dolomiten in leuchtender Sonne: orangen glühend. So stark glühend, daß ein Reflex davon bis hieher, auf meinen Schreibtisch, fällt, einen ganz, ganz zarten Hauch dieser Farbe auf mein Schreibpapier werfend. Jetzt: wie weggewischt — was eben noch Glut war, ist wie Asche geworden: grau. Tiefschwarz steht das Mittelgebirge davor. Aber siehe: nun rückt der volle Mond empor, gerade über dem Schlerner Horn — die Glatze des Todes. Nun wird alles silbern

weiß werden ... Aber nein, etwas Wunderbares begibt sich: die eben noch grauen Steinwände der Dolomiten erröten sanft, wie aus sich selbst, ganz zart fleischfarben. Alles um sie hat die Farbe des Todes; schwarz oder kalt weiß; nur sie leuchten in der Farbe des Lebens. Sind sie es wirklich? Ist es vielleicht nur ein Phantom von ihnen? Es ist wie eine Fata Morgana, wie eine Luftspiegelung. Diese gewaltigen Steine sind wie ein leuchtender Hauch, ein gelblich rosafarbener Schemen. Lebt König Laurin wirklich? Blühen seine Rosen noch? Ein Zucken — vorbei. Entzaubert stehen die Felsen in Grau, und „der Mond wirft seinen Silberspeer".

Den 16. November 1902.

Hier müßte ein Mathematikprofessor zum Romantiker werden. Alles verführt hier zum Fabulieren. Was ist der Rhein mit seinen paar Burgen gegen die Etsch mit ihren Schlössern und Ruinen! Die Berge selber stehen wie riesige Kastelle da, mit Mauern und Scharten und Zinnen und Türmen. Es sind nicht die spitzgipfeligen Berge der nördlichen Alpen, sondern die zügigen Berge des Südens, die mehr wie riesig breite, erstarrte Wellen sind. Und bis hoch an die Grenze der Vegetation hinan Heimstätten der Menschen und ihres Gottes. Fünfzehnhundert Meter überm Meer liegt der Wallfahrts-

ort Weißenstein, zu dem noch heute die frommen Tiroler pilgern, die sich ihren Glauben auch ein paar Tropfen Schweiß kosten lassen. Prachtmenschen, diese Bergbauern, die sich auch die alte Tracht und die alte treue Einfalt bewahrt haben, ehrlich und fest, tüchtig und derb. Die Einsamkeit, in der sie auf freier Höhe leben, immer die herrliche Weite um sich, in nichts beengt, weder von Menschen noch von Sachen, hat alles Gute und Starke in ihnen gut und stark erhalten, während ihre Brüder unten im Tale leider vielfach allerlei fatale Züge angenommen haben.

Es ist ein hohes Vergnügen, hier herumzusteigen. Das geht noch übers Automobilfahren. Da gibt es einen wunderbaren Saumpfad oberhalb Eppan, immer durch den Wald, manchmal ein bißchen unbequem, zuweilen wohl auch etwas halsbrecherisch, aber vom ersten bis zum letzten Schritt so voller Reize, daß man nur immer die Arme ausbreiten und rufen möchte: O du wunderschöne Welt! Denn man hat angesichts des vollkommen Schönen in der Natur durchaus kein Begehren, sich originell auszudrücken und Trivialitäten zu vermeiden. Auf diesem Wege kommt man, aber immer hoch darüber, an ein paar schönen alten Schlössern vorbei. Da ist zuerst Freudenstein, wo, als ich noch hier hauste, vor etwa fünf Jahren, ein paar alte Fresken entdeckt worden sind, die ich Kunstgelehrten, wenn sie nebstbei auch Kunst-

genießer sind, wohl empfehlen möchte. Es ist da ein Urteil des Paris zu sehen. Der galante Trojanerprinz ist als junger deutscher Ritter dargestellt, fest und schön geschient, ein hübscher Bursche. Die göttlichen Damen haben nichts an als ein paar goldene Spangen und Ketten um die Arme und an den Füßen zierliche rote Pantöffelchen — eine recht raffinierte Kostümierung, ganz à la Felicien Rops. Und was für zierliche Figürchen sie sind! Die Grazie ist deutschen Künstlern nicht immer fremd gewesen. — Dann kommt, ziemlich hoch, dicht am Walde, das alte Sanct Valentin, von allen Eppaner Schlössern, so schön sie alle liegen, das am schönsten gelegene. Es gehört den Abkömmlingen jener Tiroler Postmeisterstochter, die in der Tracht eines Postillons einen österreichischen Erzherzog in sich verliebt machte und nachher Gräfin zu Meran wurde. In der kleinen Kapelle sind ein paar schöne alte Tafelbilder. — Nun bei Perdonig vorbei, wo Kirche und Pfarrwiddum ein Dach über sich haben, der Pfarrer mit dem lieben Gott also in einem Hause wohnt, was wohl in katholischen Landen und auch sonst eine Seltenheit ist. Uebrigens ein seltsam abgelegener, wie in einem Winkel versteckter Ort von einem in dieser Gegend ganz fremd anmutenden nördlichen Gepräge. Hier zieht der Winter einen Monat früher ein als in dem Gelände ringsum, und er hält sich auch einen Monat länger auf.

Nicht weit von hier liegt die schöne Ruine des alten Prachtschlosses Boimont, wo es auch eine „weiße Dame" gibt, die der Thurmbach-Louis, wenn ich ihm glauben darf, mehr als einmal gesehen hat, und von der eine seltsam verworrene Geschichte handelt, die man, wenn man sie nicht in den Versen des alten Geisterssehers wiedergeben kann, am füglichsten wohl im alten romantischen Tone der Rittergeschichten erzählen mag. Etwa so: Zwei Grafen wohnten und herrschten auf Hoch-Eppan, der Zwingburg des Landes, die aus dem Felsen emporwächst, nicht wie ein Bau von Menschenhand, sondern wie ein Gebilde der Natur. Sie waren Brüder, voneinander verschieden wie Tag und Nacht. Eckhardt hieß der eine. Das war ein rascher und frischer Jüngling, blond von Haar, von Augen blau, rotwangig und heiter, und allen Jungfrauen und wohl auch manchen Ehefrauen ein Wohlgefallen, dazu von feinen Sitten und in allen ritterlichen Künsten Meister. Jagd und Tanz war seine Lust. Ganz anders Zeno, sein Bruder. Der war schwarz von Haar, Bart und Auge, im Antlitz aber blaß, und seine Augen lagen tief. Tagsüber, wenn Eckhardt hinausritt, sich auf der Jagd zu tummeln, saß er düster im Gestühl, verdrossen in sich hineinbrütend, als täte ihm die Sonne weh. Erst wenn die Aveglocke Feierabend kündete, wachte er auf, schwang sich auf seinen Rappen und brauste in die Nacht hinaus, in der es ihm

sehr wohl sein mußte, denn nie kehrte er vor Hahnenruf heim. Wo er gewesen und was er getrieben, erfuhr niemand. Auf dem benachbarten Schlosse Boimont, das von Hoch-Eppan aus durch eine tiefe geröllige Schlucht getrennt ist, wohnte ein alter Ritter mit seiner Tochter Johanna. Die war so schön und hold, daß alle Menschen sie lieben mußten — also auch Eckhardt und Zeno. Aber des Fräuleins Herz gehörte nur dem Einen, der die hellen Augen und die roten Wangen hatte und die frischen Lippen, die so lustig zu lachen, so warm zu küssen verstanden. Er beugte vor dem alten Ritter Knie und Haupt und erhielt den Segen der Verlobung. Das war am Tage. In der Nacht aber kam ein Ritter ans Tor von Boimont, hob den Torhammer und schlug an. Seine Augen glühten, seine weiße Hand bebte, die blassen Lippen lagen aufeinander wie die Blätter einer welken, vom Froste versengten Rose. Eine Weile war es still. Dann kam ein Rauschen heran, und das Tor tat sich auf, ohne daß ein Riegel klirrte. Heraus trat eine hohe Frau in weißem Gewande. Der Schleier wehte von ihr. Sie wandte das Haupt zur Seite, aber ihre Arme streckten sich zu dem Blassen. Der nahm sie an sich und küßte sie mit wilder Gier und stöhnte tief auf: Ich liebe dich, du Weiße! Ich liebe dich, du Bleiche! Ich weiß, dein Blut ist weit von hier. Ich weiß, dein Blick ist weit von hier. Ich weiß,

dein Leben ist nicht bei mir. Aber ich liebe dich, du Hauch der Nacht!

Erst als es im Tale grau wurde, ließ er sie aus seinen Armen und ritt davon.

König Laurins Rosen wachten auf und warfen ihren Schein in die Fenster Hoch-Eppans, aber nicht einmal unter ihrem Leuchten wurden die Wangen Zenos rot, der dort mit offenen Augen schlafend lag und im Schlafe keuchte.

Aber rot und leuchtend wie die Rosen des Märchenberges trat Eckhardt in die Kammer und rief: „Nachtvogel, wach' auf! Schüttle die Mohnkörner aus deinem schwarzen Bart! Heut' sollst du zum erstenmal in deinem Leben lachen, denn die süße Johanna ist meine Braut!"

Zeno verzog seinen Mund — aber ein Lächeln war es nicht. Und er sprach, sehr leise und langsam, dies: Du träumst töricht, Knabe. Laß dein Träumen! Oder du wirst trüb aufwachen — Johanna ist mein.

Eckhardt griff nach seinem Schwerte. Zeno aber sprach: Es ist noch nicht die Zeit. Heute nacht vielleicht — wenn du Mut hast. Heute nacht, wenn ich sie dir zeigen werde: deine — meine Johanna, vorm Boimonter Tor.

Eckhardt fühlte einen Schauer den Rücken hinab und ließ die Hand vom Schwertgriff. Zeno sprach: Nicht vor Schlag zwölf! Eckhardt taumelte hinaus. Wie er aber den jungen Morgen sah und das Glühen der Berge, wurde sein Herz wieder froh, und er schwang

sich auf die Mauer und sah hinüber nach Boimont, wo ihm aus dem Fräuleinturm ein weißer Schleier entgegenwehte. „Der arme, nächtige Narr!“ dachte er bei sich und rief über die Schlucht hinüber: Heut' nacht um zwölf! — Der Schleier winkte: Ja!

Schlag zwölf war Eckhardt am Tor. Er brauchte nicht zu warten. Die Riegel klirrten, die Flügel taten sich auf und die Liebste hing an seinem Halse, warm wie das Leben. Herz pochte an Herz, Mund lag auf Mund — da vergaßen die beiden die Welt. — Da kam ein Rauschen von hinten her, aus dem Burghofe, und es war, als ob ein schneidender Wind in ihre heiße Glückseligkeit führe, und sie mußten die Lippen voneinander lassen und sich umwenden. Grausen — was sahen sie da! Zeno schritt über den Burghof, und an seiner Seite eine hohe Frau in Weiß, von der der Schleier wehte: Johanna! — Eckhardts Braut fuhr sich über Stirn und Auge, schrie gell auf, griff sich nach dem Herzen und machte wankend einen Schritt nach vorn. Eckhardt aber stürzte, das Schwert gezogen, vorwärts, auf Zeno los. Der kreuzte die Arme und — lächelte. Vor diesem Lächeln fiel das Schwert aus Eckhardts Hand. Johanna! rief er laut und starrte ins Angesicht der Weißen. Die kam mit schwebenden Schritten auf ihn zu. Eiskalt griff es ihn ans Herz. Er wollte sich umwenden, zu seiner Braut, und er rief: Nicht du! Nicht du! — Aber sein

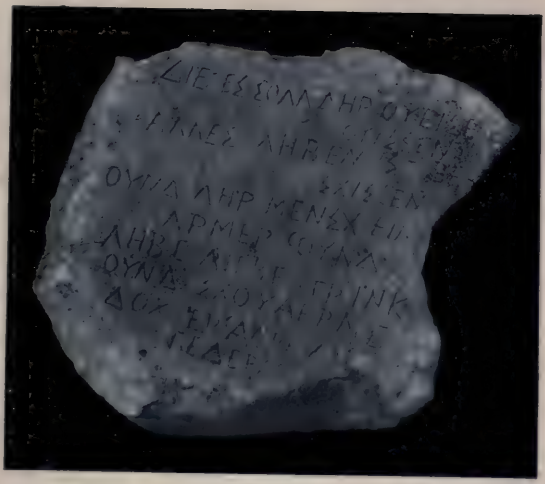
Genick war starr und die Weiße kam ihm nahe; zwei große Tränen rannen ihr die Wangen herab und sie sprach mit Johannas Stimme: Ich bin's ja, mein Eckhardt, ich bin's! Und neigte sich tot über den Toten.

Zeno schritt an den Leichen vorüber. Am nächsten Morgen fanden die Knechte auch ihn tot im Bette.

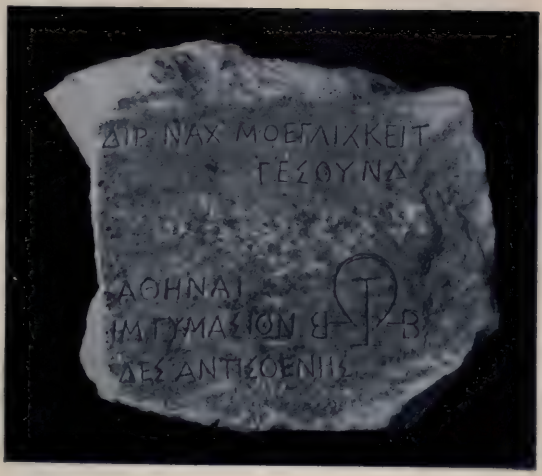
Johanna aber läßt sich noch heute im weißen Gewande mit wehendem Schleier am zerfallenen Tore von Boimont sehen — wenigstens dem alten Thurmbach-Louis, der die Gabe hat, Gespenster zu schauen und in Versen von ihnen und ihren Schicksalen im Leben zu erzählen —, wie ich es hier in Prosa versucht habe, da ich leider kein Geisterseher bin.

Augenblicklich baut er der Mutter Gottes aus Tuffsteinen eine Kapelle über einer Quelle, von der er sagt, daß Maria ihm verkündet habe, sie heile alles Wehtum, das Menschen heimsucht.

Aber die Eppaner glauben ihm nicht, wenn er auch die Gabe hat, in Versen zu reden. Auch sie wissen es wohl, daß Dichter gern lügen. — Er sollte wenigstens in Prosa schwärmen, der alte Thurmbach-Louis.



Ein Fund im Gymnasium der Kyniker
(Vorderseite)



Ein Fund im Gymnasium der Kyniker
(Rückseite)

Kleine Reise

Ich hatte mich mehr als vier Monate lang den wildesten und schädlichsten nächtlichen Ausschweifungen ergeben, denen ein Mensch unterliegen kann, wenn die natürliche Anlage zum Laster des Arbeitens bei ihm mächtiger ist als die Gabe bedachtsamen Maßhaltens. Es war so weit gekommen, daß ich früh um acht ins Bett ging und nachmittags um vier aufstand. Mitternacht war für mich Mittag geworden, und ich vernahm sowohl die nächtlich schluchzende Nachtigall wie die morgendlich tirilierende Lerche, nicht zu vergessen das biedere Käuzchen, das so seltsam klagt, wenn es verliebt oder hungrig ist. So viel Musik geht auf die Nerven. Ein guter Freund (meine Frau) drückt mir ein Köfferchen und etwas Reisegeld in die Hand, zitierte die Lehren von Nervenärzten der verschiedensten wissenschaftlichen Ueberzeugungen, die aber alle darauf hinausliefen, daß der Mensch in der Nacht schlafen soll, und setzte mich mit diesen Worten vor die Tür:

Fahre wohl! — Wieso? fragte ich; ich sehe kein Automobil, und ich würde mich selbst

Lügen strafen, wenn ich mit der Eisenbahn reiste. Ich bin doch kein Frachtstück. — Du sollst auch nicht zu deinem Vergnügen, sondern zur Strafe reisen, antwortete der grausame Freund, und außerdem macht es einen besseren Eindruck, wenn du mit der Eisenbahn fährst. Die dritte Klasse wird am wenigsten übelgenommen.

So trabe ich mit meinem Köfferchen ab. Es war halb sieben Uhr abends, und ich hatte schreckliches Heimweh nach meinem Schreibtische. Aber ich wußte: Umkehr war ausgeschlossen. Sämtliche Fallbrücken meines Schlosses (ich habe bekanntlich ein Schloß) waren sofort hochgezogen worden, und wenn ich im Hemd und auf den Knien um Einlaß gewimmert hätte, man (man!) würde mir die Zunge des Hohnes gezeigt haben.

Also stieg ich in den „Nahpersonenzug", wie man jetzt in München die Vorortzüge heißt, weil darin die Personen oft sehr nahe beieinander sitzen.

Das erste Ziel meiner Reise war München. Da ich die Tour Pasing-München etwa alle zehn Tage mache, erlebe ich auf ihr nichts mehr. Nur die selten betretene Ferne spendet Abenteuer. Doch erschien es mir merkwürdig und als ein gutes Omen, daß von Pasing bis Laim (sprich: Loam, das m nasal) niemand den Walzer aus der Lustigen Witwe summte. Dafür stieg in der Station Zentralwerkstätte (sprich: Tralwerkstätte) ein Bahnarbeiter ein, der sich über

die „Salome“ kritisch äußerte. In München (sprich: Mingka) war ein Menschenauflauf auf dem Starnberger Bahnhof, weil der Teckel (sprich: Dackl) eines Kunstmalers sich weigerte, den Zug zu besteigen. Da der Dackl beim Münchener Publikum göttliche Verehrung genießt, fehlte nicht viel, daß der Maler gelyncht worden wäre, weil er das edle Tier, das ihn besaß, ein Luder zu heißen wagte. Eine alte Dame schloß ihn (nicht den Maler, der durchaus Nebenperson war, sondern den Dackl) in die Arme und überredete ihn mit einer Regensburger Wurst, seinen zweifellos sehr berechtigten Widerstand aufzugeben und nach Pasing zu reisen.

Ich aber, als ich die Regensburger Wurst sah, sprach: Sit Omen! und beschloß, nach Regensburg zu reisen.

Eine schöne Festigkeit kam über mich. Ich hatte ein Ziel. Ich werde heute nacht dort schlafen, sagte ich mir, wo der Regen in die Donau fließt (wenn ich nicht irre); ja, ich werde sogar dann in Regensburg schlafen, wenn dort ein anderer oder gar kein Fluß in die Donau fließen sollte.

Ich hätte das nicht mit solcher Bestimmtheit behaupten sollen, denn der letzte Regensburger Zug fuhr gerade ab, als ich an die Schranke kam.

Was tun? Sollte ich fünfzehn Bahnminuten von meinem Schloß (ich besitz bekanntlich ein

Schloß) entfernt in einem Münchener Hotel übernachten? Unmöglich! Fünfzehn Minuten von meinem Schreibtisch entfernt kann ich sicher nicht schlafen. Zum Glück belehrte mich ein königlich bayerischer Fahrplan, daß 11 Uhr 15 Minuten ein Zug nach Landshut ging. Ein vortrefflicher Zug sogar: ein Eilzug, der nur dreiviertel Stunden länger braucht als ein Schnellzug. Ein Eilzug ist nämlich kein Schnellzug. Nur ein Schnellzug ist ein schneller Zug an sich. Ein Eilzug ist nur ein gemeiner Zug, der es etwas eilig hat. Sagen wir: ein Bummelzug, der mit ein paar Minuten renommiert, die er früher ankommt, als es sein Temperament eigentlich erlaubt. Wer Sinn für den Reiz der Nüance hat, wird das sympathisch finden.

So beschloß ich denn, diesen sympathischen Zug zu nehmen und in der Zwischenzeit Kunst zu genießen.

Ins Hof- und Nationaltheater (sprich: .... doch nein: es ist nicht alles zu schreiben erlaubt, was ein königlich bayerischer Darstellungsbeamter sagen darf) wollte ich nicht gehen, weil sich dieses Institut augenblicklich im Kriegszustand befindet und der Zweck meiner Reise ja Beruhigung sein sollte. Das Stück, das im Schauspielhaus gegeben wurde, kannte ich schon, weil ich es trotz des strikten Verbotes, das Lyrikern jede dramatische Tätigkeit streng untersagt, selber geschrieben habe, und über die Novität des Volkstheaters,

„Charleys Tante", habe ich mich bereits als bartloser Jüngling totgelacht. Also wandte ich meine Schritte dem Deutschen Theater zu, das seinen Namen in der Tat führt, weil der echte Deutsche das Varietétheater jedem anderen vorzieht.

Heilige Nemesis! Fräulein Bozena Bradsky trat „in ihrem Repertoire" auf, und dazu gehört natürlich die Melodie zum Lustigen Ehemann, wenn auch dessen vertrallallatisierter Text, den ewigen Göttern sei Dank, endlich zum wohlverdienten Orkus hinabtrallat ist. Aber immerhin: zum Melancholischwerden war's doch, obwohl Fräulein Bradsky noch immer eine charmante Künstlerin ist. Indessen vertrieb die himmlische Rosario Guerrero, die wirklich ein Rosenkranz von Schönheit, Grazie und Kunst genannt werden darf, alle schwarzblütigen Anwandlungen. Alle Gnaden, mit denen der Himmel die romantischen Völker ausgezeichnet hat, sind über sie ausgegossen. Alles an ihr ist lauterste Schönheit, und zwar, mit Feuerbach zu reden, „Schönheit mit lebendigem Inhalt". Es erscheint wie ein unbegreifliches Wunder, daß derlei Offenbarungen sich in ihrer Reinheit erhalten können, obwohl sie täglich produziert, zur Schau gestellt werden. Es gibt in der Kunst eine unbefleckte Empfängnis.

Ich ergriff die Flucht, als ein Wiener Komiker das Gebiet der Zeitgeschichte mit Witzen be-

trat, die nicht auf das Zwerchfell, sondern auf den Magen wirkten.

Mein behaglich dahinschlendernder Eilzug behob das Gefühl von Uebelkeit bald, und es tat mir fast leid, als er mich kurz vor ein Uhr in Landshut absetzte. Gleich einer Wiege hatte er mich müde geschaukelt. Jetzt fahr' ich, dacht' ich mir, im Hotelomnibus zum alten „Kronprinzen" neben der Martinskirche, die den zweithöchsten Kirchturm der Erde besitzt, und dann will ich schlafen, daß es eine Art hat. Selbst die Falken in der Turmrose des heiligen Martin sollen in ihrem gotischen Neste nicht besser schlafen.

Wieder eine voreilige Behauptung. Keine Ahnung von einem Hotelomnibus war da, und ein anderer Wagen auch nicht.

Nun wäre es das Nächstliegende gewesen, zu Fuße zum Kronprinzen zu pilgern, das Köfferchen in der Hand und den Torgauer Marsch auf den Lippen. Eine halbe Stunde durch die Nacht zu wandern ist am Ende noch keine Pönitenz.

Aber da taucht der böse Engel der Faulheit neben mir auf in Gestalt eines Landshuter Bürgersmannes mit einem großen Bart aus brauner Wolle im Gesichte. Und sagt: Hundert Schritte links steht ein Gasthof .... Hundert Schritte links ..., das ist eine Minute gegen dreißig! — und ich wog das Köfferchen und ging hundert Schritte links, Fröhlichkeit im

Herzen, das Köfferchen in der Hand und den Torgauer Marsch auf den Lippen.

Ich hätte besser einen Trauermarsch pfeifen sollen.

Auf das Gasthaus? Nein, auf mich. Den Trauermarsch eines Sybariten.

War das Bett nicht ganz erträglich? Das Zimmer nicht immerhin ein Zimmer?

Ja doch. Aber es roch muffig, und in den Krügen war kein Wasser. Und dann: nebenan rangierten fleißige Leute die Güterzüge. Und: die Stearinkerze hatte einen schlechten Atem und brannte außerdem düster. Und: das Fenster war undicht. Und — überhaupt! Ich werde doch wohl noch das Recht haben, abends ein Glas Wasser zu trinken und in Balzacs „Contes drôlatiques" zu lesen! Wie?

Und dann: Ruhe! Herrgottsdonnerwetter, Ruhe! Wenn ich einschlafen soll, ist es keiner Mücke erlaubt, zu niesen, geschweige denn, daß königlich bayerische Lokomotiven losbrüllen. Ja, brüllen! Denn das ist kein Pfeifen, sondern wüstes Gebrüll. Ich verbitte mir das! Auch soll das Fenster nicht quietschen und — ewige Vorsehung, ist das erlaubt? —: jetzt schnarcht ein Mensch! Es gibt da nebenan einen Menschen, der die Frechheit, ja die Infamie besitzt, zu schnarchen. Zu schnarchen? Nein: er röchelt. Verröcheln soll er. Ich bezahle die Beerdigung.

Ob ich einen Stiefel gegen die Tür schleudere!

Der Einfall ist gut. Aber dieses Gasthaus

scheint, dem Stallgeruch nach zu schließen, hauptsächlich von Personen des Fuhrgewerbes frequentiert zu werden, und diese pflegen ebenso hitzig wie stark zu sein. Ich bin nicht feig, soweit es sich um Realinjurien von Leuten handelt, die Visitenkarten haben. Wo aber die Visitenkarte durch einen Peitschenstiel ersetzt wird, habe ich die Empfindung, daß es gefährlich ist, den Schnarchenden zu wecken.

Also tobte ich meinen Zorn schweigend aus. Und richtig: wie ein böses Kind sich in den Schlaf weint, wütete ich mich in den Schlaf. Die Uhr hatte eben drei geschlagen, als ich eingeschlafen war. Als ich erwachte, war es halb vier.

Eine halbe Stunde! Wenn „man" das zu Hause wüßte! Dazu war ich also von meinem Schreibtisch verjagt worden, um hier, einem Fuhrmann benachbart, völlig unproduktiv meinen Grimm in mich hineinzufressen? Eine halbe Stunde!

Ich stand auf und sockte im Zimmer hin und her wie ein traurig unsteter Eisbär hinter den Käfigstangen.

Bis um fünf. Dann nahm ich mein Köfferchen und wandte mich von dannen. Da ich mich nicht hatte waschen können, das Waschzeug aber mechanisch beim Eintritt ins Zimmer ausgepackt hatte, so vergaß ich es mitzunehmen. An dem Brunnen, an dem ich mich wusch, stöhnend, als ob das etwas Furchtbares wäre, während

es doch eigentlich sehr poetisch ist, sich an einem Brunnen zu waschen (nicht?), merkte ich es nicht. Und nun trauert meine verwaiste Seifendose und meine Handbürste, die wie ein märchenhaft nach allen Seiten Borsten ausstrahlendes Tier aus der Zoologie Markus Behmers ist, in der schmählichsten Verlassenheit auf einem schlechthin unmöglichen Waschtisch aus Blech, das Marmor heuchelt.

Der Bahnhof zu Landshut war nicht darauf vorbereitet, mich in so früher Morgenstunde würdig zu empfangen. Der Mann, dem ich mein Köfferchen bis 6 Uhr 40 Minuten anzuvertrauen gedachte, da es mir komisch vorgekommen wäre, meinen kümmerlichen Reisebesitz unablässig in der Hand zu tragen, wie es Damen mit ihren Pretiosentaschen tun, erhob sich eben hinter einem Verschlage und erschien in Unterhosen, die so sehr ohne alle Beamtenauszeichnung waren, daß ich mich anfangs fragte, ob ich einem so mangelhaft beglaubigten Manne mein Gepäck überlassen dürfte. Da er aber bald darauf eine Beamtenmütze aufsetzte, überantwortete ich ihm, durch ein bißchen dunkelblaues Tuch sofort beruhigt, alle meine Instrumente zur Aufrechterhaltung der persönlichen Reinlichkeit, mein Nachthemd, meinen schönen Balzac-Band, meine Taschentücher, meinen Bädeker über Süddeutschland, und ein Gedicht, von dessen unbeschreiblicher Herrlichkeit ich so lange überzeugt sein werde, bis es gedruckt vor mir liegt. Denn durch

die Berührung mit Druckerschwärze verlieren alle meine Gedichte für mich jeden Reiz. Gefühle, die durch eine Buchdruckpresse gegangen sind, sind wie aufgespießte und hinter Glaswänden zur Schau gestellte Schmetterlinge. Jeder Adolf Bartels kann seine Nase darüber halten. Freilich auch jedes hübsche und zärtliche Kind sein Näschen. Lassen wir also das Schelten.

„Bitte, wann gibt es Kaffee?“ fragte ich eine rüstige Niederbayerin, die mit aufgeschürzten Röcken in der Restauration zweiter Klasse den Kehrbesen regierte.

„In der zweiten Klasse um sechs,“ antwortete die junge Magd, „in der dritten Klasse halb sechs.“

„Siehstewoll!“ sagte ich mir, „so gleicht sich auf der Welt alles aus. Die Aristokratie muß warten, weil ihrem Lokal höherer Glanz verliehen wird.“

Da ich äußerst aristokratisch angelegt bin, beschloß ich, erst um sechs Uhr Kaffee zu trinken und bis dahin meinen Gedanken peripatetisierend nachzuhängen.

Literarhistorisch halb gebildet, wie ich bin, dachte ich daran, daß auf der Universität Landshut Arnim und Brentano oder auch vielleicht bloß Arnim oder Brentano studiert haben, und daß dem einen oder dem andern, oder auch beiden, hier zuerst der Reiz des alten Deutschland aufgegangen sein mag. Denn Landshut ist ein entzückend altertümliches Städtchen, das

die wunderlichsten Giebelfronten aufzuweisen hat, die man sich denken kann. Es gibt dort eine Straße mit lauter gotischen Häusern. Aber da sich seit der Gotik der Geschmack geändert hat, so ist das Gotische an diesen Häusern wegfrisiert worden, und man hat die ursprüngliche Giebelform aufs wunderlichste verschnörkelt. Die Barockzeit wulstete sie bloß aus, in der Biedermeierzeit aber maskierte man sie geradezu, und so gibt es in Landshut Giebel, die wie der Querschnitt einer Vase aussehen.

Dies und anderes rief ich mir ins Gedächtnis zurück, als ich im Wartesaal dritter Klasse eine Kellnerin mit einer großen Kaffeekanne einherwandeln sah. Ich drängte meine aristokratischen Tendenzen gewaltsam zurück und stieg zum gemeinen Volke hinab, indem ich mich neben einem Manne niederließ, der eine in schwarzes Tuch eingeschlagene Trompete bei sich führte.

„Grüß Gott, Herr Nachbar!" sagte der Mann.

„Grüß Gott, Herr Kollege!" sagte ich; „wo blasen Sie heute?"

Er nannte einen Ort, der auf . . . fing endigte, und fügte hinzu, daß dort eine Hochzeit sei.

„Und da müssen Sie schon früh um sechs dort sein?" meinte ich.

„Nun natürlich," sagte er, „es ist doch den ganzen Tag Hochzeit!"

Den ganzen Tag Hochzeit! dachte ich mir, das ist ein tüchtiges Prinzip.

Als ich dann von Landshut nach Regensburg fuhr (in einem aufrichtigen Bummelzug, der keine Eile vorschützte), fand ich, daß heute nicht bloß den ganzen Tag, sondern überall in dieser Gegend Hochzeit war. Auf jeder Station stiegen Brautjungfern mit Kränzen im Haar teils ein, teils aus, und überall warteten geschmückte Wagen mit Musikanten, die alle den guten alten Baye—ri—a—rischen aufspielten. Auf einer Station aber wurden Schweine verladen, die mit entsetzlichem Quieken dagegen protestierten, daß man sie am Schwanz und an den Ohren aufhob und in den Wagen stopfte. Hochzeit—Schlachtbank. Das Leben hat zwei Seiten.

Indessen fand ich es an diesem Morgen schön. Rechts und links lag üppiges, bebautes Land im Glanze der jungen Sonne. Derbe Gäule zogen den Pflug, rotröckige Bäuerinnen knieten jätend im Kartoffelacker, glattrasierte Bauern banden ernsthaft Hopfenranken an Hopfenstangen fest. Dieses Land ist gar nicht pittoresk, aber von einer nahrhaften, biderben Schönheit. Man sieht Wohlhabenheit ringsum, und manchmal liegt zwischen den kleinen sauberen Bauernhäusern ein alter großer Gutshof mit angebautem Turm und massigen Scheunen. Diese fette Erde ist nicht faul, weil diese sehnigen Bauern es nicht sind.

Zuweilen sah ich in meine Zeitung und las die schönen Reden der englischen Journalisten auf Deutschland und der deutschen Minister, Bürgermeister, Redakteure auf den Frieden, und was alles man dazu gegessen und getrunken hat.

O, liebliche Flöte,
Wie klingst du charmant,
Des Krieges Trompete
Ist gänzlich verbannt.
Nichts mehr von Fanfaren,
Die üblich sonst waren.
Man säuselt Schamaden
Beim Fisch und beim Braten.
Viel wird Wolfgang Goethe,
Nie Kipling genannt.

Recht so! — Immerhin sah ich mit Befriedigung, wie eine Kompagnie Niederbayern, in Schützenlinien auseinandergezogen, einem markierten Feind trutzig zu Leibe rückte. Man kann nie wissen. Reden sind Schall und Rauch. Infanteriesalven sind das gleiche. Aber der Effekt jener ist leider noch nicht so dauerhaft wie der Eindruck dieser. Die Schalmei ist ein schönes, ein liebliches Instrument, und man soll es ja nicht vernachlässigen; aber es ist weder im Orchester des Lebens noch im Konzert der Mächte das einzige. Wir Deutschen haben viel Sinn für Kammermusik, und wir wollen uns freuen, wenn sich auch die andern Nationen daran beteiligen; aber es ist so für sie wie für uns heilsam, wenn sie nicht vergessen, daß

wir auch den Torgauer Marsch noch blasen können.

Es war schon fast neun Uhr, als die Türme des Regensburger Domes auftauchten.

Habe ich diese Nacht nicht unter seiner Patronanz schlafen dürfen (o du dreißigmal vermaledeiter Rangierbahnhof von Landshut!), so will ich wenigstens diesen Vormittag in seinem Schatten der Ruhe pflegen. — Dachte ich mir.

Aber es kam wieder anders.

Das Hotel, dem ich mich diesmal anheimgab, war im Vergleich zu meiner Landshuter Herberge eine Grotte der Ruhe. Aber doch nur im Vergleiche zu jener. An sich (dieses Philosophenwort ist das praktischste, was die Philosophen erfunden haben) war es aber eben doch ein Hotel. Und ein Hotel ist nie ruhig. Statt zu schlafen, zählte ich, wie oft die Türen knallten, und suchte mir klarzumachen, von welchen Gewissensqualen der Mensch über mir so unablässig auf den knarrenden Stiefelsohlen der Reue hin und her getrieben werden mochte. Gewiß ein Mörder, dachte ich mir, oder ein Dichter, der Reime sucht. Aber auch wenn es bloß ein Kaufmannsreisender war der sich im Umherwandeln überlegte, wen er heute mit seinem Musterkasten beglücken sollte, so genügte die Bewegung, die er sich machte, vollkommen, mich zur Ueberzeugung zu bringen, daß jetzt kein Mohn für mich in diesem Hotelzimmer wuchs. Ich sprang auf, entdeckte den Verlust

meiner Waschutensilien, entließ einen letzten Fluch gegen Landshut und beschloß, das Fehlende sofort zu ersetzen. In dem Laden, wo ich dies tat, befand sich ein überaus schöner junger Mann, der mich so zärtlich ansah, daß ich ihm schon sagen wollte, ich sei kein entlassener Flügeladjutant, aber es stellte sich bald heraus, daß er mich nur rasieren wollte. Ich bin nie so grausam rasiert worden. Die Zärtlichkeit dieses anmutigen Jünglings lag nur in seinen Augen, nicht in seinen Händen. Ich zitierte unter tausend Schmerzen:

Doch fließt ein einzig Tröpflein Blut,
Fährt dir mein Dolch ins Herze.

Er lächelte und schnitt mich sechsmal. Er war ein Lehrling und ich als Fremder sein Versuchskaninchen.

„Kostet?" fragte ich.

„Zwanzig Pfennig," sagte er.

„Geben Sie!" sagte ich.

„Wie meinen?" sagte er.

„Sie sollen mir die zwanzig Pfennig geben," sagte ich, „als Schmerzensgeld."

Er lächelte so süß, daß ich entwaffnet war und ihm dreißig Pfennig gab.

„Das macht für den Schnitt fünf Pfennig!" murmelte ich ihn an. „Wenn Sie so fortfahren, werden Sie Millionär."

In seinen Augen lächelte ein Meer von süßen Hoffnungen.

Die Seife, die mir dieser Rasiermesser-Ephebe verkauft hatte, war von der Farbe seiner zärtlichen Seele: rosa. Und rosa war auch ihr Schaum. Da ich auch noch etwas blutete, so darf ich wohl sagen, daß mein Waschwasser nicht ohne koloristische Reize war. Im übrigen lernte ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male den Geruch ranziger Veilchen kennen.

Und dabei zu denken, daß in Landshut auf dem Bleche Vera Violetta lag!

Verfluchter Sybaritismus! Goethe hat sich mit Kernseife gewaschen. Hören Sie es, Herr Adolf Bartels! Vergessen Sie es ja nicht, wenn Sie einmal Gelegenheit nehmen sollten, nachzuweisen, daß ich ein Dekadenter bin.

Während ich aß, belehrte ich mich aus dem Buche eines Gymnasialprofessors, daß Regensburg auf lateinisch Regina castrum heißt (woraus ich entnehme, daß also doch der Regen hier in die Donau fließt, denn dies Regina spricht sich nicht mit dem Tone auf dem i, sondern auf dem e), und ferner, daß der keltische Name dafür Ratisbona lautet. Als ich dann die Gemüsestände am Dom erblickte und die unendliche Menge weißer Rettiche, die da feilgeboten wurden, zweifelte ich an dem keltischen Ursprung dieses Namens. Nein, sagte ich mir, wenn Regensburg auch pfälzisch und nicht oberbayrisch ist, so stammt Ratisbona doch aus dem Oberbayerischen. Nur die Schreibweise ist korrumpiert. Es muß Radisbona heißen, und das ist:

die Stadt der guten Radis. Doch ist der Regensburger Radi sanfter von Geschmack als der oberbayerische. Es ist ein lyrischer Radi, und ich glaube, daß er ein Produkt römischer Gartenkunst ist, die seine Rauheit gemildert hat, weil sie darauf bedacht sein mußte, den armen, zu den Hyperboräern verschlagenen Legionaren aus dem sonnigen Süden die fehlende Feige wenigstens ins Radisische zu übersetzen.

An die unglückseligen Römer, die hier so fürchterlich für ihre Weltpolitik haben frieren müssen, mußte ich immer wieder denken, während ich in Regensburg weilte, wo jeder tiefergehende Spatenstich Reste römischer Kultur zutage fördert. Keinen Reis, keinen Wein, keine Feigen, kein Oel — **Regina castrum** muß eine schauderhafte Garnison gewesen sein. Aber die römischen Offiziersdamen haben doch einigen Luxus getrieben. In der schönen alten Ulrichskirche, die noch älter als der Dom und ein wundervolles Bauwerk ist, befindet sich ein Altertumsmuseum, das besonders viele Ueberreste aus der römischen Zeit enthält. Darunter ist auch eine Glasvase aus dem Grabe einer Römerin, und in diese Glasvase hat der Gatte der Gattin allerhand mitgegeben zur Reise ins unbekannte Land, das den Inhalt meines Reiseköfferchens durchaus in Schatten stellt. Da sind Salbentiegelchen, Parfümfläschchen, silberne Hautschaber, bronzegerahmte Glasspiegelchen, Spangen fürs Haar, Nadeln, Armbänder, Korallenketten,

Bernsteinringe. Und daneben stand ein Topf mit Münzen, Reisegeld ins Reich der Nacht, und jetzt ans Licht einer neuen Zeit gehoben, die doch immer wieder ihre Blicke rückwärts wenden muß in jenes graue Altertum, das einmal so prachtvoll hell gewesen ist. Richtig: auch „Pappelsamen" lag in der Glasvase. Ich weiß aber nicht, ob meine vortreffliche alte Kustodin, die mich als wandelnder Katalog herumführte, damit den Samen des Pappelbaumes oder der Malve meinte, die wenigstens in Oberbayern auch Pappel heißt. Was bedeutete der Samen wohl für die Tote? War es ein kosmetisches Mittel, oder knüpften sich abergläubische Vorstellungen daran? Auch Hühnereier hat man in den Gräbern gefunden. Wie sie aber an die Luft kamen, fielen sie in sich zusammen, und nun liegen bloß noch die Schalen in den Scherben. Das ist der Rest. Und wir häufen neue Schalen in neue Scherben. Du lieber Gott. Wo sollen unsere späteren Nachkommen mit all den Altertümern einmal hin? Eine Kultur krustet sich auf die andere, und dann kommt einmal eine hübsche, solide Eisdecke und packt die ganze Herrlichkeit ein. Für wen? Wer macht einmal den Generalkatalog?

Ich war sehr müde, wie ich mit der alten Regensburger Altertumswächterin durch die Ulrichskirche ging, aber das viele Tote machte mich munter. Die alte Frau schlug die Klöppel von Glocken aus verschwundenen romanischen

Kirchen an die Glockenwände, und das Erz, das Generationen geläutet hatte, vom ersten bis zum letzten Gange, bei Festen und Feuersbrünsten, zum Gebete und zum Kriege, dröhnte wie die Stimme des ewigen Lebens selber. Aber nahebei lagen lang gestreckt die Gerippe von Leuten, die allein wissen können, wie lange diese Ewigkeit währt, an die sie wohl alle ge glaubt haben, als noch die lebendige Resonanz in ihnen war, die wir Seele nennen. Weißt du's da, Römer, mit dem schönen runden, weißt du's Germane, mit dem langen Schädel? Sie grinsen beide mit der Grimasse des Todes, die sehr eindrucksvoll ist, aber zu weiteren Fragen nicht eben ermuntert.

Uebrigens kam es mir vor, als seien die Skelette der Römer eleganter als die der Germanen. Feinknöchiger, zierlicher. Bestimmt sind sie kleiner. Unsere deutschen Vorfahren haben, von denen, die nun in der Ulrichskirche liegen, zu schließen, nicht bloß längere Schädel, sondern auch längere Gliedmaßen gehabt als die Römer, die sie schließlich aus Regina castrum hinausgeworfen haben. Aber keine so schönen Zähne. Zumal im vorderen Oberkiefer fallen recht häßliche, schräg vorstehende breite Schaber auf. Es ist ein barbarisches Gebiß neben dem Kulturgebiß der Römer. Nun, mittlerweile werden wir uns ja wohl verschönert haben. Die Schädel von Soldaten, die 1809 in der Napoleons-Schlacht bei Regensburg ge-

fallen sind, zeigen keine so einheitliche Form mehr, Mischprodukte. Aber das Genie Napoleons hat sich ihnen eingeprägt. Dem einen sitzt noch eine Kugel im Augenhöhlrande, der andere ist von einem Säbelhiebe gespalten, ein dritter direkt zertrümmert. — Auch ein paar Judenschädel sind da. Ich weiß nicht, ob ihnen die Zähne bei dem großen Regensburger Pogrom im Mittelalter eingeschlagen worden sind, aber ich möchte es beinahe glauben, denn ich kann mir nicht denken, daß alle Juden damals zahnlos waren.

Als ich aus der Ulrichskirche heraustrat, hatte ich das unheimliche Gefühl, lauter angezogene Gerippe umhervigilieren zu sehen. Gerippe, die Radis verkauften, Gerippe, die den Schutzmann spielten, Gerippe in Leutnantsuniform, Gerippe in Frühjahrsblusen und Falbelröcken, und ganz kleine Gerippchen, die sich an den Händen hielten, tanzten und sangen:

Wollt ihr wissen, wollt ihr wissen,
Wie's die jungen Frauen machen?:
Locken brennen, sich frisieren.
So machen's, so machen's
Junge Frauen, junge Frauen.

Ach ja. Und dann sind auf einmal keine Haare mehr zum Brennen da, und der große Friseur erscheint, der alles über einen Kamm schert.

Und dennoch: „Ueber Gräber vorwärts!" Man sollte dieses Goethe-Wort über jedes Altertumsmuseum schreiben. Es spricht den ganzen

Sinn des Lebens aus, der nur für den ein Unsinn ist, der auch im Unerforschlichen ein Ziel sucht. Seien wir froh, daß wir uns eine Weile bewegen dürfen, und zwar vorwärts bewegen. Das letzte Wohin liegt außerhalb der Grenzen, die unserem Gehirn gesetzt sind. — Ich wußte nicht einmal, wohin ich in Regensburg kommen würde, als ich meiner Nase nach auf gut Glück durch die alten Straßen spazierte, die schließlich auch ein Altertumsmuseum sind. Da liest man an einem Hause, daß sich hier Kaiser Karl der Fünfte in ein hübsches Regensburger Bürgermädchen verliebt hat, die dann einen Sohn von ihm bekam, der als Don Juan d'Austria ein großer Held geworden ist. Das ist ein unmoralisches Altertum, und Herr Roeren sollte darauf dringen, daß in einer erzkatholischen Stadt keine solchen Skandalgeschichten an den Häusern stehen. Großer Held oder nicht — es ist eine Schande so was, und diese Tafel würde gewiß mein Aergernis erregt haben, wenn ich nicht (o du infamer Rangierbahnhof!) so müde gewesen wäre. Aber selbst in meiner Müdigkeit sträubte sich mein moralisches Haar, als ich bald darauf eine Straßenaufschrift sah, die weiß auf blau lautete: „Zur schönen Gelegenheit", und dicht darunter, an einer Haustür hängend, ein gedrucktes Plakat, schwarz auf weiß: „Hier wird ein ordentlicher Bettgeher gesucht." Alle guten Geister! Ein ... ordentlicher ... Bettgeher ...! Ich stob davon wie ein Wirbelwind und beruhigte mich erst vor

einem Firmenschilde, auf dem sich ein Franz Xaver Soundso als „Hofkaminfeger Ihrer kaiserlichen Hoheit der Frau Maximiliana, Herzogin von Württemberg“ anzeigt. Ist das nicht niedlich?

Und ist es nicht nett, daß in Regensburg eine Straße „Roter Herzfleck“ heißt? Und eine andere „Fröhliche Türkenstraße“? Und eine dritte „Hinter der Flasche“? Dagegen erweckt es fatale Vorstellungen, wenn es anderswo heißt „Eck zum faulen Schinken“. Man geht lieber durch eine „Fiedelgasse“.

Hat man sie hinter sich, so ist man bald an der Donau, die hier aber (wie übrigens auch in Wien) nicht schön blau, sondern schmutzig gelbgrau aussieht. Macht nichts. Die Donau ist es doch, und bei diesem schönen Namen denkt man an viele schöne Dinge. Ich glaube: schon weil der Name so schön voll klingt.

Es steht aber dicht an der Donau neben der steinernen Brücke mit dem Brückenmanndl, der in einem sehr heißen Jahre darauf gesetzt wurde und deshalb selbst in diesem kalten Sommer von 1907 noch ausruft: „Schuck, wie heiß!“ eine kleine kümmerliche Hütte, die für den Besucher Regensburgs so viel bedeutet wie für den Besucher Roms der Papst. Denn, wenn es heißt, daß nur der von sich sagen kann, in Rom gewesen zu sein, der die Pantoffeln des Papstes geküßt hat, so lautet der Spruch für Regensburg so, daß nur der wirklich dort gewesen ist,

der in der Regensburger Wurstküche Bratwürste gegessen hat.

Also setzte ich mich auf eine hölzerne Bank und aß im Angesicht der Donau Regensburger Bratwürste. Mit Sauerkraut versteht sich. Denn es gehört zu den wenigen wirklichen Wahrheiten, daß eine Bratwurst ohne Sauerkraut keine Bratwurst ist. Das Sauerkraut ist ein integrierender Bestandteil der Bratwurst, philosophisch zu reden. Im übrigen, ohne den Regensburgern zu nahe treten zu wollen: ich ziehe die Nürnberger Bratwürste, die Dürer gegessen hat, den Regensburger Bratwürsten vor, die die deutschen Kaiser gegessen haben. Vielleicht auch Goethe, obwohl die Goethe-Forschung im Umkreise dieser Materie eine Lücke aufweist. Ich mache darauf aufmerksam, weil hier ein Thema zu einer Doktordissertation winkt. Ein Anknüpfungspunkt, von dem aus sich leicht weiterschürfen läßt, ist da. Hinter der Bratwurstküche steht das Wirtshaus zum Lamm, in dem Goethe gewohnt hat, wie eine Tafel mit einem Spruche lehrt, dessen Schluß etwa so lautet:

Ich bin wahrhaftig zu beneiden:
Hier wohnten Goethe, Mozart, Haydn.

Von der Bratwurstküche ging ich zur Schottenkirche, um das berühmte romanische Portal anzuschauen, aus dem so viele Tiere heraustreten — steinerne, versteht sich, in erhabener Arbeit aus dem dunklen Stein herausgemeißelt.

Mir sagt der romanische Stil mehr zu als der gotische. Um die gotischen Dome zu preisen, mußte man verwegen geistreiche Bilder brauchen, wie das von der gefrorenen Musik, und seine Zuflucht überhaupt zu allerhand Spiritualitäten nehmen. Derlei hat man angesichts alter romanischer Kirchen nicht nötig. Es ist da echte Architektur ohne Lyrik, einfach und monumental. Sie brauchen auch keine bunten Glasfenster, um eine mystische Stimmung zu erhalten. Die liegt im Raume selbst. Vollendet sind sie aber nur, wenn sie, wie in Ravenna, im Schmucke von alten Mosaiken leuchten. Dann sind sie der volle Ausdruck des alten katholischen Christentums. In den Linien spricht noch die Antike, in den Farben Byzanz. Die verschiedenen Kulturen, aus denen, wenn nicht das Christentum selbst, so gewiß die alte christliche Kunst hervorgegangen ist, werden in einer ästhetischen Verknüpfung höchsten und tiefsten Reizes sichtbar. Die ältesten romanischen Kirchen haben gleichzeitig etwas vom antiken Tempel und den urchristlichen Katakomben. Es spuken in ihnen, wenn nicht der Teufel, die alten Götter. Vielleicht bedeuten die vielen Tiere, denen man in ihnen begegnet, so etwas verteufelt oder vertiert Göttliches. Das Belegen mit Schimpfnamen aus dem Tierreiche ist nicht nur dem Pöbel eigen; auch die Kulturen nennen einander Ochs, Esel, Schwein.

Als ich aber die Schottenkirche hinter mir hatte,

war ich rechtschaffen müde, und ich ging zu Bett. Es war acht Uhr, und ich schlief bis um eins. Dann kam ich in ein halbes Wachen voll lebender Gesichte. Ich sah baumlange Germanen in Bärenfellen mit weit ausholenden Schritten und langen Schwertern hinter kleinen eleganten Römern in der Tunika herwuchten, die eilig davonsprangen. Und nun hauten die langen Schlagtots mit Aexten alles kurz und klein, was die Fortgejagten aufgerichtet hatten, und quaderten ein ungeheures Kreuz auf. Als sie aber anbeten wollten, kam ein ungefüges Gemurmel zutage, und sie waren sehr froh, als die fortgejagten Römer wieder erschienen, sie lateinisch beten zu lehren. Doch hatten die keine Tunika mehr an, sondern lange Kutten und über den runden Schädeln mit den scharf geschnittenen Lippen und Nasen Kapuzen. Und das Buch mit dem Kreuze in ihrer Hand war mächtiger als das kurze Schwert, das vom langen besiegt worden war. Die Sieger mußten bei den Besiegten in die Schule gehen und wurden gar gelehrig und fromm. Rüpelten zwar noch manchmal auf und zogen, ganz mit Eisen umschient, verschiedene Male nach Rom, sich an ihren Schulmeistern zu rächen, aber dem höchsten Herrn Rektor küßten sie doch den Pantoffel. Aßen unendlich viele Bratwürste und Sauerkraut, brachten die Kultur der Rettiche zur höchsten Höhe, brauten braunes Bier und tranken es aus gewaltigen Gemäßen; aber sie pflanzten auch die Reben an und lernten rote wie weiße

Weine zu schätzen. Viele von ihnen jedoch gaben dem schwarzen Safte den Vorzug, mit dem man Bücher schreibt, und sie verliebten sich erst in das Lateinische, dann ins Griechische und lernten und schrieben furchtbar viel. Und sie setzten sich Brillen auf die Nasen, nahmen ab an Körperlänge und zu an Gehirnwindungen und wurden das Volk der Dichter und Denker, bis wieder so ein kleiner Mann italiänischen Blutes kam und sie entsetzlich drasch. Da wachten sie auf, und es kam ein Tag, da der Kornmarkt zu Regensburg, unter dem das Forum von Regina castrum verschüttet liegt, Moltkeplatz genannt wurde, und viele englische Journalisten reisten durch das Land und fanden, daß alles gut war, wenngleich die Dichter und Denker es sich in den Kopf gesetzt haben, auch Weltpolitik zu treiben.

So sieht die Weltgeschichte nachts zwischen ein und drei Uhr aus. Denn um drei Uhr schlief ich glücklich wieder ein.

Da mir Thomas Theodor Heine viel Schönes vom Benediktinerkloster Weltenburg an der Donau erzählt hatte, und von der Donauschlucht zwischen Weltenburg und Kehlheim, beschloß ich, am nächsten Tage dorthin zu fahren, um mir auch die Befreiungshalle anzusehen, die König Ludwig der Erste dort „den deutschen Befreiungskämpfern" errichtet hat.

Sie liegt auf dem Michaelsberge und sieht schon von unten imposant genug aus. Doch

sollte das Hofmarschallsamt nicht so geschmacklos sein, sie „Königliche Befreiungshalle“ zu nennen. Daß ein König sie errichtet hat, und daß sie dem Königlichen Hause von Bayern gehört, weiß man. Aber es klingt töricht und verführt zu Betrachtungen, die man eigentlich nicht hervorrufen sollte. Es kommt für die Könige nicht viel Schmeichelhaftes dabei heraus, und der Erste Ludwig, der als Kronprinz nicht sehr erbaut vom Teutschtum der deutschen Fürsten zu Napoleons Zeiten gewesen ist, hat ans deutsche Volk gedacht, als er diesen Tempel der Befreiung errichtete. Er hat ihn sich über fünf Millionen Mark kosten lassen, und das Bauwerk entspricht diesem Aufwande. Der Anblick der vierunddreißig riesigen marmornen Siegesjungfrauen von Schwanthaler, die das Innere wie mit einem Reigen umzirken, ist von großer edler Schönheit. Fatal ist aber eines an dem Ganzen: es ist leblos, museumhaft. „Es ist verboten, die Wände anzurühren“, oder so ähnlich heißt es auf kleinen Täfelchen, und das Publikum wird auch zu Ruhe ermahnt. Gigantische Filzlatschen flankieren den Eingang, bestimmt, die profanen Stiefel der Besucher zu überschuhen. Und so tappt man wie auf dicken Socken vor den Viktorien herum mit dem Gefühl, daß schon der Fußboden aus buntem Marmor viel zu gut für uns Stiefelbarbaren ist. Auch die „deutschen Befreiungskämpfer“ selbst hätten hre derben Feldzugsstiefelsohlen nicht mit dem

Marmor in Berührung bringen dürfen, der zu ihrem Ruhme aus Italien nach Kelheim gebracht worden.

Dies alles ist im Prinzip höchst unsinnig, mag es auch tausendmal wahr sein, daß der schöne Fußboden nicht für moderne Stiefelsohlen berechnet ist. Er hätte vernünftigerweise darauf berechnet werden müssen. In Zeiten, da die Kunst wirklich lebte, war sie kein Rührmichnichtan. Ihre Werke standen mitten im Alltag. Die Stufen zum Parthenon wurden von den Sandalen des Volkes ausgetreten, und auf den Sockeln der Statuen in der Loggia dei Lanzi zu Florenz hocken Gassenjungen, wenn's auf der Piazza della Signoria was zu sehen gibt. Sie verlieren nicht an Schönheit, wenn sie Kritzer bekommen. Alles Lebendige bekommt einmal Kritzer. Muß auch einmal kaput gehen. Wir aber, ohne so Vollendetes zu schaffen, wie es die alten Statuen sind, haben nur den einen Gedanken: zu konservieren. Es fehlt uns an der notwendigen Dosis großartiger Sorglosigkeit, die aus dem Gefühle hervorgeht: Wir sind reich genug, immer wieder ersetzen zu können. So aber empfanden die Alten. Die Kunst war ihnen gemeiner als uns, sie machten kein so ängstliches Wesen um sie; und eben darum hatten sie ein intimeres Verhältnis zu ihr. Mit anderen Worten: sie waren keine Barbaren, die die Kunst wie etwas Fremdes anstarrten. Und es gab wohl auch niemand

unter ihnen, der einer Statue die Nase abgehauen hätte. Unsere Vorfahren aber haben allerdings sehr vielen Statuen nicht bloß die Nasen, sondern auch Arme und Beine abgeschlagen. Vielleicht sind wir aus bösem Gewissen so albern ängstlich. . . . Doch das ist ein weites Feld.

Ich entledigte mich der königlichen Filzlatschen (denn auch sie gehören der Krone Bayern) und begab mich durch den königlichen Wald nach Weltenburg.

Andere Leute brauchen zu diesem Weg nur eine Stunde. Ich, da ich nicht von vollkommener Schlankheit und überdies lyrisch belastet bin, pflege mir in schattigen Wäldern Zeit zu nehmen. Habe auch die leutselige Gewohnheit (leutselig ist ein Edelstein im Schatzhause der deutschen Sprache), alle „gemeinen Leute" anzureden, und wenn es bloß ein „Grüß Gott; schöner Tag heute" wäre. Es ist einfältig (wenn auch begreiflich) genug, daß wir — ungemeinen Leute aneinander vorüberschweigen, als seien wir Gift und Gegengift. Draußen, in der Natur, Landleuten gegenüber geht es mir wider den Strich. Zumal mit ganz alten Leuten und mit Kindern schwatzt es sich gar angenehm. Und ich begegnete hier bloß alten Weiblein, die Reisig schleppten, und kleinen Mädeln, die nebenher liefen, Blumen in den Händen. Noch ein paar Jahre, und auch für sie wird Reisig aus den Blumen, dacht ich mir.

Wie bei uns allen. Man braucht deswegen nicht sentimental zu werden.

Kam mir im Walde ein Kind entgegen,
Trug die Schürze voll Blumensegen,
Seltsame Blüten, gelb, violett.
„Kleine, schau, was hast denn Du?"
Wurde sie rot und stammelte nett:
„Frauenschuh."
„Und Du selbst heißt? Na!?" — „Babett."

Das ist gewiß kein Gedicht, aber ich sehe nicht ein, warum man von so hübschen Dingen nicht in Worten erzählen sollte, die sich reimen. Wer mag wohl dieser Orchidee unserer Bergwälder den schönen Namen „Frauenschuh" gegeben haben? Ist er erstanden, wie Volkslieder entstehen? Aber es entstehen ja keine mehr, und wenn man heute einen „gebildeten" Gärtner nach dem Namen einer Blume fragt, so redet er lateinisch. Er sagt nicht Frauenrösel, sondern Silene, nicht Frauenspiegel, sondern Specularia, nicht Mannsschild, sondern Androsace; und daß die Anemone Windröschen, daß Arnika Wohlverleih heißt, wissen nur wenige Deutsche noch. Wieviel Deutschen ist es bekannt, daß es eine Gauklerblume gibt, eine Blume, die den hübschen Namen Wildfräulein führt, eine andere die das Volk Braut in Haaren heißt, ein Engelsüß, eine Christushand, ein Erdkrönchen, eine Freyasträne, ein weißes und ein rotes Waldvögelein, einen Allermannsharnisch, eine Kuhschelle, ein Gottesgnadenkraut? — Es nimmt mich nur

wunder, daß man es mit den alten Blumennamen nicht macht wie in den meisten Städten mit den alten Straßennamen. Denn nicht überall behält man sie bei wie in Regensburg. In München zum Beispiel würde die Straße „Zur schönen Gelegenheit" längst auf irgendeine Berühmtheit umgetauft worden sein, und wäre die im Volke auch gleich so unbekannt, daß es nicht einmal ihren Namen richtig aussprechen kann.

Das Volk selber aber fabuliert doch immer noch ein bißchen weiter und bewahrt die Namen, mit denen phantasievollere Vorfahren alle irgendwie auffälligen Gegenstände ihres Umkreises bedacht haben.

Das sollte ich in der schönen Donauschlucht zwischen Weltenburg und Kelheim erfahren, die ich mit dem Kahne hinabfuhr. Sie wird von mehr als hundert Meter hohen nackten Kalkfelsen gebildet, die steil, fast senkrecht zum Flusse abfallen und in Formen zerklüftet sind, in denen die Einbildungskraft der Bevölkerung allerhand Gestalten sah und noch sieht. Da ich an Phantasie hinter den Weltenburgern nicht zurückstehen mochte, habe ich sie auch gesehen. Zuerst „die Küssenden", und diese besonders deutlich, obwohl es wohl zwei unanständige Felsen sind. Denn der Küsserich, der dem Flusse die Hinterseite zuwendet, hat eine äußerst deutliche Silhouette, besonders in der Partie, die ihm zum Sitzen dienen würde, wenn er auf

den gefährlichen Einfall käme, ein Sitzbad in der Donau zu nehmen. Da er über hundert Meter hoch ist, würde er im Niederknieen die Schlucht versperren. Besser also, daß er seine Freundin stehend küßt. Es ist der kolossalste Kuß, den ich bisher gesehen habe, und die vielen Dohlen, die ihre Nester in den Leibern der Küssenden haben, schreien mit Recht fortwährend: „Seht! Seht! Seht! Kßt! Kßt! Kßt!"

Dann kommt ein Fels, der „die Jungfrau" heißt. Ich will seine Keuschheit nicht bestreiten, aber ich gestehe, daß meine Phantasie nicht kräftig genug war, zu erkennen, warum gerade er mit diesem Namen ausgezeichnet worden ist. Auch „Petrus und Paulus" habe ich nicht wieder erkannt. Vermutlich, weil ich in der Ikonographie der Apostel nicht genug beschlagen bin. Dagegen sah ich wirklich „die Eidechse" am Felsen hinaufkriechen und habe keine Ursache, daran zu zweifeln, daß die drei Klippen, die nahebei aus dem Flußbette aufsteigen, „drei Brüder" sind. Positiv genau aber habe ich den „Napoleon" gesehen, der sich aus Aerger über König Ludwigs Befreiungshalle verkehrt aufs Pferd gesetzt hat und nun mit einem Fernrohr nach Weltenburg guckt. Einige Meter weiter auf einem anderen Felsen steht sein „Koffer". Ein Sozialdemokrat hat jetzt eine rote Fahne darauf gepflanzt. Da Regensburg ultramontan ist, was man bei einer alten römischen Stadt begreiflich finden wird, wäre

eine schwarze Fahne besser am Platze. Aber die Klerikalen können nicht so gut klettern wie die Sozialdemokraten, und so wird wohl der Tag kommen, wo auf dem Regensburger Dom eine rote Fahne weht.

Und was wird dann aus den schönen Fußböden der königlichen Befreiungshalle? — Keine Angst! Es werden rote Filzlatschen herumstehen. Aus den Viktorien werden Freiheitsgöttinnen (man braucht ihnen bloß phrygische Mützen aufzusetzen), und wo jetzt die Namen der Generäle stehen, die Napoleon besiegt haben, wird man lesen: Vollmar, Bebel, Liebnecht, Grillenberger, Auer, Singer, Kautsky, Rosa Luxenburg. Selbst Ede Bernstein wird, aber in Parenthese, genannt sein. Eine neue Bedeutung und neue Namen für andere Siege. Aber das ästhetische Prinzip der Filzlatschen, das Prinzip beklommenen Herumschleichens um die Kunst, wird bleiben, da ja die Tatsache bestehen bleibt, daß die Befreiungshalle mehr als fünf Millionen Mark gekostet hat.

Der kleine Junge des Schiffers, der mich durch die Donauschlucht gefahren hatte, führte mich zu einem Wirtshause in Kelheim, wo ich etwas Außerordentliches erlebte: es gab dort trinkbaren Tee. Da man in Bayern auf dem Lande, wenn man Tee bestellt, Kamillentee zu bekommen pflegt, so glaubte ich an ein Wunder. Es waren aber drei junge englische Sportsmen daran schuld, die in diesem Gast-

hause wohnten. Heil ihnen! Es waren auch sonst recht angenehme Jünglinge, die sich der ersichtlichen Sympathie aller Stammgäste erfreuten. Sie sprachen sogar deutsch.

Ich verließ das erstaunliche Wirtshaus mit der Empfindung, daß die Annäherung zwischen Deutschland und England in vollem Gange ist.

Die Rückfahrt nach Regensburg war sehr lustig. In meinem Wagen saßen zwei Karmelitermönche, die mit zwei Jungfrauen mittleren Alters aufs anmutigste scherzten, wie die Gesundheit und Heiterkeit selber aussahen und mich aufs neue in meiner Ansicht bestärkten, daß die katholische Theologie ein sehr wohl bekömmliches Metier ist. Ich spreche ohne jede Ironie und will mit der Wohlbekömmlichkeit nicht sagen, daß meine Karmeliter die gewissen feisten Klosterherren von der Palette Eduard Grützners waren. Gewiß, sie waren gut genährt, aber vor allem: sie atmeten Zufriedenheit, Munterkeit, Witz, Behagen, Liebenswürdigkeit. Keiner von ihnen posierte den gestrengen Gottesmann, ohne daß sie deshalb dem geistlichen Gewande etwas vergaben. Dabei sahen beide sehr gescheit aus. Zumal der jüngere hatte ein paar so geistreiche Augen im Kopfe, daß mancher, der im „Pfaffen" das Urbild der Borniertheit zu erblicken glaubt, bei ihrem Anblick vielleicht auf andere Gedanken gekommen wäre. (Beiseite bemerkt: Es ist kein Zeichen von Klugheit, seine Gegner für dumm zu halten.)

Die Lustigkeit dieser Eisenbahnreise rührte aber nicht bloß von den Mönchen aus dem Orden vom Berge Karmel her, sondern auch von einer Klasse Regensburger Gymnasiasten, die mitfuhr und zuweilen Lieder aus dem „Amphion“ sang. Es gefiel mir sehr gut, wie munter Schüler und Professoren miteinander verkehrten. Wenn ich an meinen weiland Konrektor denke ... doch nein, ich will an Besseres denken. Ich bin nun dreiundvierzig Jahre alt, aber es läuft mir kalt über den Rücken, wenn ich genötigt bin, mich an diesen ... nun ja: Pädagogen zu erinnern. Also etwas Besseres, Hübscheres! Kurz vor Regensburg stieg ein Mädchenschwarm ein, gewiß drei Schock Backfische aus einer höheren Töchterschule. Sie seien allesamt gepriesen, denn sie haben meinen Augen wohlgetan. (Warum schickt „man“ mich auf Reisen! Das hat man davon!)

*

Am nächsten Tage bin ich dann in einem D-Zug nach München zurückgefahren. Dieser D-Zug brauchte nur zwei Stunden und besaß einen Speisewagen. Er beförderte keine Schweine, aber auch keine Brautjungfern. Er rannte wie besessen durch die Oberpfalz und Niederbayern und hielt nicht ein einziges Mal an. Was für ein blödsinniger Zug! — Und was das für eine Logik ist: er war teurer als meine Bummelzüge, obwohl er an den tausend gemütlichen Orten, Sachen, die rechts und links zu sehen

waren, so schnell vorbeiraste, daß man nichts von ihnen sah. Er ließ sich für diese Unterschlagung auch noch extra bezahlen, dieser flüchtige Schwindler. Ich warne vor ihm und seinesgleichen. Sie bringen ein falsches Tempo ins Leben, dessen Sinn zwar Bewegung, keineswegs aber Rasen ist.

Aber im Forstenrieder Park, den ich von fern ahnte, präparierte man die Straße zur Schnelligkeitskonkurrenz, und ich mußte mich daran erinnern, daß selbst das Automobil zum Rasen mißbraucht wird, diese verehrungswürdige Maschine, deren oberste Mission es ist, antivelociferisch zu wirken und die moderne Zappelmenschheit die edle Kunst des Reisens wieder zu lehren. Einstweilen aber sitzt Mephisto am Steuer, stellt die vierte Geschwindigkeit an und murmelt: Staub sollst du fressen und mit Lust!

Vor Forstenried (von der Bahn aus) liegt Fürstenried . . . Ich mußte an König Otto denken, dessen Residenz das kleine Schloß in dem kleinen Parke ist, in dessen Nähe nun alljährlich der Kampf der Wagen und Gestänke entbrennt. — Es gibt keinen strikteren Beweis für die Festigkeit des monarchischen Legitimitätsprinzipes als die Tatsache, daß selbst unheilbarer Wahnsinn nicht als genügender Grund erscheint, eine Krone von einem Haupte zu nehmen, das sie von Geburts wegen trägt. Die Phantasie dürfte es sich nicht erlauben, derlei zu erfinden. Man würde es Majestäts-

beleidigung nennen. Aber beleidigt sich das Prinzip nicht selbst? Schade, daß Adam Müller nicht mehr lebt. Er würde beweisen, daß es sich dadurch nur erst recht verklärt.

Die endlosen Bierwagenzüge werden sichtbar, München ist erreicht. Rechts grüßen Hacker-, Pschorr- und Augustinerbräu, links der gewaltige Spaten. Für Professor Forel muß es eine Art Spießrutenlaufen sein, wenn er in den Münchener Bahnhof einfährt. Ich für mein Teil bin toleranter und gönne jedem Menschen sein bißchen Gift. Auch das Prinzip des Abstinenten führt durch Konsequenz zum Absurden. Das ist allen Prinzipien gemein. Führt doch das Leben selber zum Tode.

Eine kleine Reise, — ein kleiner netter Umweg zum Grabe. Ist das traurig? Keine Spur. Man muß nur vor dem Tod nicht fliehen wollen, sondern gerade auf ihn losgehen, aber dabei nicht ihn, sondern das Leben im Auge haben. Auch dieses Prinzip ist schließlich absurd und paradox. Und dennoch vernünftig. Denn vernünftig ist, was der Mensch als Stimme der Notwendigkeit in sich vernimmt, anerkennt und befolgt.

Im übrigen: Nenn's Gott, nenn's Liebe . . . Amen.

Von

Otto Julius Bierbaum

erschienen im gleichen Verlage:

Prinz Kuckuck

Leben, Taten, Meinungen und Höllenfahrt eines Wollüstlings

In einem Zeitroman. 12. Auflage. 3 Bände. Geh. M. 15.—, geb. M. 18., Lux.-Ausg. M. 30.—

Sonderbare Geschichten

I. Schmulius Cäsar und andere Erscheinungen. II. Der Steckenpferdpastor und andere französische Geschichten. III. Der heilige Mime und andere Grotesken

3 Bände. 5. Aufl. Geh. M. 8.—, geb. M. 12.— Vorzugsausgabe (100 vom Autor signierte Exemplare) M. 25.—. Einzeln geh. M. 3.—, geb. M. 4.50

Lilieneron

Mit einem Widmungsbrief von M. G. Conrad. 2. Auflage. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50

Fritz von Uhde

Mit modernen Kunstbeilagen. Geh. M. 1.80

Maultrommel und Flöte

Neue Verse. 4. Auflage. Geh. M. 1.25, geb. in Ganzpergament M. 3.—

Zwei Stilpekomödien

Das Cenacle der Maulesel und Die Schlangendame. 2. Auflage. Geh. M. 2.—, geb, M. 3.—

Im Frühjahr 1910 gelangen zur Ausgabe:

Die Päpstin Roman

Das schöne Mädchen von Pao

Ein chinesischer Roman

Prachtausgabe mit Bildern von Franz v. Bayros.

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt.

102465
LG
B588y
Author Bierbaum, Otto Julius
Title Die Yankeedoodle-Fahrt. 4d.7.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU